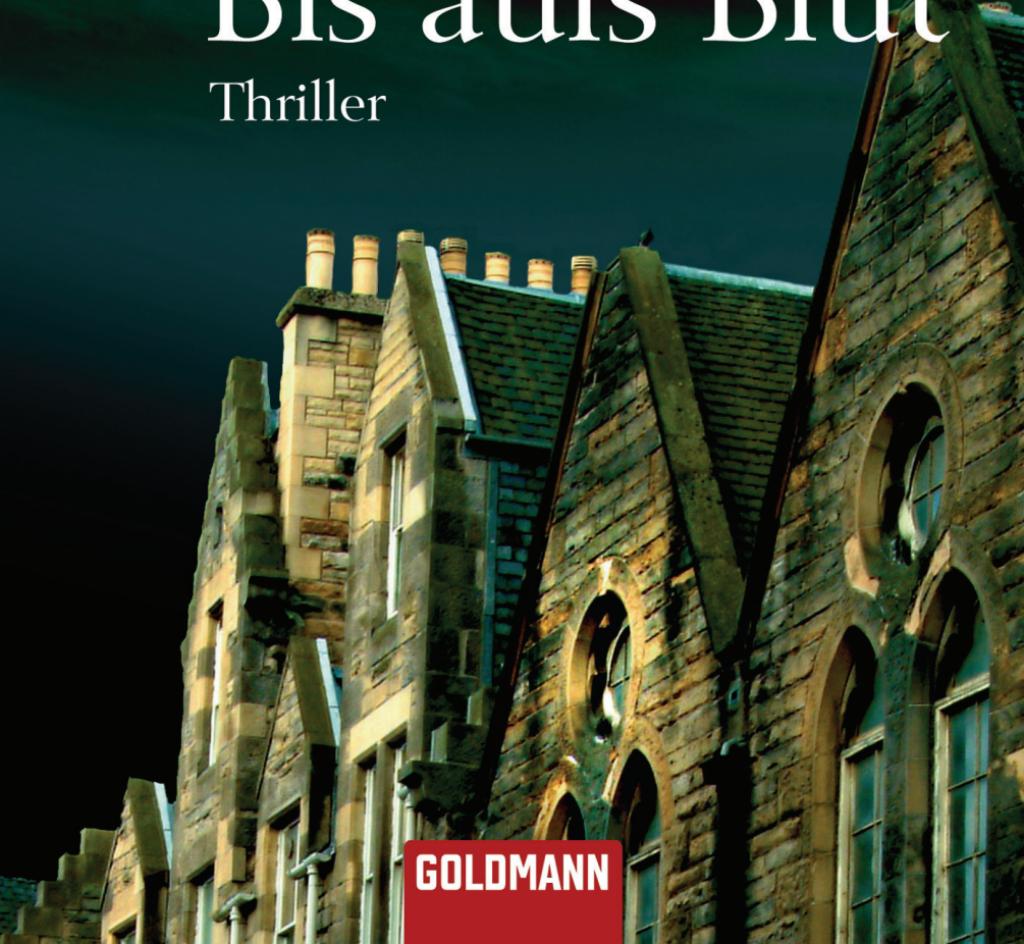


Jan
Rankin
als Jack Harvey

Bis aufs Blut

Thriller



GOLDMANN

Ian Rankin

Bis aufs Blut

Thriller

Deutsch
von Ditte und Giovanni Bandini

GOLDMANN

Inhaltsverzeichnis

Buch

Autor

Von Ian Rankin bei Goldmann lieferbar

Widmung

Erster Teil

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Zweiter Teil

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Dritter Teil

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Vierter Teil

Kapitel 30

Kapitel 31

Danksagung

Copyright

Buch

Mark Wesley ist ein Killer. Er soll eine Frau erschießen, die Fernsehjournalistin Eleanor Ricks. Präzise erledigt der Profi seinen Auftrag. Doch trotz minutiöser Planung erscheint die Polizei fast augenblicklich am Tatort, und Wesley kann nur durch ein geschicktes Manöver entkommen. Misstrauisch geworden, stellt Wesley Nachforschungen über sein Opfer an und findet heraus, dass Eleanor Ricks an einer Enthüllungsstory über eine obskure Sekte namens »Disciples of Love« gearbeitet hat. Wesley reist nach Amerika, wo er den Sitz dieser Sekte vermutet. Doch auch ein anderer hat sich dorthin auf den Weg gemacht: der zwielichtige Privatdetektiv Leo Hoffer. Schon vor Jahren hat er sich an Wesleys Fersen geheftet, diesen aber stets um Haarsbreite verfehlt. Diesmal aber kommt er Wesley gefährlich nahe - und die Grenze zwischen Gut und Böse verwischt zusehends ...

Autor

Ian Rankin ist Großbritanniens führender Krimiautor. Der internationale Durchbruch gelang dem 1960 im schottischen Fife geborenen Rankin mit seinem melancholischen Serienhelden John Rebus, der aus den internationalen Bestsellerlisten nicht mehr wegzudenken ist. Aber auch im Thriller-Genre reüssierte er mit überragendem Erfolg. Nach »Die Kassandra Verschwörung« ist »Bis aufs Blut« bereits sein zweiter rasanter Thriller. Rankin wurde mit zahlreichen begehrten und renommierten Preisen ausgezeichnet. Der Autor lebt mit seiner Frau und seinen beiden Söhnen in Edinburgh.

Mehr Informationen zum Autor und seinen Büchern unter: www.ian-rankin.de

Von Ian Rankin bei Goldmann lieferbar

Die Kassandra Verschwörung. Thriller (46375)

Der diskrete Mr. Flint. Roman (46147)

Eindeutig Mord. Zwölf Fälle für Inspector Rebus (45604)

Die Rebus-Romane in chronologischer Reihenfolge:

Verborgene Muster (44607) · Das zweite Zeichen (44608) ·

Wolfsmale (44609) · Ehrensache (45014) · Verschlüsselte

Wahrheit (45015) · Blutschuld (45016) · Ein eisiger Tod

(45428) · Das Souvenir des Mörders (44604) · Die Sünden

der Väter (45429) · Die Seelen der Toten (44610) · Der kalte

Hauch der Nacht (45387) · Puppenspiel (45636) · Die Tore

der Finsternis (45833) · Die Kinder des Todes (46314) · So

soll er sterben (46440) · Im Namen der Toten (gebundene

Ausgabe, 54606) · Ein Rest von Schuld (gebundene Ausgabe,

54639)

Für Elliott und Fawn

Erster Teil

1

Sie hatte noch knapp drei Stunden zu leben, und ich nippte in der Hotelbar an meinem Grapefruitsaft mit Tonic.

»Sie wissen, wie das heutzutage ist«, sagte ich, »nur die Härtesten schaffen es. Kein Platz für blutende Herzen.«

Mein Trinkgenosse war selbst Geschäftsmann. Auch er hatte die Hochs und Tiefs der Achtziger überlebt und nickte jetzt so emphatisch, wie der Whisky, den er intus hatte, ihm gestattete.

»Blutende Herzen«, sagte er, »gehören auf den OP-Tisch, nicht ins Geschäftsleben.«

»Darauf trinke ich«, sagte ich, obwohl es in meiner Branche natürlich um *nichts anderes* als um blutende Herzen geht.

Gerry hatte mich kurz zuvor gefragt, womit ich meine Brötchen verdiene, und ich hatte ihm Import - Export gesagt. Einmal hatte ich nämlich Scheiße gebaut, als ich mir einen Beruf in allen Details zurechtlegte, nur um erfahren zu müssen, dass der Typ, mit dem ich gerade zusammen an der Bar saß, in genau derselben Branche arbeitete. Nicht gut. Inzwischen bin ich besser, viel vorsichtiger, und an einem Abschusstag trinke ich nicht. Nicht einen Tropfen. Nicht mehr. Es hieß, ich würde allmählich nachlassen. Völliger Unfug natürlich, aber manchmal ist es schwierig, Gerüchte aus der Welt zu schaffen. Ich kann ja schließlich keine Anzeige in den Zeitungen schalten. Aber ich wusste, ein paar gute, saubere Abschüsse würden diese spezielle kleine üble Nachrede Lügen strafen.

Außerdem war der heutige Auftrag wirklich keine große Sache: Ich hatte ihn auf dem Silbertablett serviert bekommen, wie ein Geschenk. Ich wusste, wo sie sein und was sie gerade tun würde. Ich wusste nicht nur, wie sie aussah, ich wusste auch ziemlich genau, was sie anhaben würde. Ich wusste eine

ganze Menge über sie. Ich würde mich für diesen Abschuss nicht sonderlich anstrengen müssen, aber *das* würden potentielle künftige Auftraggeber ja nicht wissen. Sie würden lediglich meine Trefferquote sehen. Schön, ich würde sämtliche leichten Ziele annehmen, die sich mir boten.

»Und, was kaufen und verkaufen Sie so, Mark?«, fragte Gerry.

Ich war Mark Wesley. Ich war Engländer. Gerry war ebenfalls Engländer, aber als international tätige Geschäftsleute sprachen wir miteinander *mid-Atlantic*: die Lingua franca der Businesswelt. Wir waren neidisch auf unsere amerikanischen Vettern, hätten es aber niemals zugegeben.

»Was immer gerade verlangt wird, Gerry«, sagte ich.

»Darauf trink ich.« Gerry prostete mir mit Whisky zu. Es war fünfzehn Uhr Ortszeit. Der Whisky kostete sechs Pfund das Glas, auch nicht viel mehr als mein alkoholfreier Drink. Ich habe schon in Hotelbars auf der ganzen Welt getrunken, und diese eine sah wie jede andere aus. Halbdunkel selbst bei Tag, die immer gleichen Flaschen hinter dem blank polierten Tresen, der immer gleiche uniformierte Barkeeper, der aus ihnen einschenkt. Ich empfinde diese Unveränderlichkeit als beruhigend. Ich hasse es, an einen fremden Ort zu fahren, wo man keinerlei Bezugspunkt findet, nichts Erkennbares, woran man sich halten könnte. Ägypten konnte ich nicht ausstehen: Selbst die Coke-Logos waren auf Arabisch geschrieben, und die Zahlen stimmten alle nicht, und alle Leute trugen die falschen Klamotten. Dritte-Welt-Länder mag ich nicht; wenn das Honorar nicht *wirklich* verlockend ist, erledige ich da grundsätzlich keine Aufträge. Ich bin gern an einem Ort mit sauberen Krankenhäusern und hygienischen Einrichtungen, trockenen Laken auf dem Bett, Englisch sprechenden, lächelnden Gesichtern.

»Tja, Gerry«, sagte ich, »war nett, sich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Fand ich auch, Mark.« Er öffnete seine Brieftasche und zog eine Geschäftskarte heraus. »Hier, für alle Fälle.«

Ich sah sie mir an. Gerald Flitch, Marketingstrateg. Darunter ein Firmenname, Telefon-, Fax- und Autotelefonnummer und eine Liverpooler Adresse. Ich steckte die Karte ein, klopfte mir dann auf das Jackett.

»Tut mir leid, ich kann mich nicht revanchieren. Keine Karten dabei.«

»Schon okay.«

»Aber die Drinks gehen auf mich.«

»Tja also, ich weiß nicht -«

»Ist mir ein Vergnügen, Gerry.« Der Barkeeper gab mir die Rechnung, und ich unterschrieb sie und notierte dazu meine Zimmernummer. »Schließlich«, sagte ich, »kann man nie wissen, ob *ich* sie nicht mal um einen Gefallen bitten muss.«

Gerry nickte. »Im Geschäftsleben braucht man Freunde. Ein Gesicht, dem man vertrauen kann.«

»Das stimmt, Gerry, in unserem Metier ist Vertrauen das A und O.«

Woraus man klar ersehen kann, dass ich in philosophischer Stimmung war.

Wieder in meinem Zimmer, hängte ich das »Bitte nicht stören«-Schild raus, schloss die Tür ab und klemmte einen Stuhl unter die Klinke. Das Bett war zwar schon gemacht, die Handtücher waren im Bad gewechselt worden, aber man konnte nie vorsichtig genug sein. Manchmal tauchte unversehens ein Zimmermädchen auf. Zwischen Anklopfen und Aufschließen ließen sie nie viel Zeit verstreichen.

Ich holte den Koffer aus dem Kleiderschrank und legte ihn aufs Bett, überprüfte dann das Streifchen Klebeband, mit dem ich ihn versiegelt hatte. Das Siegel war noch intakt. Ich zerschnitt es mit dem Daumennagel, schloss den Koffer auf, nahm ein paar Hemden und T-Shirts heraus, bis der dunkelblaue Regenmantel zum Vorschein kam. Den hob ich heraus und legte ihn auf das Bett. Bevor ich weitermachte, streifte

ich meine Autohandschuhe aus Glacéleder über. Erst jetzt faltete ich den Mantel auseinander. Darin lag, in Plastikfolie eingewickelt, mein Gewehr.

Man kann nie vorsichtig genug sein, und wie vorsichtig man auch ist, hinterlässt man zwangsläufig Spuren. Ich bemühe mich, mit den Fortschritten der Kriminaltechnik mitzuhalten, und ich weiß, dass wir alle, wo wir auch sind, Spuren hinterlassen: Gewebefasern, Haare, einen Fingerabdruck, Hautfett von einem Finger oder Arm. Heutzutage reicht ein einziges Haar für eine DNA-Abgleichung. Deswegen war das Gewehr in Plastikfolie eingewickelt, die hinterließ weniger Spuren als Stoff.

Das Gewehr war schön. Ich hatte es in Max' Werkstatt sorgfältig gereinigt und dann nach Kennzeichnungen und sonstigen charakteristischen Merkmalen untersucht. Beim Entfernen der Seriennummern ist Max immer sehr gewissenhaft, aber ich gehe lieber auf Nummer sicher. Ich hatte mir für das Gewehr einige Zeit genommen, hatte mich mit ihm, seinem Gewicht und seinen wenigen Eigenheiten vertraut gemacht. Ich hatte mehrere Tage lang damit geübt und dabei sorgsam darauf geachtet, sämtliche verschossenen Projektilen und Patronenhülsen zu entsorgen, damit niemand sie zum Gewehr zurückverfolgen konnte. Jede Schusswaffe hinterlässt bestimmte, einzigartige Spuren auf dem Geschoss. Anfangs hatte ich mir das auch nicht vorstellen können, aber offenbar stimmt es.

Die Munition stellte ein Problem dar. Mir war nicht wohl bei dem Gedanken, daran herumzubasteln. Aber jede Patronenhülse trägt eine gepunzte Markierung, anhand derer sie sich einwandfrei identifizieren lässt. Ich hatte versucht, bei ein paar Patronen die Markierung abzufeilen, was auf meine Trefferquote keine Auswirkungen zu haben schien. Aber am Tag X durfte *nichts* schiefgehen. Also fragte ich Max, und der erklärte, die Patronen ließen sich zu einer Lieferung zurückverfolgen, die während des Golfkriegs die britischen Einhei-

ten nach Kuwait begleitet hatte. (Ich fragte nicht, wie Max an sie rangekommen war; wahrscheinlich auf die gleiche Weise wie an das Gewehr.) Manche Scharfschützen basteln ihre Munition gern selbst zusammen. So wissen sie, dass sie sich wirklich auf sie verlassen können. Aber dazu fehlt mir das Knowhow, und ich glaube im Übrigen auch nicht, dass das groß was bringt. Max stellte manchmal Munition für mich her, aber in letzter Zeit waren seine Augen nicht mehr so gut.

Die Munition war .338 Lapua Magnum. Vollmantelgeschoss: Das ist bei Militärmunition praktisch die Regel, da es den Forderungen der Genfer Konvention nach einem möglichst »humanen« Projektil am ehesten entspricht.

Nun, ich bin kein Tier, hatte also nicht vor, gegen die Genfer Konvention zu verstößen.

Max hatte mir sogar eine Auswahl von Waffen vorlegen können. Deswegen kaufe ich bei ihm ein. Er stellt wenige Fragen und ist bestens ausgestattet. Dass er mitten in der Pampa wohnt, ist ein weiterer Pluspunkt, da ich so den ganzen Tag üben kann, ohne jemanden zu stören. Dann ist da noch seine Tochter Belinda, die schon für sich genommen die Anreise wert wäre. Wenn ich irgendwo im Ausland gewesen bin, bringe ich ihr immer ein Geschenk mit. Nicht dass ich mit ihr - Sie wissen schon - , jedenfalls nicht, solange Max da ist. Er zeigt ihr gegenüber starke Beschützerinstinkte, und sie ihm gegenüber ebenso. Bei den beiden muss ich an die Schöne und das Biest denken. Bel hat kurzes blondes Haar, leicht schräg stehende Katzenaugen und eine lange, gerade Nase. Ihr Gesicht sieht wie poliert aus. Max dagegen kämpft schon seit Jahren mit dem Krebs. Er hat vermutlich ein ganzes Viertel seines Gesichts verloren, und er hält die rechte Wange, von unterhalb des Auges bis knapp über der Oberlippe, unter einer weißen Plastikprothese verborgen. Manchmal nennt Bel ihn das Phantom der Oper. Bei ihr lässt er das durchgehen. Von jemand anderem würde er sich das nicht bieten lassen.

Ich glaube, das ist der Grund, warum er sich immer freut, mich zu sehen. Es liegt nicht nur daran, dass ich reichlich Geld dabeihabe und was von ihm will, sondern auch, dass er nicht viele Leute zu Gesicht bekommt. Oder besser gesagt, er lässt es nicht zu, dass viele Leute *ihn* zu Gesicht bekommen. Er verbringt den ganzen Tag in seiner Werkstatt, wo er seine Waffen reinigt, schleift und poliert. Und ein Gutteil seiner Nächte verbringt er ebenfalls dort.

Er hatte eine Remington 700 mit einem bereits montierten Redfield-Zielfernrohr. Die US-Marines benutzen diese Militärversion der »Varmint« (mit der amerikanische Farmer »Ungeziefer« wie Präriehunde, Waschbären und Kojoten abknallen) als Scharfschützengewehr. Ich hatte schon mal eine benutzt und nichts gegen sie einzuwenden. Interessanter war allerdings ein Sterling Scharfschützengewehr. Die meisten Leute, die ich bislang kennengelernt hatte, dachten, in Dagenham würden nur Autos hergestellt, aber genau da kam das Sterling her. Es war benutzerfreundlich, bis hin zur Wangenstütze und der gezogenen Basküle. Man konnte es mit jeder beliebigen Führungsschiene bestücken und dadurch jedes auf dem Markt erhältliche Zielfernrohr oder Nachtsichtgerät einsetzen. Ich muss zugeben, es war verlockend.

Es gab auch noch andere Waffen. Max hatte sie nicht auf Lager, wusste aber, wo er sie beziehen konnte: eine L39A1, das hässliche Mauser SP66, ein Fusil Modèle 1 Type A. Aber ich entschied, dass ich etwas Britisches wollte. Nennen Sie mich ruhig sentimental. Und schließlich übergab mir Max das Gewehr, von dem wir beide gewusst hatten, dass es die Waffe meiner Wahl sein würde: ein Model PM.

Die Herstellerfirma, Accuracy International, nennt das Gewehr PM. Ich weiß nicht, wofür die Buchstaben stehen, vielleicht Post Mortem. Die britische Armee kennt es allerdings als Sniper Rifle L96A1. Etwas sperrig, wie Sie zugeben werden, weswegen Max und ich beim schlichten PM bleiben. Es gibt davon verschiedene Versionen, und Max bot mir das Su-

per Magnum an (daher auch die 338 Lapua Magnum-Munition). Das Gewehr war schon von Haus aus nicht gerade das, was man eine Schönheit nennen würde, und als ich es in meinem Hotelzimmer auspackte, fand ich es sogar noch unansehnlicher, da ich die Originaltarnlackierung zusätzlich getarnt hatte.

Das olivgrün lackierte PM ist prima, wenn man sich zwischen Bäumen versteckt, aber schon weniger unauffällig, wenn man vom grauen Beton einer Stadt umgeben ist. Also hatte ich es in Max' Werkstatt mit grauem Klebeband umwickelt und dabei die ganze Zeit die Handschuhe anbehalten, um keine Fingerabdrücke auf dem Band zu hinterlassen. Infolgedessen sah das PM jetzt so aus wie das ballistische Äquivalent des Unsichtbaren: von oben bis unten bandagiert - bis auf die wenigen Partien, an die ich rankommen musste. Es war eine ziemliche Arbeit gewesen; allein den Lauf zu umwickeln hatte gute zwei Stunden in Anspruch genommen.

Das PM ist mit fast zehn Zentimetern mehr Lauf als die Remington ein langes Gewehr und auch schwer, obwohl es größtenteils aus Kunststoff besteht - wenn auch aus hochschlagfestem. Doppelt so schwer wie die Remington und gut sieben Pfund schwerer als das Sterling. Aber das störte mich nicht, schließlich musste ich das Ding ja nicht durch den Dschungel schleppen. Noch länger wurde das Gewehr durch den selbstgebastelten Mündungsfeuerdämpfer, den ich daran montierte. (Während er mir dabei zusah, lächelte Max mit der Hälfte seines Gesichts. Wie ich, ist er ein Bewunderer von handwerklicher Schönheit, und das Beste, was man vom Ergebnis meiner Bemühungen sagen konnte, war, dass es seinen Zweck erfüllte.)

Alle Gewehre, die Max mir angeboten hatte, waren Repetierbüchsen mit Geradzugverschluss, alle Kaliber 7,62 mm, und alle hatten vier Züge mit Rechtsdrall. Sie unterschieden sich hinsichtlich Bauart und Mündungsgeschwindigkeit, Län-

ge und Gewicht, aber sie wiesen *ein* gemeinsames Merkmal auf: Sie waren alle tödlich.

Am Ende entschied ich, dass ich das integrierte Zweibein nicht brauchte: Bei dem Winkel, in dem ich schießen würde, wäre es eher hinderlich als nützlich. Also montierte ich es ab, was das Gesamtgewicht ein wenig verringerte. Das PM nimmt zwar ein Magazin zu zehn Patronen auf, aber ich wusste, dass ich höchstens zwei Schuss haben würde, vorzugsweise nur einen. Bei Repetiergewehren hatte man manchmal keine Zeit für einen zweiten Schuss. Während man den Auszieher betätigte, ging die Beute in Deckung.

Endlich nahm ich die Waffe in die Hand und stellte mich damit vor die hohe Spiegeltür des Kleiderschranks. Die Vorhänge waren zugezogen, deswegen brauchte ich keine Bedenken zu haben. Das Zielfernrohr war schon montiert. Ah, Max hatte mir die Entscheidung *so* schwer gemacht! Er hatte mir ein Redfield angeboten, ein Parker-Hale, das Zeiss Diavari ZA... sogar das alte Scharfschützenfernrohr Nr. 32. Aber das PM war für diese Modelle nicht ausgerüstet, und so entschied ich mich, anstatt lang herumzumachen und mir eigens eine spezielle Montage fräsen zu müssen, für ein Schmidt und Bender 6 x 42 - und fragte mich dabei, ob ich es diesmal nicht vielleicht doch ein bisschen übertrieb.

Da hatte ich ein Gerät, mit dem ich auf fünfhundert Meter Entfernung einen Floh vom Schnurrhaar einer Katze wegputzen konnte, während ich lediglich auf ein Zehntel dieser Distanz einen völlig ungedeckten Menschen zu treffen brauchte. Was musste ich mir all diese ausgefeilte Technik kaufen, wenn es irgendein in China zusammengepfuschtes Ding genauso getan hätte? Max hatte darauf eine Antwort.

»Du weißt Qualität, weißt Stil zu schätzen.«

Wie wahr, Max, wie wahr. Wenn meine Zielpersonen schon aus der Welt geschafft werden mussten, wollte ich ihnen den bestmöglichen Abgang verschaffen. Ich sah auf meine Uhr, überprüfte sie dann anhand des Radioweckers.

Sie hatte noch knapp zwei Stunden zu leben.

2

Alles wartete auf Eleanor Ricks.

Sie war an diesem Morgen aus einem bleischweren Tabletenschlaf aufgewacht und wusste, dass ein weiterer Tag auf sie wartete, bereit, sie zu beißen. In der Küche warteten Frühstück und Ehemann Freddy, außerdem Mrs. Elfman. Wenn Eleanor und Freddy beide arbeiteten, kam Mrs. Elfman vorbei und bereitete das Frühstück vor, spülte anschließend alles ab und räumte die Zimmer auf. Wenn sie nicht arbeiteten, putzte sie nur. Freddy beharrte darauf, einer von ihnen beiden *müsste* doch wohl imstande sein, Frühstücksflocken oder ein Ei mit Bratwürstchen und eine Kanne Kaffee zuzubereiten, wenn er nicht gerade an die Arbeit denken musste. Komischerweise lief es, wenn Mrs. Elfman nicht einsprang, aber immer darauf hinaus, dass Eleanor kochte - selbst wenn *sie* zur Arbeit musste, während Freddy »freihatte«. Heute war allerdings für beide ein Arbeitstag.

Freddy Ricks war Schauspieler, ein in den frühen Achtzigerjahren (wenn auch nur in TV-Sitcoms) durchaus erfolgreicher, verdiente sich aber jetzt seine Brötchen mit - spärlichen - »Charakterrollen«. Er hatte es mit dem Theater versucht, das ihm nicht lag, und einen ziemlichen Batzen ihrer gemeinsamen Ersparnisse für einen fruchtbaren Aufenthalt in Hollywood verschwendet beim Versuch, Produzenten und Regisseure, die vom britischen Fernsehen zur Leinwand avanciert waren, auf sich aufmerksam zu machen. Heute trat er in einem Werbespot für Frühstückszerealien auf. Es würde nur eine Halbnahaufnahme werden; er müsste einen gelben Südwesten tragen und ein verdutztes Gesicht machen. Er hatte zwei Zeilen Text, aber die sollten später von einem anderen

Schauspieler synchronisiert werden. Freddy begriff nicht, warum den Leuten seine Stimme nicht gut gefiel. Für die zwölf Millionen Zuschauer, die sich von 1983 bis 1984 Woche für Woche *Stand By Your Man* angeschaut hatten, war sie, wie er einwandte, doch auch gut genug gewesen.

Er saß am Tisch, mampfte Cornflakes, las sein bevorzugtes Boulevardblatt und sah wütend aus; aber das tat er in letzter Zeit immer. Das Radio stand auf dem Abtropfbrett und war kaum zu hören, weil Freddy kein Radio mochte. Mrs. Elfman aber schon, und so hielt sie den Kopf schief, um etwas zu verstehen, während sie gleichzeitig das Geschirr vom Vorabend spülte.

»Morgen, Mrs. E.«

»Morgen, Mrs. Ricks, wie haben Sie geschlafen?«

»Wie ein Stein, danke.«

»Manche haben eben Glück«, murmelte Freddy. Eleanor schenkte ihm keinerlei Beachtung, ebenso wenig Mrs. Elfman. Eleanor goss sich einen Becher schwarzen Kaffee ein.

»Möchten Sie etwas essen, Mrs. Ricks?«

»Nein, danke.«

»Das Frühstück ist die wichtigste Mahlzeit des Tages.«

»Ich bin noch voll von gestern Abend.« Das war eine Lüge, aber was hätte sie sonst sagen sollen: Wenn ich einen einzigen Bissen esse, besteht die Gefahr, dass ich mich den ganzen Vormittag übergebe? Mrs. Elfman hätte das für einen Witz gehalten.

»Ist Archie auf?«

»Keine Ahnung«, knurrte Freddy.

Archie war ihr Sohn, siebzehn Jahre alt und »Computerspieler« in einer Popgruppe. Eleanor hatte noch nie was davon gehört, dass sich ein Computer wie ein Musikinstrument spielen ließ, aber dann hatte Archie es ihr demonstriert. Jetzt nahm seine Gruppe ihre zweite Platte auf, nachdem die erste in örtlichen Klubs sehr gut gelaufen war. Sie ging an die Treppe und rief nach ihm. Es kam keine Antwort.

»Er ist ein gottverdammter Dracula«, nörgelte Freddy. »Lässt sich bei Tageslicht nicht blicken.« Mrs. Elfman warf ihm einen bösen Blick zu, und Eleanor verschwand in ihrem Arbeitszimmer.

Eleanor Ricks war eine freie Enthüllungsjournalistin, die es irgendwie geschafft hatte, sich ohne die üblichen »Enthüllungen« über Popstars, Medienpromis und Royals einen Namen zu machen. Eines Tages aber hatte sie erfahren, dass Illustrierte beabsichtigten, über *sie* zu berichten, und sie hatte ihre bisherige berufliche Laufbahn neu überdacht. Nachdem sie also jahrelang für Zeitungen und Zeitschriften geschrieben hatte, stieg sie jetzt endlich ins Fernsehen ein - gerade als Freddy, wie es aussah, sich davon zu verabschieden begann. Armer Freddy: Sie dachte einen Augenblick lang an ihn und machte sich dann an die Arbeit.

Heute würde sie Molly Prendergast interviewen, die Sozialversicherungsministerin. Treffpunkt war ein Hotel im Stadtzentrum. Sie würden sich über nichts unterhalten, was das Sozialversicherungsministerium oder Molly Prendergasts Amt betraf, ja nicht einmal über ihre Rolle innerhalb ihrer Partei. Es sollte ein weit persönlicheres Gespräch werden, was auch der Grund dafür war, dass sie sich nicht im Ministerium, sondern in einem Hotel trafen.

Das war Eleanors Idee gewesen. Sie nahm an, dass es ihr auf neutralem Boden gelingen würde, mehr aus Molly Prendergast herauszuholen. Sie wollte keine Politikerin reden hören - sie wollte eine Mutter hören ...

Sie ging ihre Notizen noch einmal durch, ihre Fragenliste, die Zeitungsausschnitte und Videoaufzeichnungen. Sie telefonierte mit ihren Rechercheuren und ihrer Assistentin. Es war nur ein Vorabinterview und würde nicht gesendet werden. Eleanor würde es auf Tonband aufzeichnen, aber nur für den eigenen Gebrauch. Es würde keine Kameras oder Tontechniker geben - nur zwei Frauen, die sich zu einem Plausch und einem Drink trafen. Sollte sich Prendergast als nützlich für

das Projekt erweisen, würde man sie anschließend um ein richtiges Interview vor laufender Kamera bitten und ihr dann noch einmal die gleichen oder ähnliche Fragen stellen. Eleanor wusste, dass die Molly Prendergast, die sie heute vors Mikro bekam, nicht dieselbe sein würde wie die zu einem späteren Termin. Vor der Kamera würde die Politikerin viel vorsichtiger, viel mehr auf der Hut sein. Aber Eleanor würde trotzdem etwas mit ihr anfangen können: Prendergast besaß einen Namen, und diese Story brauchte einen Namen, der ihr etwas Aufmerksamkeit verschaffte. Behauptete Joe jedenfalls die ganze Zeit.

Sie hatte die Akkus ihres Kassettenrekorders über Nacht im Ladegerät gelassen. Um sie zu testen, sprach sie jetzt ein paar Worte aufs Band und spulte es dann zurück. Der Rekorder hatte, so klein, wie er war, ein eingebautes Stereomikrofon und einen winzigen, aber leistungsstarken Lautsprecher. Sie würde drei Neunzig-Minuten-Kassetten mitnehmen, obwohl nur ein einstündiges Interview geplant war. Aber das Gespräch konnte sich schließlich in die Länge ziehen, oder ein Band konnte reißen. Was dachte sie sich da eigentlich zusammen? Sie *würden* nicht überziehen. Zwei Kassetten würden vollauf reichen. Aber mit Akkus sollte sie besser nicht geizen.

Sie spulte das Videomaterial zurück und sah es sich noch einmal aufmerksam an, ging dann an ihren Computer und feilte an ein paar ihrer Fragen, löschte eine und fügte zwei weitere hinzu. Sie druckte diese neue Liste aus und las sie noch einmal durch. Dann faxte sie sie ihrem Produzenten zu und erhielt telefonisch sein Okay.

»Sind Sie sicher?«, fragte Eleanor.

»Ich bin sicher. Machen Sie sich wegen der Sache keinen Kopf, Lainie.« Sie hasste es auf den Tod, wenn er sie »Lainie« nannte. Eines Tages würde sie es ihm ins Gesicht sagen ... Aber nein, das stimmte ja gar nicht. Es war weiß Gott ein kleiner Preis für Joe Drapers Unterstützung. Joe war ein her-

vorragender Produzent, wenn auch, wie so viele seiner Kollegen beim Fernsehen, eine richtige Diva. Sein Geld hatte er mit einer Krimiserie und ein paar Sitcoms gemacht (eine davon mit Freddy in der Rolle des Nachbarn auf Irrwegen), dann hatte er eine eigene Produktionsfirma gegründet und sich auf Dokumentarfilme und Dokudramen spezialisiert. Es waren gute Zeiten für selbständige Produzenten, solange man ein Gespür für den Markt und ein paar Connections zu den verschiedenen Sendern hatte. Joe hatte jede Menge Freunde: Die Wochenend-Kokspartys, die er in seinem Haus in Wiltshire veranstaltete, waren *sehr* beliebt. Er hatte sie schon ein paarmal dazu eingeladen, allerdings immer ohne Freddy.

»Sie vergessen eins, Joe: Für mich ist das Neuland, und ich kann da einfach nicht so relaxt wie Sie sein.« Okay, sie war auf ein Kompliment aus, und natürlich wusste das Joe.

»Lainie, Sie sind die Beste. Tun Sie einfach das, was Sie am besten können. Reden Sie mit ihr, bringen Sie sie dazu, sich zu öffnen, und dann lehnen Sie sich zurück und machen ein interessiertes Gesicht. Sie wissen schon, als ob Sie eine...« Da kam also wieder einer von Joes auf sämtlichen Beinen hinkenden Vergleiche: »... eine Löwenbändigerin wären. Sie gehen rein, knallen mit der Peitsche, und sobald sie anfängt, ihre Kunststücke zu machen, können Sie relaxen und den Applaus einsacken.«

»Glauben Sie, dass es wirklich so leicht ist, Joe?«

»Nein, es ist harte Arbeit. Aber das Geheimnis ist, es nicht wie harte Arbeit *aussehen* zu lassen. Es sollte so glatt sein wie ein Billardtuch, so glatt, dass sie erst merkt, dass sie eingelocht worden ist, wenn sie in die Tasche plumpst.« Dann lachte er, und sie lachte mit ihm und wunderte sich über sich selbst. »Hören Sie, Lainie, das wird gutes Fernsehen, ich spüre es. Sie haben eine tolle Idee, und Sie packen die Sache genau richtig an, nämlich an der menschlichen Seite. Das zieht, schon seit der Zeit, als das Fernsehen noch in den Windeln lag. Jetzt packen Sie es an!«

Sie lächelte müde. »In Ordnung, Joe, mach ich.« Dann legte sie auf.

Zufrieden, rief sie den Fahrradbotendienst an. Sie schrieb einen kurzen Begleitbrief, legte ihn mit einer Kopie der Fragen in einen braunen DIN-A4-Umschlag und schrieb darauf Prendergasts Namen und Privatadresse. Als der Bote eintraf, zögerte sie kurz, bevor sie den Umschlag aus der Hand gab. Dann schloss sie die Tür und atmete aus. Sie befürchtete, sich übergeben zu müssen, aber dann ging's wieder. Das war's. Das waren die Fragen, mit denen sie es durchziehen würde. Bis fünf blieb ihr nicht viel anderes zu tun, als in Panik zu geraten und ein paar Pillen zu schlucken. Vielleicht würde sie ein bisschen rausgehen, um sich zu beruhigen, zum Regent's Park spazieren und dann einmal um den Zoo herum. Die frische Luft und das Gras, die Bäume, die Kinder, die spielten und rannten oder durch die Gitterstäbe die Tiere bestaunten - diese Dinge beruhigten sie normalerweise. Sogar die Düsenflugzeuge am Himmel konnten eine gewisse Wirkung haben. Aber es funktionierte nur in fünfzig Prozent der Fälle. Die Hälfte der Male musste sie sich, nachdem sie sich beruhigt hatte, auf eine Parkbank setzen und weinen. Sie heulte und versteckte das Gesicht in ihrem Mantel und konnte niemandem erklären, warum sie es tat.

Sie konnte es nicht erklären, wusste es aber durchaus. Sie tat es, weil sie Angst hatte.

Am Ende blieb sie dann doch zu Hause. Sie lag in der Badewanne, als das Telefon klingelte. Mrs. Elfman war schon nach Hause gegangen, nachdem sie Eleanor wieder einmal erklärt hatte, sie würde Archies Zimmer nicht anrühren, bevor er nicht das schlimmste Chaos selbst beseitigt hätte. Freddy war zu seinem Südwest-Zerealien-Spot aufgebrochen, ohne sich auch nur zu verabschieden, geschweige denn, ihr alles Gute zu wünschen. Sie wusste, dass er nicht rechtzeitig wieder daheim sein, sondern in einen seiner vielen Pubs gehen würde, um sich mit anderen verbitterten Männern zu unterhal-

ten. Vor sieben oder acht würde er nicht zurückkommen. Und was Archie betraf - den hatte sie sowieso schon seit Tagen nicht mehr gesehen.

Sie hatte das Telefon eine Zeit lang klingeln lassen - was konnte schon so wichtig sein? -, aber dann fiel ihr ein, dass es Molly Prendergast sein konnte, die eine der neuen Fragen beanstanden oder ablehnen wollte. Eleanor griff nach oben und nahm den Hörer des Nebenanschlusses über der Badewanne ab. Damals war es allen vollkommen absurd erschienen - ein Telefon im Bad! -, aber dann hatte es sich öfter als erwartet als sehr praktisch erwiesen.

»Hallo?«

»Eleanor?«

»Geoffrey, sind Sie das?«

»Wer sonst?«

»Irgendwie erwischen Sie mich immer in der Badewanne.«

»Ich Glücklicher. Können wir reden?«

»Worüber?«

»Ich glaube, Sie wissen es.«

Geoffrey Johns war Eleanors Anwalt, und das schon seit fünfzehn Jahren. Ihre journalistische Tätigkeit hatte ihr die eine oder andere einstweilige Verfügung, Verleumdungsklage oder gerichtliche Vorladung beschert. Sie kannte Geoffrey sehr gut und konnte ihn sich bildlich vorstellen, wie er jetzt im Sessel seines Großvaters im Büro seines Großvaters (das später auch das Büro seines Vaters gewesen war) saß. Das Büro war stickig und düster, der Sessel unbequem, aber Geoffrey weigerte sich, irgendwelche Veränderungen vorzunehmen. Er benutzte sogar ein Bakelittelefon mit einer kleinen Schublade für einen Notizblock. Das Telefon war ein Replikat und hatte ihn ein kleines Vermögen gekostet.

»Sagen Sie's mir trotzdem«, meinte sie und ließ sich noch tiefer ins Wasser sinken. Ein Telefontechniker hatte ihr versichert, dass ihr nichts passieren konnte, selbst wenn der Hörer ins Wasser fiel. Nicht genügend Volt oder weiß der Himmel

was. Sie würde lediglich ein Kribbeln verspüren. Er hatte an-
züglich gegrinst, als er das gesagt hatte. Bloß ein Kribbeln.

»Ich glaube, Sie wissen es«, wiederholte Geoffrey Johns und dehnte die Worte dabei weit über ihre naturgegebene Länge hinaus. Eleanor hatte den Verdacht, dass er nur deswegen so langsam redete, weil er seine Dienste nach Stunden abrechnete. Als sie nichts sagte, stieß er einen lauten Seufzer aus. »Haben Sie heute was vor?«

»Nichts Besonderes. Am Nachmittag muss ich zu einem Interview.«

»Ich dachte, wir könnten uns vielleicht treffen.«

»Das halte ich nicht für notwendig.«

»Nicht?« Wieder Schweigen, eine weitere Pause. »Schauen Sie, Eleanor -«

»Geoffrey, haben Sie mir etwas zu sagen?«

»Ich...nein, nein, nichts von Belang.«

»Schauen Sie, Geoffrey, Sie sind mir lieb und teuer wie kaum ein anderer Mensch.« Sie verstummte. Das war seit langem ihr privater Running Gag.

»Tatsächlich halten sich meine Gebühren sehr in Grenzen«, sagte er dann auch wie aufs Stichwort und klang besänftigt. »Wie wär's mit nächste Woche? Ich lad Sie zum Lunch ein.«

Sie fuhr sich mit dem Schwamm erst zwischen und dann über die Brüste. »Das klingt verführerisch.«

»Sollen wir gleich einen Termin vereinbaren?«

»Sie wissen, wie ich bin, Geoffrey. Das würde ja doch nur darauf rauslaufen, dass ich ihn wieder ändere. Warten wir lieber damit.«

»Gut. Nun, wie die Amerikaner sagen, ›haben Sie einen schönen Tag‹.«

»Es ist zwei durch, Geoffrey, das Beste des Tages ist schon vorbei.«

»Erinnern Sie mich nicht daran«, entgegnete Geoffrey Johns.

Sie reckte sich, um den Hörer wieder auf die Gabel zu legen, und fragte sich, ob Geoffrey versuchen würde, ihr den Anruf in Rechnung zu stellen. Zugetraut hätte sie es ihm durchaus. Sie blieb noch eine Weile in der Wanne, bis nur noch so viel warmes Wasser aus dem Hahn kam, um sich den Schaum abzuduschen. Sie fuhr sich mit den Fingern durch das Haar und kostete das Gefühl aus, trocknete sich dann rasch ab und ging nackt ins Wohnzimmer, um sich anzuziehen.

Sie hatte ihr gelb-blaues Kleid eigens für heute in die Reinigung gegeben und war froh, dass es ein sonniger Tag war. Das Kleid wirkte am besten bei Sonnenlicht.

3

Vom Hotel aus nahm ich ein Taxi.

Mein Ziel war in zehn Minuten zu Fuß zu erreichen, aber ich wusste, dass ich in einem Taxi weniger auffallen würde. Londoner Taxifahrer sind nach meiner Erfahrung keineswegs so allwissend und neugierig, wie sie oft dargestellt werden. Wenn man ihnen das Fahrtziel nennt, nicken sie einem zu, und das ist's auch so ziemlich. Natürlich hatte meiner einen Kommentar parat, als ich in sein Taxi stieg.

»Na, was haben wir denn da, eine Panzerfaust?«

»Foto-Equipment«, antwortete ich, was ihn aber überhaupt nicht zu interessieren schien. Ich hatte den langen Metallkoffer in den Fond des Taxis manövriert, wo er, zwischen die obere Ecke des Heckfensters und die vordere untere Ecke der entgegengesetzten Tür geklemmt, nur noch wenig Platz für mich ließ. Er war länger, als für meine Zwecke erforderlich, andererseits aber der kürzeste brauchbare Koffer, den ich hatte aufstreben können.

Er war silberfarben und hatte drei Schnappverschlüsse und einen schwarzen Tragegriff. Ich hatte ihn in einem Spezialgeschäft für Fotobedarf gekauft. Gedacht war er eigentlich für

den Transport von Rollen teuren Hintergrundpapiers. Der Verkäufer hatte versucht, mir ein paar Bogen Verlaufspapier aufzuschwatzen, die gerade im Angebot seien, aber ich hatte dankend abgelehnt. Es machte mir nichts aus, dass der Koffer zu groß war. So würde niemand auf die Idee kommen, dass er ein Gewehr enthalten könnte.

In Filmen pflegt der typische Auftragsmörder ein Diplomatenköfferchen zu tragen. Darin befindet sich, in Schaft, Basküle und Lauf zerlegt, sein Gewehr. Er lässt die Teile einfach einrasten und montiert das Zielfernrohr auf. Im wirklichen Leben wäre eine solche Waffe, selbst wenn sie sich überhaupt irgendwo auftreiben ließe, nicht annähernd so zielgenau wie ein anständiges Teil aus einem Stück. Normalerweise trage ich mein Gewehr in einem speziellen eingenähten Futteral unter meinem Regenmantel, aber das PM war dazu einfach zu lang und zu schwer. Deswegen hatte ich mich entschieden, statt zu laufen, mit dem Taxi ins Büro zu fahren.

Ich hatte das Wetter ein paar Stunden lang beobachtet und mir sogar im Hotel den aktuellsten Wetterbericht telefonisch durchgeben lassen. Heiter, aber ohne direkten Sonnenschein. Mit anderen Worten: ideale Bedingungen, da die Sonne des Scharfschützen schlimmster Feind ist. Ich hatte mir einen Kaugummi in den Mund gesteckt und machte außerdem Atemübungen, obwohl ich bezweifelte, dass die in meinem momentanen, verkrampten Zustand viel nützen würden. Aber schon nach wenigen Minuten fuhr das Taxi an den Straßenrand und setzte mich vor dem Bürogebäude ab.

Sie müssen bedenken, es war Samstag, und auch wenn ich mich in der Innenstadt von London befand, lag mein Ziel an keiner der Hauptverkehrsadern. Auf der Straße ging es also recht ruhig zu. Ein Stück weiter hatte sich vor einer roten Ampel eine Schlange von Autos und Taxis gebildet, aber in den Geschäften war wenig los, und die Büros waren alle geschlossen. Die Geschäfte, die übliche Mischung aus Keramikstudios, kleinen Kunstgalerien, Schuhgeschäften und Rei-

sebüros, lagen auf Straßenniveau. Ich bezahlte den Fahrer, wuchtete den Metallkoffer auf den Bürgersteig und blieb stehen, bis das Taxi losfuhr. Auf der anderen Straßenseite gab es weitere Geschäfte mit Büros in den Stockwerken darüber und dann das Craigmead-Hotel. Es war eins von diesen alten dezenten Hotels mit indezenten Zimmerpreisen. Ich wusste das deswegen, weil ich mit dem Gedanken gespielt hatte, dort abzusteigen, bevor ich mich für eine weit sicherere Adresse entschieden hatte.

Das Gebäude, vor dem ich stand, war ein typischer Bürokomplex, wie man ihn im Zentrum von London überall findet, mit einem imposanten Eingang, zu dem vier Stufen hinaufführten, und einer Fassade, hinter der sich in manchen Vierteln der Stadt ein riesiges, in kleine Apartments aufgeteiltes ehemaliges Privathaus verborgen hätte. Das Gebäude nebenan war auch tatsächlich, abgesehen von Erdgeschoss und erstem Stock, in solche kleinen Wohnungen zerstückelt worden. Das Objekt meiner Wahl wurde allerdings gerade erst entkernt und zu etwas umgebaut, das die Tafel davor als »Luxusbüroräume für das 21. Jahrhundert« anpries.

Ich war schon gestern und vorgestern hier vorbeigegangen, und noch einmal heute Vormittag. Wochentags wimmelte es im Haus von Arbeitern, aber da wir heute Samstag hatten, war die Haustür abgeschlossen, und drinnen rührte sich nichts. Deshalb hatte ich mich auch eher dafür entschieden als für das Wohnhaus nebenan, in das man zwar leichter hineinkam, dessen Apartments aber wahrscheinlich auch am Wochenende bewohnt sein würden. Ich ging zur Eingangstür und nahm mir das Schloss vor. Es war ein einfaches Yale, und nicht einmal fest montiert. Die richtigen Schlösser würden erst in einem späteren Stadium der Renovierung angebracht werden. Solange es drinnen nur wenig gab, das sich zu klauen lohnte, hielt die Baufirma ein Qualitätsschloss offenbar nicht für nötig.

Dazu, die Alarmanlage zu installieren, war sie auch noch nicht gekommen: ein weiterer Grund für meine Wahl. Aus der

Wand hingen Kabel, die in der frischen Luft baumelten. Später würde man sie an den Alarmgeber anschließen und das Ganze mit einem Gehäuse abdecken. Aber vorerst schien Einbruchssicherheit kein Thema zu sein.

Ich bin nicht gerade ein begnadeter Schlossknacker, aber um *da* reinzukommen, hätte jeder Teenager aus einer Hochhaussiedlung nicht mehr als ein paar Sekunden gebraucht. Ich trat mit meinem Koffer in die Eingangshalle und machte die Tür hinter mir zu. Eine Minute lang stand ich nur so da und lauschte in die Stille. Ich roch trocknenden Putz und feuchte Wandfarbe, abgehobeltes Holz und Lack. Das Erdgeschoss sah aus wie eine einzige Baustelle. Überall lagen und standen Planken und Gipskartonplatten, Zement und Mörtelsäcke sowie Rollen von Dämmmaterial. Ein paar Bodendielen hatte man losgestemmt, um an die Kabelkanäle heranzukommen, aber ich sah nirgendwo Rollen von neuem Kabel; das Zeug war wahrscheinlich zu teuer, um es einfach herumliegen zu lassen. Der Elektroinstallateur nahm es wahrscheinlich jeden Abend mit und brachte es am nächsten Tag wieder zurück. Ich kannte ein paar Elektriker, bei so was passen die auf.

Elektrowerkzeuge waren ebenfalls keine zu sehen, und nur sehr wenige sonstige Werkzeuge. Vermutlich lagen sie irgendwo im Haus unter Verschluss. Auf dem Fußboden stand ein Telefon, eins von diesen alten Slimline-Modellen, bei denen der Hörer auf der Wähl scheibe liegt. Es war zerschrammt und voller Farbspritzer, erstaunlicher aber fand ich die Tatsache, dass es angeschlossen war. Ich nahm den Hörer ab und hörte das Freizeichen. War eigentlich logisch: Die Arbeiten würden lange dauern; die Handwerker mussten irgendeine Möglichkeit haben, sich mit ihrer jeweiligen Firma in Verbindung zu setzen. Ich legte den Hörer wieder auf die Gabel und stand auf.

Da ich das Haus nicht kannte, musste ich mich möglichst schnell mit den Räumlichkeiten vertraut machen. Ich ließ den Metallkoffer in der Eingangshalle stehen und stieg die Treppe

hinauf. Ein paar Türen waren schon eingepasst, aber keine davon abgeschlossen, mit Ausnahme von der zu einer Art Abstellkammer. Dort, vermutete ich, wurden Werkzeug und Geräte verwahrt.

Ich fand den Raum, den ich brauchte, im zweiten Stock.

Der erste Stock befand sich nicht hoch genug über dem Straßenniveau. Es bestand immer die Gefahr, dass ein Passant zufällig nach oben sah - so selten dies auch tatsächlich geschehen mochte. Vom dritten Stock aus wurde hingegen der Schusswinkel ein bisschen zu schwierig. Unter anderen Umständen hätte ich die Herausforderung vielleicht angenommen, aber ich wusste, dass ich einen sauberen Treffer brauchte. Keine Zeit für Spielchen heute, es musste schnell und unauffällig ablaufen. Na ja, *so* unauffällig auch wieder nicht. Da war schließlich immer noch meine Visitenkarte.

Im »Büro« meiner Wahl herrschte genau das gleiche Chaos wie überall sonst im Gebäude. Man war allem Anschein nach gerade dabei, eine Zwischendecke einzuziehen, von der wahrscheinlich für den Anschluss von PCs gedachte Elektrokabel herunterhingen. Die Zwischendecke, ein Gitter von weißen Kunststoffstreifen, würde später die eigentliche, mit kunstvollen Stuckgesimsen und einer noch kunstvolleren zentralen Rosette geschmückte Zimmerdecke verbergen.

Ich überprüfte meine Fluchtwege: Da war nur die Haustür. Es sah so aus, als würden die Leute an einer Feuertür nach hinten raus arbeiten, aber vorerst hatten sie da ihre Leitern und Gerüste gestapelt und damit den Ausgang verbarrikadiert. Um wieder rauszukommen, würde ich also schon die vordere Tür nehmen müssen. Aber das beunruhigte mich nicht. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass so wie Angriff die beste Verteidigung ist, Dreistigkeit die beste Tarnung sein kann. Verdächtig sieht der aus, der sich wegschleicht, nicht der, der einem entgegenkommt. Außerdem würden die Leute ja auf anderes zu achten haben.

Das Fenster war gut. Es gab ein völlig unnützes Doppelglasfenster, das sich horizontal aufschieben ließ und hinter dem das ursprüngliche altmodische Aufziehenfenster kam. Ich drehte das Fensterschloss auf und versuchte, den unteren Flügel hochzuschieben. Die Flaschenzüge klemmten erst, da die Schnüre mit Farbe überkrustet waren, gaben dann mit einem hörbaren Knirschen nach, so dass sich das Fenster um zwei Fingerbreit hob. Mit mehr Anstrengung bekam ich es noch ein wenig höher, aber ideal war das nicht. Es bedeutete, dass das Fernrohr durch die Fensterscheibe zielen würde, während die Mündung des Gewehrs ins Freie ragte. Aber ich hatte schon mal einen Abschuss unter fast identischen Bedingungen erleidigt. Ehrlich gesagt, hätte ich das Fenster wahrscheinlich noch ein Stück weiter aufstemmen können, aber ich glaube, auf eine *klitzekleine* Herausforderung wollte ich dann doch nicht verzichten.

Ich spähte nach draußen. Niemand sah zu mir herauf. In den Geschäften auf der anderen Straßenseite war kein Mensch zu sehen, ebenso wenig an den Fenstern des Hotels ein Stück weiter die Straße entlang. Ein paar Geschäfte schienen gleich schließen zu wollen. Nach meiner Uhr war es 17.25 Uhr. Ja, sogar die meisten Läden würden um halb sechs schließen. Die Touristen und sonstigen Gäste des Craigmead Hotels waren vermutlich noch unterwegs und genossen das sommerliche Wetter. Spätestens um sechs würde die Straße wie ausgestorben sein. Ich brauchte nur zu warten.

Ich holte den Koffer herauf und öffnete ihn. Einen Stuhl konnte ich nicht finden, dafür aber eine Holzkiste, die ich hochkant hinstellte. Sie erschien mir ausreichend stabil, also zog ich sie ans Fenster und setzte mich darauf. Vor mir auf dem Fußboden lagen das PM und zwei Patronen. Ich saß da und dachte über Patronen nach. Man sollte nicht glauben, dass etwas so Kleines und in seinem Zweck so eindeutig Festgelegtes so vielfältig sein kann. Zylindrisch, konisch oder flaschenförmig? Mit Ausziehrille, Rand, Halbrand, versenktem

Rand oder ohne Rand? Zentral- oder Randfeuerzündung? Dann war da noch die chemische Zusammensetzung des Initi- alsprengstoffs. Ich wusste, dass Max seine eigene Zündladung mischte - aus Bleistyphnat, Antimonsulfid und Bariumnitrat, aber das genaue Mengenverhältnis behielt er für sich. Ich fasste eine Patrone an Spitze und Boden und hob sie auf. Wie es wohl war, erschossen zu werden? In gerichtsmedizinischer Hinsicht hätte ich die Frage beantworten können. Ich kannte die verschiedenen Arten von Ein- und Austrittswunden, die unterschiedliche Waffen auf unterschiedliche Entfernungen und mit jeweils unterschiedlicher Munition erzeugten. Ich *musste* solche Dinge wissen, um jeden Abschuss individuell abstimmen zu können. Manche Scharfschützen schwören auf den Kopfschuss, manche nennen ihn den »JFK«. Nichts für mich.

Ich bin fürs Herz.

Worüber dachte ich sonst noch in diesem Raum nach, während der Verkehr wie das eintönige, beruhigende Rollen der Brandung am Fenster vorüberzog? Ich dachte sonst an nichts. Ich leerte meinen Geist. Ich hätte in Trance sein können, so wie ich vermutlich aussah. Ich ließ meine Schultern sacken, den Kopf vornüberfallen, die Wangenmuskeln erschlaffen und spreizte meine Finger, ballte sie nicht zusammen. Und mit leicht unscharf gestelltem Blick beobachtete ich den kreisenden Sekundenzeiger meiner Uhr. Schließlich kam ich wieder zu mir, und da bemerkte ich, dass sich mir die Frage stellte, was ich heute zu Abend essen würde.

Irgendein dunkles Fleisch in einer kräftigen Sauce, zu der guter Rotwein passte. Es war fünf vor sechs. Ich hob das PM auf, öffnete den Verschluss, legte die erste Patrone ein und schob den Verschluss wieder vor. Dann holte ich ein kleines handgenähtes Kissen aus meiner Jackettasche und platzierte es zwischen meine Schulter und den Schaft des Gewehrs. Der Rückstoß war beträchtlich.

Nun begann die gefährliche Phase. Wenn mich jetzt jemand entdeckte, würde er nicht lediglich einen Mann an einem Fenster sehen, sondern den Lauf eines Gewehrs, ein schwarzes Zielfernrohr und einen ziellenden Scharfschützen. Aber die wenigen Passanten hatten es eilig, nach Hause oder zu einer Verabredung zu kommen, und keine Zeit, nach oben zu schauen. Sie trugen Tüten voller Einkäufe. Sie hielten die Augen starr auf das tückische Pflaster der Londoner Bürgerteige gerichtet. Wenn einen nicht eine gesprungene Steinplatte zu Fall brachte, dann vielleicht die Hundescheiße. Außerdem durften sie auch nicht geradeaus schauen; das hätte unter Umständen bedeutet, die Augen eines Unbekannten auf sich zu lenken, einen unerwünschten Blickkontakt zu provozieren.

Die Zieloptik war hervorragend, ich hatte den Eindruck, als wäre ich nur ein, zwei Meter von der Hoteltreppe entfernt. Es gab eine Drehtür in der Mitte und links und rechts davon normale, nicht automatische Türen. Die meisten Leute, die das Hotel betraten oder verließen, benutzten die normalen Türen. Ich fragte mich, welche *sie* nehmen würde. Jetzt war es sechs, Punkt sechs. Ich blinzelte ein wenig, damit meine Augen klar blieben. Eine Minute nach sechs, dann zwei Minuten. Ich atmete ruhig, immer tief ein und langsam wieder aus. Ich hatte das Auge vom Okular genommen, sah den Hoteleingang auch ohne Fernrohr deutlich genug. Jetzt hielt ein Auto vor dem Hotel. Am Lenkrad saß ein uniformierter Fahrer. Er machte sich nicht die Mühe, auszusteigen und die Fondtüren zu öffnen. Der Mann und die Frau kamen schon allein aus dem Auto. Der Mann sah wie ein Diplomat aus; unter dem Kühlergrill des Wagens prangte ein CD-Schild. Die beiden gingen die drei läuferbezogenen Stufen hinauf und auf die Drehtür zu. Und jetzt kamen zwei Frauen heraus.

Zwei Frauen.

Ich legte das Auge an die Zieloptik. Ja. Ich zog die Waffe fest an meine gepolsterte Schulter, korrigierte minimal die Position meiner Hände und legte den Finger an den Abzug.

Die zwei Frauen unterhielten sich lächelnd. Der Diplomat und seine Frau waren inzwischen an ihnen vorbeigelaufen. Jetzt reckten die Frauen die Hälse, hielten nach Taxis Ausschau. Ein weiteres Auto fuhr vor, und eine der Frauen deutete darauf. Sie stieg eine Stufe tiefer; ihre Begleiterin folgte ihr. Die Sonne kam hinter einer Wolke hervor und ließ das gelb-blaue Muster ihres Kleids aufleuchten. Ich drückte ab.

Sofort zog ich das Gewehr vom Fenster zurück. Ich wusste, dass ich ins Schwarze getroffen hatte. Sie war rücklings umgefallen, als hätte ihr jemand einen Stoß gegen die Brust verpasst. Die andere Frau begriff im ersten Moment nicht, was passiert war. Sie dachte wahrscheinlich an einen Ohnmachtsanfall oder einen Herzinfarkt. Jetzt hatte sie aber das Blut entdeckt und schaute sich um, krabbelte dann auf Händen und Knien die Stufen hinunter und brachte sich hinter dem Diplomatenwagen in Deckung. Der Fahrer war ausgestiegen und sah sich um. Er hatte eine Pistole aus seinem Jackett gezogen und schrie dem Diplomaten zu, schleunigst im Hotel zu verschwinden. Der Fahrer des anderen Wagens schien den Kopf eingezogen zu haben.

Und jetzt heulten Sirenen auf. In der Innenstadt von London hörte man ständig Sirenen - Rettungswagen, Feuerwehr. Aber das hier waren Polizeiautos, und sie hielten mit kreischenden Bremsen vor dem Hotel. Ich stand auf und entfernte mich vom Fenster. Es war unmöglich, sie *konnten* nicht so schnell hier sein. Ich warf einen zweiten Blick nach draußen. Ein paar Polizisten waren bewaffnet, und sie gingen auf den angrenzenden Block zu, den Block mit den vielen neuen Wohnungen. Passanten wurden aufgefordert, in Deckung zu gehen, die Frau hinter dem Wagen schrie und weinte, der bewaffnete Fahrer kauerte über der leblosen Gestalt. Als die Polizisten auf ihn zielten, hob er die Hände und begann zu erklären, wer er war. Er würde unter Umständen eine Weile brauchen, um sie zu überzeugen.

Ich wusste, dass mir nur Sekunden blieben. Als Nächstes würden sie ihre Aufmerksamkeit auf dieses Gebäude richten. Ich legte das Gewehr zusammen mit der nicht verschossenen Patronen in den Koffer zurück, schloss ihn und ließ ihn da stehen. Normalerweise hätte ich das Gewehr mitgenommen, es dann zerlegt und die Einzelteile entsorgt. Max wollte meine Gewehre nie zurückhaben, und ich konnte ihm das nicht verdenken. Aber ich wusste auch, dass ich es nicht riskieren konnte, das Haus mit diesem Koffer in der Hand zu verlassen.

Während ich die Treppe hinunterstieg, kam mir eine Idee. Gerade ein paar Häuserblocks entfernt gab es ein Krankenhaus. Ich nahm den Telefonhörer ab, wählte den Notruf und forderte einen Rettungswagen an.

»Ich bin Bluter, und ich hatte gerade einen Unfall. Ich blute stark am Kopf.« Ich gab die Adresse an, legte dann auf und machte mich auf die Suche nach einem Backstein. In der Eingangshalle, direkt neben der Haustür, lagen welche herum. Ich hob einen auf und knallte ihn mir mit der Kante an den Kopf. Anschließend griff ich mir an die Stirn. Sie blutete.

Und dann ertönte von draußen das Geräusch einer gedämpften Explosion: meine Visitenkarte.

Ich hatte den Sprengsatz am frühen Morgen platziert. Er befand sich ganz unten in einer Mülltonne, in einer Gasse hinter einigen Restaurants. Die Gasse lag einen knappen halben Kilometer vom Craigmead-Hotel entfernt. Es war eine kleine Bombe, gerade groß genug, um einen ordentlichen Knall zu erzeugen. Und es war eine Sackgasse, deswegen bezweifelte ich, dass irgendjemand zu Schaden kommen würde. Die Explosion sollte lediglich die allgemeine Aufmerksamkeit ablenken, während ich mich vom Tatort entfernte. Ich wusste, dass sie ihren Zweck erfüllen würde, aber dass es mir gelungen wäre, vor den Augen der *Polizei* zu verschwinden, bezweifelte ich.

Jetzt war eine weitere Sirene zu hören, diesmal von einem Krankenwagen. Gott segne sie. Die Leute vom Rettungsdienst

wissen: Wenn ein Bluter anruft, muss alles andere warten. Ich schloss die Haustür auf und spähte nach draußen. Und tatsächlich, die Ambulanz war schon vorgefahren. Einer der Rettungssanitäter öffnete gerade die Heckklappe, der andere stieg auf der Fahrerseite aus.

Gemeinsam zogen sie eine Bahre aus dem Laderaum der Ambulanz, manövrierten sie auf den Bürgersteig und rollten sie in Richtung Haustür. Ein Mann, wahrscheinlich ein Polizist, fragte, was sie da täten.

»Notfall!«, antwortete einer von ihnen.

Ich öffnete den beiden die Tür, hielt mir die Hand an die Stirn und lächelte gespielt verlegen.

»Gestolpert und hingefallen«, erklärte ich.

»Kein Wunder, bei dem ganzen Zeug, das hier rumliegt.«

»Ich hatte oben zu tun.«

Ich erlaubte den Sanitätern, mich auf die Bahre zu legen. Ich dachte, das würde für das Publikum besser aussehen.

»Haben Sie Ihren Ausweis mit?«, fragte einer von ihnen.

»Liegt zu Haus in meiner Brieftasche.«

»Den sollten Sie immer dabeihaben. Was für einen Faktor-level haben Sie?«

»Ein Prozent.«

Jetzt schoben sie mich in den Rettungswagen. Die bewaffneten Polizisten befanden sich noch immer im Apartmenthaus. Die Leute sahen in die Richtung, aus der es vor wenigen Sekunden geknallt hatte.

»Was zum Teufel ist hier passiert?«, fragte der eine Sanitäter den anderen.

»Weiß der Geier.« Der zweite Rettungssanitäter riss ein Päckchen auf und holte eine Komresse heraus, die er mir auf die Stirn drückte. Dann legte er meine Hand darauf. »Hier, Sie kennen ja die Prozedur. Schön fest drücken.«

Der Fahrer verschloss die Heckklappe von außen und sperrte mich mit seinem Kollegen ein. Keiner hielt uns auf, als wir

losfuhren. Ich saß aufrecht auf der Bahre, fühlte mich noch nicht in Sicherheit.

»Ist das Ihre Karte?« Der Sanitäter hatte etwas vom Boden aufgelesen. Er las vor: »Gerald Flitch, Marketingstratege.«

»Meine Geschäftskarte. Muss mir eben aus der Tasche gefallen sein.« Ich streckte die Hand aus, und er gab mir die Karte zurück. »Die Firma, für die ich arbeite, sollte planmäßig nächste Woche die neuen Büroräume beziehen.«

»Dann ist das also eine alte Karte, mit der Liverpooler Adresse?«

»Ja«, sagte ich, »unser bisheriger Sitz.«

»Sind Sie Faktor VIII oder IX, Mr. Flitch?«

»Faktor acht«, antwortete ich.

»Wir haben eine gute hämatologische Abteilung, es wird schon wieder.«

»Danke.«

»Nichts für ungut, aber zu Fuß wären Sie genauso schnell hier gewesen.«

Ja, wir rumpelten schon durch das Krankenhaustor und fuhren die Rampe zur Notaufnahme hinauf. Viel weiter konnte ich die Farce nicht treiben. Ich wusste, dass unter der Kompressen die Blutung schon allmählich aufhörte. Sie rollten mich in die Notaufnahme und setzten eine Krankenschwester ins Bild. Während sie ans Telefon ging, um jemanden aus der Hämatologie zu rufen, kehrten die Rettungssanitäter zu ihrem Fahrzeug zurück. Ich blieb ein paar Augenblicke im menschenleeren Empfangsbereich sitzen, stand dann auf und wandte mich zur Tür. Die Ambulanz stand nach wie vor da, aber von den Sanitätern war weit und breit nichts zu sehen. Wahrscheinlich hatten sie sich auf eine Tasse Tee und eine Zigarette verdrückt. Ich ging die Rampe zur Krankenhaus einfahrt hinunter und ließ die Kompressen in einen Papierkorb fallen. An der Wand waren zwei Münztelefone, und ich rief mein Hotel an.

»Könnten Sie mich bitte mit Mr. Wesley verbinden? Zimmer 203.«

»Tut mir leid«, sagte die Empfangsdame kurz darauf, »es meldet sich niemand.«

»Kann ich eine Nachricht hinterlassen? Es ist sehr wichtig. Sagen Sie Mr. Wesley, dass es eine Planänderung gegeben hat, er muss noch heute Abend in Liverpool sein. Hier spricht Mr. Snipes von der Zentrale.«

»Unter welcher Nummer kann ich Sie gegebenenfalls erreichen, Mr. Snipes?« Ich gab ihr eine erfundene Nummer mit Liverpoller Vorwahl und legte dann auf. Als ich zu meinem Hotel zurückschlenderte, war auf den Straßen viel Polizei unterwegs.

Das Problem war - die Polizei würde das Gewehr finden und dann mit dem Mann sprechen wollen, der im Rettungswagen abtransportiert worden war. Die Schwester in der Notaufnahme konnte den Beamten sagen, dass ich den Namen Gerald Flitch angegeben hatte, und die Sanitäter konnten die zusätzliche Information liefern, dass auf meiner Geschäftskarte eine Liverpoller Adresse angegeben war. Und das alles würde ihnen ermöglichen, entweder Flitchs Privatadresse oder die Telefonnummer seines Arbeitgebers zu ermitteln und zu erfahren, dass Flitch sich zurzeit in London aufhielt und im Allington Hotel wohnte.

Und dann hätte ich sie am Hals gehabt.

Die automatische Tür des Allington's zischte auf, und ich trat an die Rezeption.

»Haben Sie eine Ahnung, was los ist? Es wimmelt ja nur so von Polizei.«

Die Empfangsdame hatte noch gar nicht aufgesehen. »Ich hab vorhin so einen Knall gehört«, sagte sie, »aber ich weiß nicht, was es war.«

»Irgendwelche Nachrichten für mich? Wesley, Zimmer 203.«

Jetzt hob sie den Blick. »Du meine Güte, Mr. Wesley, was ist denn mit *Ihnen* passiert?«

Ich fasste mir an die Stirn. »Gestolpert und hingefallen. Die verfluchten Londoner Bürgersteige.«

»O je, o je. Ich glaube, wir haben Pflaster da.«

»Habe ich selbst im Zimmer, danke.« Kurze Pause. »Also keine Nachrichten?«

»Doch, es gibt eine, ist erst vor zehn Minuten hereingekommen.« Sie reichte mir den Zettel, und ich las ihn.

»Mist«, sagte ich genervt und ließ zum zweiten Mal an diesem Tag die Schultern hängen. »Könnten Sie mir bitte die Rechnung fertig machen? Sieht so aus, als ob ich abreisen müsste.«

Ich konnte es nicht riskieren, direkt vor dem Allington ein Taxi zu nehmen und direkt zu einem anderen Hotel zu fahren - der Fahrer hätte der Polizei mein Fahrtziel angeben können - , also lief ich erst, mit meinem Koffer bepackt, ein Stück zu Fuß. Er war leichter als vorher, mehr als sechs Kilo, und zu groß für meine Zwecke. Da ich fast mein ganzes Bargeld für die Hotelrechnung ausgegeben hatte, holte ich mir zweihundert aus einem Geldautomaten. Die ersten zwei Hotels, bei denen ich es versuchte, waren voll belegt, im dritten bekam ich ein kleines Einzelzimmer mit Dusche, aber ohne Bad. Das Hotel bot seinen Gästen Souvenirs an, darunter Reisetaschen, auf denen vorn und hinten der Hotelname prangte. Ich kaufte mir eine und nahm sie mit nach oben. An dem Abend fuhr ich mit meinem jetzt leeren Koffer nach King's Cross. Gepäckschließfächer haben in der Londoner Innenstadt Seltenheitswert, also gab ich den Koffer im King's-Cross-Bahnhof bei der Gepäckaufbewahrung auf. Als er die Größe des Koffers sah, bot der Mann am Schalter seine ganzen Kräfte auf, bevor er ihn hochzuheben versuchte, und verlor dann fast das Gleichgewicht, weil das Ding so leicht war.

Ich fuhr mit einem anderen Taxi zurück ins Hotel und sah mir die Nachrichten an. Aber ich konnte mich nicht konzent-

rieren. Man schien zu glauben, dass ich die falsche Person erwischt und es eigentlich auf den Diplomaten abgesehen hatte. Schön, das würde die Verwirrung nur noch erhöhen; konnte mir nur recht sein. Dann sagte der Sprecher, die Polizei hätte in einem Gebäude gegenüber dem Hotel einen großen Metallkoffer sichergestellt. Es wurde die Gasse gezeigt, in der mein kleiner Sprengsatz hochgegangen war. Die Mülltonne sah aus wie zerfetztes Geschenkpapier. Verletzte hatte es keine gegeben - lediglich zwei Küchengehilfen eines Chinarestaurants waren wegen eines Schocks und Schnittwunden durch herumfliegende Glassplitter behandelt worden.

Natürlich wurden keinerlei Vermutungen darüber angestellt, wie es kam, dass die Polizei schon so früh am Tatort eingetroffen war. *Ich* machte mir schon Gedanken darüber. Ich wälzte die Frage in meinem Kopf hin und her und fand keine vernünftige Antwort.

Morgen, morgen würde ich Zeit zum Nachdenken haben. Ich war erschöpft. Mir war nicht mehr nach Fleisch und Wein zumute, sondern nach Schlafen.

4

Obwohl Freddy Ricks und Geoffrey Johns nicht eben viel füreinander übrig hatten, war der Anwalt nicht überrascht, Freddys Stimme am Telefon zu hören.

Freddy war, wie immer, abgefüllt und klang entsprechend benommen.

»Haben Sie davon gehört?«

»Ja«, sagte Geoffrey Johns, »ich habe davon gehört.« Er saß in seinem Wohnzimmer, ein Glas Armagnac neben sich auf der Armlehne des Sofas.

»Heiliger Herrgott«, heulte Freddy Ricks auf, »sie ist erschossen worden!«

»Freddy, ich... es tut mir unendlich leid.« Geoffrey Johns nahm einen Schluck. »Weiß Archie schon Bescheid?«

»Archie?« Freddy brauchte verständlicherweise einen Moment, um den Namen seines Sohnes zu erkennen. »Ich hab ihn nicht gesehen. Ich musste zum... ich sollte sie identifizieren. Dann hatten sie ein paar Fragen an mich.«

»Rufen Sie deswegen an?«

»Was? Nein, nein... oder doch, ja, in gewissem Sinn. Ich meine, ich muss verschiedene Dinge erledigen, und am Gartentor stehen zirka fünfzig Reporter, und... na ja, Geoffrey, ich weiß, dass wir in der Vergangenheit nicht immer einer Meinung waren, aber Sie *sind* nun mal unser Anwalt.«

»Ich verstehe, Freddy. Ich bin gleich da.«

In der Polizeiwache Vine Street überlegte sich Chief Inspector Bob Broome gerade, was er den Journalisten erzählen solle. Sie veranstalteten vor dem Eingang der düsteren Wache einen Heidenspektakel. Selbst an sonnigen Tagen bekam die Vine Street, eine tiefe schmale Verbindungsschlucht zwischen Regent Street und Piccadilly, nur wenig Licht ab - dafür aber sämtliche verfügbaren Abgase und Rußpartikel. Broome vermutete, dass die Wache ihm ihren Stempel aufgedrückt hatte. Er meinte, sich an eine Zeit zu erinnern, da er ein fröhlicher Mensch gewesen war. Zuletzt gelächelt hatte er vor ein paar Tagen, und richtig herzlich gelacht vor mehreren Monaten. Keiner machte sich inzwischen mehr die Mühe, ihm Witze zu erzählen. Da waren die Gefangenen in den Zellen schon dankbarere Objekte.

»Also, Dave, was haben wir?«

Inspector Dave Edmond saß Broome gegenüber. Er war ebenfalls als griesgrämiger Hund bekannt. Wer die beiden zusammen sah, machte normalerweise einen weiten Bogen um sie - wie um ein Pestenschiff. Während Broome groß und hager war und den bleichen Teint eines Leichenbestatters hatte, war Edmond rundlich und sonnengebräunt. Er war gerade

von einem Urlaub in Spanien zurück, wo er sich an irgendeinem Strand mit Rioja abgefüllt hatte.

»Nun, Sir«, antwortete er, »wir sind noch dabei, Zeugen-aussagen aufzunehmen. Die Waffe befindet sich im Labor. Die Spurensicherung ist im Bürogebäude, aber vor morgen werden wir keine Resultate haben.«

Es klopfte an der Tür, und eine Beamtenkam mit ein paar Telefaxen für Broome herein. Er legte sie beiseite und sah der Beamten nach, bis sie das Zimmer verlassen hatte, dann wandte er sich wieder Edmond zu. Jede seiner Bewegungen wirkte langsam und gemessen, als ob er unter Beruhigungsmitteln stünde, aber wenigstens Edmond wusste, dass der Chef nur vorsichtig war.

»Was ist mit dem Gewehr?«

»Sergeant Wills ist der Bumm-Bumm-Guru«, erwiederte Edmond, »also haben wir ihn hingeschickt, damit er es sich ansieht. Er weiß wahrscheinlich mehr als sämtliche Eierköpfe in der Ballistik zusammengenommen. Als ich ihm die Beschreibung gegeben habe, meinte er, das würde nach einer Militärwaffe klingen.«

»Machen wir hier nicht lange rum, Dave, es ist wieder der Demolition Man. Man erkennt seine Arbeitsweise eine Meile gegen den Wind.«

Edmond nickte. »Es sei denn, es ist ein Nachahmungstäter.«

»Wie stehen die Chancen?«

Edmond zuckte die Achseln. »Hundert zu eins?«

»Und der Rest - was ist mit dem Telefonanruf, haben wir den aufgenommen?«

Edmond schüttelte den Kopf. »Der Officer, der den Anruf entgegengenommen hatte, hat alles aufgeschrieben, woran er sich noch erinnern kann.« Er reichte dem Vorgesetzten ein maschinengeschriebenes Blatt Papier.

Die Tür öffnete sich wieder. Dieses Mal war es ein Detective Constable, der mit einem entschuldigenden Lächeln he-

reinkam und dem Chief Inspector weitere Blätter Papier brachte. Von draußen konnte man die Geräusche hektischer Aktivität hören. Als der DC wieder gegangen war, stand Broome auf, zog einen Stuhl heran und klemmte die Lehne unter die Türklinke. Dann nahm er wieder hinter seinem Schreibtisch Platz.

»Aber schade, dass wir's nicht auf Band haben«, sagte er und nahm Edmonds Blatt. »Männlich, Engländer, Alter zwischen zwanzig und fünfundsiebenzig. Ja, äußerst nützlich. Klang nicht nach einem Ferngespräch.« Broome sah vom Bericht auf. »Und er hat lediglich gesagt, dass es gleich eine Schieberei vor dem Craigmead Hotel geben würde.«

»Normalerweise hätte man nichts weiter darauf gegeben, aber der Beamte hatte nicht den Eindruck, dass das ein Spinner war. Eine sehr kultivierte Stimme, völlig sachlich, nur gerade eben genügend Emotion. Schneller hätten wir nicht vor Ort sein können.«

»Doch, wenn wir nicht einige der Beamten vorher erst hätten bewaffnen müssen.«

»Was glauben Sie, wer der Anrufer war?«

»Könnte sogar der Demolition Man selbst gewesen sein. Vielleicht hat er nicht mehr alle Tassen im Schrank, möchte, dass wir ihn schnappen oder ein bisschen Katz und Maus mit ihm spielen. Könnte auch jemand gewesen sein, der ihn erkannt hatte - aber warum hat er dann nicht diese Leute auf der Treppe vor dem Hotel gewarnt?« Broome schwieg kurz. Sein Büro war nicht viel größer als ein Vernehmungsraum und in mancherlei Hinsicht sogar noch weniger einladend. Er mochte es, weil sich Besucher darin unwohl fühlten. Aber Dave Edmond schien es ebenfalls zu mögen... »Die Leute auf der Treppe, das ist eine andere Sache. Wir haben eine Journalistin, eine Ministerin und irgendein höheres Tier von einer ost-europäischen Botschaft.«

»Wer von ihnen war also die Zielperson?«, fragte Edmond.

»Exakt. Ich meine - hat er die erwischt, auf die er aus war? Wenn nicht, sollten die anderen beiden besser aufpassen. Vergessen Sie nicht, er hat schon mal die Falsche erschossen.«

Edmond nickte. »Ist sowieso bald nicht mehr unser Problem.«

Er hatte recht: Scotland Yard und die Antiterreoreinheit würden die Sache übernehmen. Aber das hier war Bob Broomes Revier, und er hatte nicht vor, einfach den Fall abzugeben und die Hände in den Schoß zu legen.

»Quatsch«, sagte er. »Was ist mit dem anderen Anruf, dem im Craigmead?«

»Wir nehmen uns die Rezeptionistin noch einmal vor. Sie weiß lediglich, dass ein Mann angerufen hat und Eleanor Ricks sprechen wollte. Ricks wurde ausgerufen, aber sie hat nicht darauf reagiert.«

»Sie war noch nicht draußen?«

»Nein, die Frau meint, sie sei gerade an der Rezeption vorbeigegangen, als ihr Name über Lautsprecher durchgegeben wurde.«

»War die Ministerin bei ihr?«

»Ja. Aber *sie* sagt, sie hätte nichts gehört.«

»Dann hat Eleanor Ricks also vielleicht auch nichts gehört?«

»Vielleicht.«

»Aber wenn sie den Anruf entgegengenommen hätte...«

»Dann wäre Molly Prendergast allein aus dem Hotel gegangen.«

»Und wir hätten eine klarere Vorstellung davon, wer die eigentliche Zielperson war.« Broome seufzte.

»Was tun wir also als Nächstes, Bob?«

Broome sah auf seine Uhr. »Zum einen muss ich ein Transatlantikgespräch führen. Zum anderen müssen wir uns mit den Medien befassen. Und dann möchte ich diese Idioten vom Krankenhaus sprechen.«

»Die werden gerade abgeholt.«

»Gut. War doch nett von ihnen, ihm bei der Flucht zu helfen, nicht?«

»Glauben Sie, er könnte einen Komplizen gehabt haben?«

»*Ich glaube*«, sagte Bob Broome, »er könnte gerade eins seiner neun Leben verloren haben.«

»Dieser Anruf, Sir.«

»Ach, richtig.« Broome setzte sich wieder hin. Jemand versuchte, die Tür zu öffnen, aber der Stuhl gab nicht nach. Er nahm den Hörer auf. Er kannte einen Mann, den es interessieren würde zu erfahren, dass sich der Demolition Man wieder in London aufhielt. »Ich möchte ein Gespräch in die Vereinigten Staaten anmelden«, sagte er in die Sprechmuschel.

5

Hoffer hasste es zu fliegen, besonders seitdem die Business-class nicht mehr infrage kam. Er hasste es, wie ein Batteriehuhn eingepfercht zu sitzen. Er war eindeutig ein freilaufender Hahn. Der Crew passte es nicht, wenn man sich zu weit und zu lang von seinem Sitzplatz entfernte. Ständig waren die einem im Weg mit ihren Blechwagen, die sie durch Gänge quetschten, die gerade breit genug für die Dinger waren. Diese Gänge, die nicht mal breit genug für *ihn* waren. Die erwarteten von einem, dass man auf seinem Sitzplatz blieb, um den Wagenschiebern die Arbeit zu erleichtern. Die konnten ihn am Arsch lecken - er war schließlich der Kunde.

Es gab auch noch weitere Probleme. Auf Langstreckenflügen bekam er immer eine verstopfte Nase, und die Ohren machten ihm zu schaffen. Dann gähnte er wie ein Wal auf Planktonjagd und schluckte, als würde ihm ein Klumpen Zement im Hals stecken, und sein Kopf fühlte sich, egal, was er anstellte, immer mehr wie ein Dampfdrucktopf an. Er wartete,

bis die hübschere Stewardess vorbeikam, und fragte sie dann mit einem gequälten Lächeln, ob sie irgendeinen Tipp für ihn habe. Vielleicht gab es ja heutzutage Tabletten gegen solche Beschwerden. Sie aber kam lediglich mit zwei Plastikbechern zurück und sagte, er solle sie sich über die Ohren stülpen.

»Machen Sie Witze? Ich soll die Dinger bis nach London aufzuhalten?«

Er zerknüllte die Plastikbecher in seinen fleischigen Händen und stand auf, um auf die Toilette zu gehen. Vier Reihen hinter ihm saß ein Typ, der fortwährend über den Film lachte, irgend so eine hirnamputierte Totgeburt mit Steve Martin in der Hauptrolle. Der Typ sah so aus, als ob er selbst bei den Nürnberger Prozessen gelacht hätte.

Die Toilette: das nächste Problem. Ein japanischer Sarg wäre noch geräumiger gewesen. Er brauchte eine Weile, um sich alles zurechtzulegen: Spiegel, Taschenmesser, Stoff. Bei der Sicherheitskontrolle im Flughafen hatten die sich wegen des Messers angestellt, bis er ihnen klarmachen konnte, dass er ein New Yorker Privatdetektiv und kein palästinensischer Terrorist sei und das Messer ein Mitbringsel für seinen Cousin in London.

»Seit wann«, hatte er als letztes Argument angebracht, »gibt es *fette* Terroristen? Und wenn wir schon dabei sind - wann haben Sie zuletzt einen Taschenmesserterroristen gesehen? Da wär ich ja mit dem Plastikbesteck vom Flugzeuglunch noch besser bewaffnet.«

Also hatten sie ihn durchgewinkt.

Er zog einen zerknüllten Dollarschein aus der Tasche und rollte ihn auf. Die einzige Alternative wäre ein Strohhalm von den Softdrinks gewesen, die man während des Flugs bekam, und diese Strohhalme waren so dünn, dass man da kaum was durchgeschnieft kriegte. Er hatte mal irgendwo gelesen, dass achtzig Prozent aller im Umlauf befindlichen Zwanzig-Dollar-Scheine Spuren von Kokain aufwiesen. Ja, aber er war ein Ein-Dollar-Typ. Selbst aufgerollt, blieb der Geldschein

allerdings zerknittert. Er spielte mit dem Gedanken, ein *two-and-two* zu machen, den Puder mit dem kleinen Finger aufzustippen und ihn so zu schnießen, aber auf die Weise ging immer eine Menge daneben. Außerdem hatte er einen solchen Tatterich, dass er den Koksfinger nicht mal in die Nähe seiner Nase kriegte.

Er hatte ein paar Lines gelegt. Toller Koks war das nicht, aber brauchbar. Er erinnerte sich an die Zeiten, als es noch richtig tollen Koks gegeben hatte, Stoff, der auf der Zigarettenenglut zu weißer Asche verbrannte. Heutzutage war das Zeug reextrahierter Kolumbien-Miami-Dreck, nicht der wunderbare peruanische *blow*. Wenn man versuchte, ihn auf der Zigarettenenglut zu testen, wurde er schwarz und roch wie eine ganze jamaikanische Party. Er wusste, dass dieser Stoff in der Nase brennen würde. Er sah sein Gesicht im Spiegel über dem Waschbecken. Er sah die Falten um seinen Mund und unter seinen Augen, Koksfalten. Dann wandte er sich wieder wichtigeren Dingen zu und zog sich eine ordentliche Nase rein.

Er wischte alles, was auf dem Spiegel übrig geblieben war, mit dem Daumen auf und rieb es sich auf das Zahnfleisch. Eine Sekunde lang schmeckte es sauer, dann kam der Kälteschock. Okay, dann hatte er sich also die Nase gepudert. Er bezweifelte zwar, dass der Film davon besser werden würde, aber vielleicht fände er ja was anderes, worüber er lachen könnte. Man wusste ja nie ...

Hoffer leitete seit einiger Zeit eine eigene Detektei, auch wenn das Geld lediglich für zwei weitere Schnüffler und eine Sekretärin reichte. Angefangen hatte er in einer schäbigen Bruchbude über einer Peepshow am Times Square, weil er sich sagte, dass die Privatdetektive in den Filmen immer in einem solchen Ambiente arbeiteten. Bald erkannte er aber, dass die Location potentielle Klienten abschreckte, also mietete er stattdessen ein paar saubere Büroräume in SoHo an. Das einzige Problem war, dass die im dritten Stock lagen und es keinen Fahrstuhl gab. Also ging Hoffer seinem Beruf meist

von zu Hause aus nach, per Telefon und Fax. Einer der zwei Schnüffler arbeitete ihm zu; er hatte den Typen erst zweimal getroffen, beide Male in einem McDonald's. Aber die Klienten waren zufriedener, jetzt, wo Hoffer Private Investigations über einer Schickimicki-Galerie residierte, in der Gemälde verkauft wurden, die so aussahen, als wäre jemand auf der Leinwand abgeschlachtet und anschließend obduziert worden. Das preisgünstigste Bild in dem Laden nahm eine halbe Wand ein und hätte den Käufer um zwölftausend Dollar ärmer gemacht. Hoffer wusste, dass die Galerie es vielleicht noch sechs Monate machen würde. Er sah, wie ständig neue Bilder reingetragen wurden, aber es kam nie eins wieder raus. Trotzdem - wenigstens hatte Hoffer Klienten. Es war schon einige Zeit her, dass die Geschäfte allein aufgrund seines Namens gelaufen waren, als die Medien noch für gute Publicity gesorgt hatten. Aber Storys gerieten rasch in Vergessenheit, und seit einer Weile reichte der Name Hoffer nicht mehr.

Für zwölftausend Dollar würde die Hoffer-Detektei rund acht Wochen arbeiten, die Spesen nicht mitgerechnet. Bei seinem Telefonat mit Hoffer hatte Robert Walkins versprochen, exakt diesen Betrag auf das Firmenkonto zu überweisen. Es war komisch, wieder mit dem Mann zu reden. Schließlich war Walkins Hoffers erster Klient gewesen. In gewisser Hinsicht war er Hoffers *einiger* Klient, der einzige, der zählte.

Der Demolition Man war wieder in Aktion getreten, und Hoffer wollte unbedingt bei der Action dabei sein. Er wollte es nicht nur, er *musste* es. Er hatte Gehälter und Steuern zu zahlen, die Miete für seine Wohnung, allgemeine Unkosten und seine Lieblingsdrogen. Er brauchte den Demolition Man. Wichtiger noch: Er brauchte die Publicity. Als er sich selbstständig gemacht hatte, hatte er als Erstes nicht etwa einen Steuerberater, sondern eine PR-Beraterin angestellt. Als er von ihr genug gelernt hatte, setzte er sie vor die Tür. Sie besaß einen tollen Körper, aber für das, was sie ihn kostete, hätte er sich

einen tollen Körper *kaufen* können, und der hätte auch nicht bloß gequasselt oder die Beine übereinandergeschlagen.

Nach dem Anruf aus London hatte er es geschafft, in einer knappen halben Stunde zu packen. Zuerst aber hatte er telefonisch ein Ticket für den nächsten verfügbaren Flug gebucht und anschließend Robert Walkins angerufen.

»Mr. Walkins? Leo Hoffer hier.« In der Truppe hatten ihn alle Lenny genannt, aber seitdem er seinen Abschied genommen und sich neu konzipiert hatte, war er Leo. Der Löwe. Was machte es schon aus, dass er in Wirklichkeit Steinbock war?

»Mr. Hoffer, ich gehe davon aus, dass es Neuigkeiten gibt?« Walkins klang immer so, als hätte er einen gerade dabei erwischt, wie man auf seinen Teppich pinkelte.

»Er ist in London.« Kurze Pause. »London, England.«

»Ich hatte nicht angenommen, dass Sie London, Alabama, meinen.«

»Also, jedenfalls ist er dort.«

»Und werden Sie ihm folgen?«

»Es sei denn, Sie wollen das nicht.«

»Sie kennen unsere Vereinbarung, Mr. Hoffer. Natürlich will ich, dass Sie ihm folgen. Ich will, dass er gefasst wird.«

»Ja, Sir.«

»Ich werde eine Überweisung tätigen. Wie viel werden Sie brauchen?«

»Sagen wir, zwölf Mille?« Hoffer hielt den Atem an. Walkins war bislang nie knickrig gewesen, auch wenn er zur Business-Class *njet* gesagt hatte.

»In Ordnung. Viel Glück, Mr. Hoffer.«

»Danke, Sir.«

Dann hatte er gepackt. Er brauchte dazu nicht lang, weil er nicht viele Klamotten besaß. Er rief Moira im Büro an und vergewisserte sich, dass sie acht, zehn Tage lang allein klar kommen würde. Sie sagte, er solle ihr was aus England mitbringen, »was mit den Royals«.

»Wie wär's mit einem Hamburger Royal TS?«, schlug er vor.

Dann packte er fertig und rief ein Taxi. Er hatte keinerlei Notizen dabei. Alle Notizen, die er brauchte, befanden sich in seinem Kopf. Er fragte sich, ob er ein Buch für den Flug mitnehmen solle, verwarf aber die Idee. In seiner Wohnung gab es sowieso keine Bücher, und er konnte immer noch ein paar Zeitschriften am Flughafen besorgen. Zum Abschluss steckte er sein Taschenmesser in das Handgepäck und Spiegel und Stoff in die Innentasche seines Jacketts. Das Messer, mit einer Klinge aus dickem, scharfem Stahl, war reich verziert und teuer: So glaubten ihm die Leute, wenn er behauptete, es sei ein Geschenk für seinen Cousin. Es war ein echtes französisches Laguiole, mit Griffsschalen aus Mahagoni und einer Schlangengravierung auf dem Federrücken. Für Notfälle gab es auch einen Korkenzieher. Aber der eigentliche Wert des Dings steckte in der Klinge.

Er wusste, dass das Taxi unterwegs war, ihm also nur wenige Minuten für seine letzte Entscheidung blieben. Sollte er eine Schusswaffe mitnehmen? Im Schlafzimmer-Kleiderschrank hatte er eine doppelläufige Pumpgun und ein paar halbautomatische Pistolen mit abgeschliffenen Seriennummern. Die richtigen Sachen bewahrte er anderswo auf. Am liebsten hätte er sich was Richtiges geholt. Aber dazu fehlte ihm die Zeit. Also nahm er die Smith & Wesson 459, das dazugehörige Holster und etwas Munition aus dem Kleiderschrank. Er packte alles, in seinen einzigen Pullover gewickelt, in den Koffer. Gerade als er ihn zumachte, klingelte es an der Haustür.

In Heathrow rief er ein Hotel ganz in der Nähe des Piccadilly Circus an, in dem er schon mal gewohnt hatte, und schaffte es, ein Zimmer zu bekommen. Die Rezeptionistin fing an, ihm haarklein zu erzählen, die Hotels wären für die Jahreszeit unterbelegt, es wären einfach nicht so viele Touristen in der

Stadt wie früher... Hoffer legte auf, ohne sie ausreden zu lassen. Es war nicht nur, dass er sich beschissen fühlte, er verstand auch nicht, was sie eigentlich sagte.

Er wusste, dass er die Taxifahrt vom Flughafen aus pauschal in Rechnung stellen konnte, also schlepppte er sein Gepäck zum Bahnhof und fuhr mit der U-Bahn in die Stadt. War auch nicht viel besser als in New York. Drei junge Schlägertypen zogen von Waggon zu Waggon und verlangten von den neu zugestiegenen Fahrgästen Geld. Die Knaben konnten von Glück sagen, dass Hoffer die Smith & Wesson noch nicht aus dem Koffer geholt hatte. Mit London, entschied er, ging's eindeutig bergab. Selbst das Stadtzentrum sah so aus, als wäre es fest in den Händen einer Straßengang. Alles war entweder demoliert oder mit Graffiti besprüht. Bei seinem letzten Besuch in London hatte es mehr Punks gegeben, aber dafür auch mehr Leben, und weniger Obdachlose.

Die Zugfahrt dauerte ewig. Sein Körper wusste, dass es fünf Stunden früher war, als alle um ihn herum glaubten. Seine Füße waren geschwollen, und jetzt, wo er im Zug saß, bekam er es wieder mit den Ohren. Plastikbecher, meine Fresse!

Aber die Frau an der Rezeption lächelte und gab sich mitfühlend. Er erklärte ihr, wenn er ihr wirklich leid täte, hätte er einen Liter Scotch in seiner Reisetasche, und seine Zimmernummer wüsste sie ja. Sie brachte trotzdem ein Lächeln zu Stande, wenngleich ein ziemlich bemühtes. Dann ging er auf sein Zimmer, und prompt erinnerte er sich an die zwei allerschlimmsten Eigenschaften Englands: die Betten und die sanitären Anlagen. Sein Bett war viel zu schmal. Selbst in den KZs hatten die Leute breitere gehabt. Als er die Rezeption anrief, erfuhr er, in den Einzelzimmern hätten die Betten alle die gleichen Abmessungen, und wenn er ein Doppelzimmer wolle, müsse er auch ein Doppelzimmer bezahlen. Also hieß es mit dem Fahrstuhl wieder runter in die Lobby, sich ein neues Zimmer geben lassen und wieder rauffahren. Das neue Zimmer war ein bisschen besser, aber nicht viel. Er schaltete

den Fernseher ein und ging ins Bad, um sich eine Wanne einzulaufen zu lassen. Die Wanne sah so aus, als hätte ein Kind darin seinen Spaß haben können, ein Erwachsener aber höchstens Probleme, und nach dem dürftigen Gepiesel zu urteilen, das da rauskam, hatten es die Wasserhähne offenbar an der Prostata. Über dem Waschbecken stand nicht mal ein richtiges Glas, bloß so'n Plastikbecher. Er schraubte die Flasche Johnny Walker Red Label auf und schenkte sich christlich ein. Er war schon drauf und dran, den Drink mit Leitungswasser zu strecken, überlegte es sich dann aber anders und trank den Scotch pur, während er zusah, wie das Wasser endlich den Boden der Wanne bedeckte.

Er prostete dem Spiegel zu. »Willkommen in England«, sagte er.

Er hatte sich mit Bob Broome in der Hotelbar verabredet.

Sie kannten sich von einer Konferenz in Toronto her, an der sie teilgenommen hatten, als sie noch beide Drogenfahnder waren. Das lag schon einige Zeit zurück, aber sie hatten sich wiedergesehen, als Hoffer sich vor einem knappen Jahr das letzte Mal in London aufhielt. Damals war er ebenfalls hinter dem Demolition Man her gewesen.

»Sie wollen damit sagen, Walkins bezahlt Sie noch immer?« Broome klang ehrlich beeindruckt.

»Es ist nicht so, dass ich ein festes Gehalt bekäme«, sagte Hoffer. »Aber wenn wir irgendetwas Neues über den D-Man erfahren, weiß ich, dass ich der Sache nachgehen kann und Walkins zahlt.«

Bob Broome schüttelte den Kopf. »Ich fass es immer noch nicht, dass Sie so schnell hier waren.«

»Keine Bindungen, Bob, das ist das ganze Geheimnis.« Hoffer sah sich in der Bar um. »Der Laden kotzt mich an, laufen wir ein paar Schritte.« Er bemerkte Broomes Blick, lachte und klopfte sich das Jackett ab. »Schon okay, Bob, ich bin nicht bewaffnet.« Broome sah erleichtert aus.

Es war Sonntagabend und auf den Straßen kaum was los. Sie schlenderten nach Soho und fanden ein Pub, das zwielichtig genug für Hoffers Geschmack aussah; sie bestellten Bitter und setzten sich an einen Ecktisch.

»Also, Bob, was haben Sie konkret?«

Broome stellte sein Pintglas behutsam auf einen quadratischen Bierdeckel und achtete darauf, dass es von allen vier Ecken exakt gleich weit entfernt stand. »Gestern Abend um sechs ist vor einem Hotel in der Nähe der US-Botschaft eine Frau erschossen worden. Ein, zwei Minuten nach dem Schuss ist nicht weit vom Tatort eine Bombe in einer Mülltonne hochgegangen. Wir waren durch einen anonymen Anruf gewarnt worden, also haben wir Männer hingeschickt. Wir sind gerade einen Augenblick zu spät gekommen, aber immer noch früh genug, um uns auf die Suche nach dem Täter zu machen. Aber er war ein bisschen zu clever für uns. Wir haben uns auf das Gebäude direkt vor dem Hotel konzentriert, und er hatte sich im Büroblock gegenüber postiert. Er muss uns gesehen haben. Er hat telefonisch einen Rettungswagen angefordert, behauptet, er wäre krank, und die Sanitäter haben ihn direkt vor unserer Nase ins Krankenhaus geschafft.«

Hoffer schüttelte den Kopf. »Aber eine Personenbeschreibung haben Sie?«

»O ja, eine gute Beschreibung, immer vorausgesetzt, er hatte keine Perücke auf und trug keine farbigen Kontaktlinsen.«

»Hat er die Waffe zurückgelassen?«

Broome nickte. »Ein L96A1-Präzisionsgewehr.«

»Sagt mir nichts.«

»Ist ein britisches Fabrikat, ein echtes Profigerät. Er hatte es noch ein bisschen aufgemotzt, Mündungsfeuerdämpfer und Tarnbandumwicklung. Allein das Zielfernrohr war so viel wert, wie ich am Ende des Monats in der Lohntüte habe.«

»Es hat noch niemand behauptet, der D-Man wäre billig zu haben. Was uns zur Frage führt...?«

»Wir wissen nicht mal, wer seine Zielperson war. Auf der Hoteltreppe standen vier Leute: ein Diplomat und seine Frau, die Ministerin für Sozialversicherung und die Journalistin.«

»Wie weit war er vom Hotel entfernt?«

»So sechzig, siebzig Meter.«

»Unwahrscheinlich, dass er da sein Ziel verfehlt.«

»Er hat schon mal danebengeschossen.«

»Ja, aber das war ein besonderer Fall. Er muss hinter der Reporterin her gewesen sein.«

»Wir halten uns alle Optionen offen. Der Diplomat scheint sich sicher zu sein, dass eigentlich er gemeint war.«

»Nun, *Sie* müssen sich alle Optionen offenhalten, ich nicht. Ich bin sogar berühmt dafür, dass ich das nicht tue.« Hoffer trank sein Bier aus. »Noch was?« Broome schüttelte den Kopf. »Ich muss alles sehen, was *Sie* an Material haben, Bob.«

»Das wird nicht so einfach, Leo. Ich muss das erst mit meinem Chef -«

»Apropos, was für Ihre Kids.« Hoffer zog einen Umschlag aus der Tasche und schob ihn über den Tisch. »Wie geht's denen eigentlich?«

»Danke, gut.« Broome warf einen Blick in den Umschlag. Fünfhundert Pfund lachten ihm entgegen.

»Versuchen Sie nicht, es abzulehnen, Bob, war schon schwierig genug, Schecks im Hotel einzulösen. Ich glaube, die haben mir bloß für die Ehre die doppelten Gebühren abgeluchst, und dazu hatten die einen Wechselkurs, den man sich von keinem Kredithai bieten lassen würde. Stecken Sie es ein. Es ist für Ihre Kids.«

»Die werden sich bestimmt freuen«, sagte Broome und steckte den Umschlag in seine Brusttasche.

»Das sind nette Kinder. Wie heißen sie noch mal?«

»Wie immer Sie möchten«, sagte der kinderlose Broome.

»Also, können Sie mir die Infos besorgen?«

»Ich kann ein paar Fotokopien machen. Die haben Sie gleich morgen früh.«

Hoffer nickte. »Und jetzt reden Sie mit mir, machen Sie mich neugierig. Erzählen Sie mir von der Toten.«

»Sie hieß Eleanor Ricks, 39, freie Journalistin. Sie hat über den Falklandkrieg und die ersten Gefechte in Exjugoslawien berichtet.«

»Dann hat sie also nicht bloß Mädchenzeugs geschrieben?«

»Nein, und vor kurzem ist sie ins Fernsehen aufgestiegen. Gestern hatte sie ein Treffen mit Molly Prendergast, der Ministerin.«

»Worum ging's bei dem Treffen? Nein, warten Sie, noch mal das Gleiche?« Hoffer ging an den Tresen und bestellte noch zwei Pints. An einem Tresen brauchte er nie lang zu warten; das war einer der Orte, an denen ihm seine Körpermasse eine gewisse Autorität verlieh. Es spielte keine Rolle, dass er nicht besonders toll angezogen war oder sich seit einer Weile nicht mehr rasiert hatte - er hatte Gewicht, und er hatte Statur.

Das war einer der Gründe, warum er einen Großteil seiner Arbeit in Bars erledigte.

Er kam mit den Getränken an den Tisch zurück. Zu seinem Bier hatte er sich noch einen doppelten Whisky geholt.

»Sie auch einen?« Aber Broome schüttelte den Kopf. Hoffer trank zwei Fingerbreit von seinem Bier ab und goss dann den Whisky hinein. Er zog zwei Zigaretten aus einem seiner Duty-free-Päckchen, zündete sie an und reichte Broome eine davon.

»Sorry«, entschuldigte er sich dann, »schlechte Angewohnheit.« Nicht alle waren begeistert, wenn er an ihrer Zigarette nuckelte, bevor er sie ihnen gab. »Sie wollten mir von Molly Prendergast erzählen.«

»Es war ein Interview im Zusammenhang mit Ricks jüngstem Projekt, dem fürs Fernsehen. Es geht dabei um Sekten.«

»Und diese Ministerin hat was mit Sekten zu tun?«

»Nur indirekt. Ihre Tochter war eine Zeit lang bei einer Prendergast und ihr Mann mussten sich wie verrückt anstrengen, um sie da wieder rauszuholen. Am Ende haben sie sie praktisch entführt.«

»Und darüber wollte die Ricks reden?«

»Jedenfalls laut Mrs. Prendergast.«

»Sie klingen nicht so überzeugt.«

»Ich habe keinen Grund anzunehmen, dass sie log. Außerdem wird ihre Geschichte vom Produzenten bestätigt.«

»Wie heißt er?« Hoffer hatte ein Notizbuch und einen Stift aus der Tasche gezogen.

»Joe Draper. Komisch ist - jemand hat im Hotel angerufen. Hat nach Eleanor Ricks verlangt und gesagt, es sei dringend. Man hat sie ausgerufen, aber sie hat das Gespräch nicht angenommen. Nicht viele wussten, dass sie dort sein würde. Einer der wenigen ist Draper.«

»Für welchen Sender arbeitet er?«

»Er hat eine kleine unabhängige Produktionsfirma. Ich glaube, sie heißt einfach Draper Films oder Draper Vision, so was in der Art.«

»Sie arbeiten zu hart, Bob, wissen Sie das? Ich meine, Sie haben eine Siebentagewoche, stimmt's? Natürlich stimmt's. Ab und zu müssen Sie Ihrem Gehirn ein bisschen Ruhe gönnen.«

»Leicht gesagt.«

»Aber wenn Sie Ihrem Gehirn nicht auch mal Ruhe gönnen, fangen Sie an, Sachen zu vergessen, wie zum Beispiel, ob es Draper Films oder Draper Vision heißt. Ich meine, nur so Kleinigkeiten, Bob, aber Kleinigkeiten, die sich als wichtig erweisen könnten. Sie sind Cop, Sie wissen das.«

Diese kleine Standpauke schien Broome nicht sonderlich zu erfreuen. Er trank aus und sagte, er müsse jetzt gehen. Hoffer hielt ihn nicht auf. Er blieb selbst aber auch nicht in der Kneipe. Sie erinnerte ihn an ein paar üble irische Pubs, die er in und um Soho kannte. Er überquerte die Shaftesbury Avenue

und ging weiter auf den Leicester Square, auf der Suche nach interessanten Drogen und interessanten Nutten. Aber selbst auf dem Leicester Square war nichts los. Kein Mensch arbeitete noch heutzutage. Es lief alles über Handy. Die Telefonzellen waren voll von Visitenkarten von Nutten. Er studierte sie, als wäre er in einer Kunsthalle, fand aber nichts Neues oder Aufregendes. Er bezweifelte, dass es überhaupt irgendetwas Neues unter der Sonne gab, auch wenn die mit Computern heutzutage offenbar die wahnsinnigsten Dinge anstellen konnten.

Ein paar Kids bettelten ihn von den Hauseingängen aus an, in denen sie ihr Lager für die Nacht aufgeschlagen hatten, also fragte er sie, ob sie wüssten, wo er etwas *blow* bekommen könne; dann erinnerte er sich, dass man unter *blow* hierzulande nicht nur Koks, sondern auch Gras verstand. Sie wussten es sowieso nicht. War schon viel, wenn sie wussten, wie sie selbst hießen, die kleinen Scheißer. Er ging weiter zur Charing Cross Road und fand ein Taxi, das ihn nach Hampstead brachte.

Dort hatte der D-Man seinen anderen Londoner Abschuss erledigt, in einem Büro auf der High Street. Wie immer war er auf Distanz geblieben. Er hatte von einem Gebäude auf der anderen Straßenseite aus geschossen: durch eine Fensterscheibe und dann glatt vorne rein, hinten wieder raus, durch das Herz eines indischen Geschäftsmannes, der in ein Schwindelgeschäft mit mehreren staatlichen und privaten Firmen verwickelt gewesen war.

Der D-Man hielt immer Abstand, was Hoffer interessant fand. Häufig wäre es einfacher gewesen, sich vor das Opfer hinzustellen und mit einer Pistole zu schießen. Aber der D-Man benutzte Präzisionsgewehre und hielt Abstand. Diese Fakten verrieten Hoffer einiges. Sie verrieten ihm, dass es sich bei dem D-Man um einen echten Profi handelte, nicht nur um so einen Kleinganoven mit Knarre. Er war ein Könner, ein richtiger Sniper. Er gestaltete jeden Abschuss als eine neue

Herausforderung, schien aber auch auf eine Weise zimperlich zu sein, wie das bei Kleinganoven selten der Fall war. Er vermied es, zu nah ans Blut zu kommen, hielt wohlweislich Abstand vom Schmerz. Ein einziger Schuss ins Herz: Das war wirklich ein Scharfschützenkunststück, jedes Mal mitten ins Schwarze zu treffen.

Auch in Hampstead hatte er eine Bombe platziert, obwohl es eigentlich gar nicht nötig gewesen wäre. Die Polizei hatte geglaubt, es mit einem Sprengsatz der IRA zu tun zu haben, bis sie die Verbindung zum Mord herstellen konnten. Dann war Hoffer ins Spiel gekommen und hatte den Bobbys eine ganze Menge über den Demolition Man erzählt. Wenige Menschen wussten über den Demolition Man so viel wie Hoffer.

Aber Hoffer wusste nicht annähernd genug.

Er fuhr mit einem weiteren Taxi zurück ins Hotel und brachte den Fahrer dazu, ihm als Gegenleistung für ein großzügiges Trinkgeld ein halbes Dutzend Blankoquittungen zu überlassen. Er würde die später selbst ausfüllen und sie bei seinem Auftraggeber als Spesenbelege einreichen.

»Sonst noch was gefällig, Chef?«, fragte der Taxifahrer.
»Nette Begleitung? Ein bisschen Gras? Was immer Sie wollen.«

Mit zuckenden Nasenflügeln beugte sich Hoffer nach vorn.

»Machen sie mich neugierig«, sagte er.

6

Mark Wesley war tot.

Das war schade, denn jetzt würde ich ein paar Bankkonten auflösen und einen Stoß teure gefälschte Ausweise nebst einem noch teureren gefälschten Reisepass mit ein paar wunderhübsch getürkten Visa entsorgen müssen.

Schlimmer noch - er war das einzige Alter Ego, das ich in Großbritannien besaß, was bedeutete, dass ich von nun an ich

selbst würde sein müssen. Ich konnte mir zwar jederzeit eine neue Identität erschaffen, aber das kostete Zeit und Geld.

Ich war lange nicht mehr ich gewesen. Es würde eine Weile dauern, mich wieder an den Namen zu gewöhnen: Michael Weston. Als Erstes mietete ich mir ein Auto und verschwand aus London. Ich ging zu einer der großen Mietwagenfirmen und sagte, ich würde den Wagen vielleicht nicht zurückbringen können. Man erklärte mir, eine Einwegmiete sei teurer, aber da ich mit einer Kreditkarte zahlte, würde es wohl keine Probleme geben.

Es war ein hübsches Auto, ein roter Escort XR3i mit nicht mal tausend Kilometer auf dem Zähler. Ich fuhr zu einem Einkaufszentrum an der North Circular Road und besorgte mir unter anderem eine Kappe. Dann machte ich mich auf nach Norden. Ich meldete mich nicht telefonisch an. Ich wollte nicht, dass Max mich erwartete.

Ich hatte viel nachgedacht, und die Antwort blieb immer dieselbe: Jemand hatte der Polizei einen Tipp gegeben, jemand wollte, dass ich erwischt wurde. Es gab nur zwei Möglichkeiten: Max oder mein Auftraggeber. Es ist mir immer lieber, nicht zu wissen, für wen ich arbeite, genauso wie ich lieber nichts über die Person weiß, die ich töten soll. Ich will nicht persönlich involviert sein. Ich will bloß das Geld. Meine Aufträge kommen über verschiedene Mittelsmänner: ein paar in den USA, einen in Deutschland, einen in Hongkong und in England über Max. Es war auch Max gewesen, der mich wegen des letzten Jobs kontaktiert hatte. Neben dem Auftraggeber war er außer mir der Einzige, der Näheres über den Job wusste.

Wie gesagt - ich hatte viel darüber nachgedacht, und es lief nach wie vor entweder auf Max oder meinen Auftraggeber hinaus. Damit blieb immer noch die Frage nach dem Warum. Warum hätte mich Max hinter Gittern sehen wollen? Reichte das Geld plötzlich nicht mehr, um sein Gewissen zu entlasten? Er konnte jederzeit aus dem Geschäft aussteigen, aber

vielleicht war ihm das gar nicht klar. Angenommen, er wollte aussteigen, glaubte aber, mir würde die Idee nicht gefallen, befürchtete er vielleicht, ich würde ihn töten. Hatte er mir also lediglich zuvorkommen wollen?

Und dann gab's noch meinen Auftraggeber. Vielleicht hatte er (oder sie?) im allerletzten Moment kalte Füße gekriegt und die Bullen angerufen. Das schien die wahrscheinlichere Antwort zu sein - wenngleich es noch eine weitere Möglichkeit gab: Was, wenn die ganze Sache von vornherein eine Falle gewesen war? Ich hätte mir bestimmt noch die eine oder andere Theorie ausdenken können, aber alle deuteten in dieselbe Richtung: Ich würde mich mit Max unterhalten müssen und anschließend vielleicht herausfinden, wer mein Auftraggeber war, und ihm ebenfalls ein paar Fragen stellen.

Das passte mir nicht. Ich will nicht hineingezogen werden. Ich will nicht Bescheid wissen. Aber diesmal würde es unter Umständen nicht anders gehen. Ich würde vielleicht herausfinden müssen, *warum* man mich dafür bezahlt hatte, Eleanor Ricks zu ermorden. Ich hatte die Zeitungen gelesen und die Nachrichten gesehen. Es war von Vorteil für mich, dass die Polizei völlig im Dunkeln tappte. Sie hatte nach wie vor keine Ahnung, wer eigentlich meine Zielperson gewesen war. Aber ich schon, ich hatte sie gekannt, bis hin zu ihrem Namen und ihrer Kleidung. Der Diplomat war aus purem Zufall da gewesen, allerdings nicht die Politikerin. Wer auch immer gewusst hatte, dass Eleanor Ricks das Hotel um sechs verlassen würde, kannte sie sehr gut. Also wusste er wahrscheinlich auch, dass die Politikerin bei ihr sein würde. Hatte ich in Wirklichkeit der Politikerin einen Schreck einjagen sollen? Hatte ich so etwas wie eine Botschaft geschickt?

Vielleicht begreifen Sie jetzt allmählich, warum ich nicht hineingezogen werden will.

Ich ließ mir unterwegs Zeit. Ich wollte Max mit meiner Ankunft überraschen. Wenn ich direkt gekommen wäre, hätte es ihn wahrscheinlich weniger überrascht. Doch ich unterb-

rach meine Anreise ganz in seiner Nähe, schon in Yorkshire, um am nächsten Morgen in aller Frühe bei ihm hereinzu-schneien. Max war ein vorsichtiger Mensch, aber an den Frühstückstisch setzte er sich nicht bewaffnet. Außerdem war sein Haus meilenweit von Feldern und Hügeln umgeben. Niemand würde einen Schuss hören, niemand würde mitbekommen, wenn jemand begraben wurde.

Niemand außer Belinda.

Ich stieg in einem kleinen Hotel ab und ging mit meiner Kappe auf dem Kopf an die Rezeption. Dann zog ich wieder los und ließ mir die Haare schneiden - und zwar ziemlich radikal.

»Sind Sie sicher?«, fragte der Friseur.

»Absolut«, sagte ich. »Ist für den Sommer. Wird sonst zu heiß.«

»Stimmt«, sagte er und griff zur Schere.

Die Kappe wieder auf dem Kopf, ging ich zurück ins Hotel, wusch mir die Haare und färbte sie mit einer Tönung, die ich gekauft hatte: Jetzt waren sie nicht mehr dunkelbraun, sondern tintenschwarz. Ich sah mir auch meine Brauen an, entschied jedoch, dass ich die wohl nicht unbedingt zu färben bräuchte. Das kurz geschnittene Haar trocknete rasch. Die Platzwunde an meiner Stirn heilte schnell, wenn auch die Haut rings um den Schorf noch stark gerötet war.

Ich packte meine Reisetasche aus. Ich hatte mir im Einkaufszentrum ein paar neue Sachen zum Anziehen besorgt und entsorgte die, die ich während des Auftrags getragen hatte. Das war keine spezielle Vorsichtsmaßnahme: Zu einem Abschuss ziehe ich immer irgendwelche billigen Sachen an, die ich anschließend wegwerfe. Wenn man eine Schusswaffe abgefeuert hat, kann ein Kriminaltechniker immer Spuren der Treibladung an Händen und Kleidung finden. Unglaublich, nicht? In der Reisetasche lag auch meine Notreserve, ein .357 Magnum - nicht von Max, sondern von einem Freund in Frankreich gekauft. Es war ein Colt-Nachbau, und kein be-

sonders guter. Auf dem Schießstand schien das Ding alles treffen zu wollen, nur nicht die Zielscheibe. Sein Pluspunkt war jedoch, dass er, wie jeder Revolver, die Leute einschüchterte. Ich nahm nicht an, dass er Max einschütern würde, aber trotzdem - er sollte wissen, dass ich bewaffnet war.

Viel mehr befand sich nicht in der Tasche - lediglich ein brauner DIN-A4-Umschlag, ein paar Fläschchen mit einem feinen weißen Pulver, zwei, drei größere Flaschen destilliertes Wasser und ein paar Packungen Einwegspritzen. Die Sachen ließ ich immer in der Reisetasche, seitdem ein Zimmermädchen sie einmal in meinem Badezimmer gesehen und den Hotelmanager informiert hatte, ich würde in meinem Zimmer mit Heroin dealen. Armes Mädchen, was war ihr das anschließend peinlich gewesen! Aber ich hatte ihr trotzdem ein Trinkgeld dagelassen.

Ich lag eine Zeit lang auf meinem Bett, fuhr mir mit einem Finger durch die spärlichen Überreste meiner Kopfbehaarung und streichelte mit der anderen Hand den Kater. Der Kater gehörte zum Hotel. Ich hatte ihn bei meiner Ankunft in der Lobby gesehen und mit einem Zungenschnalzen hergelockt.

»Die Mühe können Sie sich sparen«, hatte die Frau an der Rezeption gesagt. »Geronimo ist sehr scheu.«

Mochte ja sein, aber ich komm mit Tieren gut aus. Geronimo war brav und unaufgefordert zu meinem Zimmer getappt und hatte vor der Tür gemaunzt, bis ich ihn reinließ, worauf er mir ein paarmal um die Beine strich und dann den Kopf an meiner dargebotenen Hand rieb und seinen Geruch darauf hinterließ. Ich hatte nichts da, was ich ihm hätte anbieten können, aber er nahm es mir nicht übel. Also lagen wir beide eine Weile mit geschlossenen Augen da, bis ich aufstand und runter in die Bar ging, um einen Happen zu essen.

Den spülte ich mit einer halben Flasche mittelmäßigem Montrachet hinunter. Wieder in meinem Zimmer, öffnete ich den braunen Umschlag. Er enthielt alle nötigen Informationen für den Abschuss, alles, was ich nach dem Willen meines

Auftraggebers über Eleanor Ricks hatte wissen sollen. Auch ohne ein Kriminaltechniker oder ein Nachfahre Sherlock Holmes' zu sein, sah ich, dass die zusammengehefteten Blätter Computerausdrucke waren. Die Druckqualität war gut, die Zeichen gleichmäßig und gestochen scharf. Schweres Papier mit Wasserzeichen. Nirgendwo etwas Handschriftliches; selbst die Worte auf dem Umschlag - »STRENG VERTRAULICH« - waren gedruckt.

Ich las die Informationen noch einmal durch, auf der Suche nach Hinweisen auf die mögliche Identität meines Auftraggebers. Ein Foto der Zielperson lag auch dabei. Es zeigte Kopf und Schultern. Die Frau lächelte, den Kopf zur Seite geneigt, so dass das Haar auf die eine Schulter fiel. Das Bild sah mir nach einer professionellen Aufnahme aus, einem Bewerbungsfoto, Pressefoto oder so. Es war schwarzweiß - wie viele Leute benutzen heutzutage noch Monochromfilm? - und außerdem gestellt, ganz eindeutig kein Schnappschuss.

Wer kam normalerweise an ein Pressefoto ran? Der Fotograf natürlich, außerdem die dargestellte Person. Der Arbeitgeber der Person und wahrscheinlich ihre Angehörigen... außerdem Fans, die Putzfrau und überhaupt jeder, der an einem Stoß solcher Fotos vorbeikam und eins mitnahm. Das engte den Kreis der Verdächtigen nicht gerade sehr ein.

Ich habe gesagt, dass ich lieber nichts von meinen Zielpersonen weiß, aber dieser Auftraggeber hatte mir jede Menge Infos geschickt, und zwar zu einem großen Teil irrelevante. So viel wie er (oder sie?) von der Zielperson wusste, musste er zu deren engstem Bekanntenkreis gehören. Ich meine, das war nicht die Sorte Material, die man sich einfach aus Zeitungsnotizen zusammenklauben konnte. Der Auftraggeber musste die Frau verdammt gut kennen. Entweder das, oder er hatte *wirklich* gründlich recherchiert.

Was aber immer noch nicht erklärte, woher er hatte wissen können, welche Farben sie an dem Tag tragen würde. Damit war ich wieder bei Familienangehörigen und Arbeitskollegen.

Wie es aussah, würde ich nach London zurückfahren und ein bisschen nachgraben müssen... aber das hing jetzt alles davon ab, was Max mir zu sagen haben würde.

Ich bezahlte schon am Abend die Rechnung, weil ich plante, am nächsten Tag vor dem Frühstück aufzubrechen. Die Wirtin wollte aber nichts davon wissen und stand schon um sechs in der Küche, um mir Rühreier mit Speck zu braten und Tee zu kochen. Sie setzte sich sogar zu mir an den Tisch, obwohl ich eigentlich lieber allein gefrühstückt hätte.

»Haben Sie eine lange Fahrt vor sich?«

»Eigentlich nicht. Bloß einen langen Tag.«

»Das kenn ich, Schätzchen.«

Ich lächelte, hatte da aber so meine Zweifel. Als ich ging, folgte mir Geronimo zum Wagen, witterte dann aber etwas Interessanteres und trollte sich. Der Morgen war trüb: dicke, tief hängende Wolken in den Tälern und nasse Straßen. Aber der XR3i sprang schon beim ersten Startversuch an. Der 357 lag auf dem Beifahrersitz, unter dem örtlichen Gratisblättchen, das ich am Abend zuvor in der Bar mitgenommen hatte. Als ich losfuhr, wusste ich, dass mir noch ein langer Fußmarsch bevorstand.

Max' Haus stand inmitten von dreieinhalb Hektar Moorland, dessen Eintönigkeit lediglich durch Feldsteinmauern aufgelockert wurde, die die Einöde in unbewirtschaftete Feldstücke unterteilten. Die Mauern waren in den Zwanzigerjahren als Maßnahme gegen Arbeitslosigkeit gebaut worden. Es war nie beabsichtigt gewesen, die Felder irgendwie praktisch zu nutzen. Max verwendete die in der unmittelbaren Umgebung seines Hauses als Schießplätze und hatte eine lange offene Scheune zu einem überdachten Schießstand umfunktionierte. Die übrigen Wirtschaftsgebäude hatte man entweder abgerissen oder dem Zahn der Zeit überlassen. Der ehemalige Wirtschaftshof war mit Steinhaufen übersät. Max hatte die Steine nach groß, mittel und klein sortiert. Er ging immer systematisch vor, selbst wenn es sich um Bauschutt handelte.

Ich hielt ungefähr anderthalb Kilometer vor dem Haus und parkte das Auto auf dem grasbewachsenen Seitenstreifen, kletterte dann über eine der Mauern und machte mich auf den Weg. Das Gras war nass, und ich wünschte, ich hätte mir Stiefel besorgt. Aber immer noch besser so, als bis ans Haus zu fahren. Hier hörte man ein Auto auf mehrere hundert Meter Entfernung. Ich konnte das Haus jetzt zwar sehen, wusste aber, dass das Küchenfenster auf den inneren Hof ging, nicht auf das Moor. Ich zählte auf dem ganzen riesigen Gelände weniger als ein Dutzend Bäume und fragte mich, wie Bel es dort aushielte.

Ich hatte mir den Magnum in den Hosenbund geschoben, aber der Boden war so uneben, dass ich ihn vorsichtshalber lieber wieder rausholte und stattdessen in die Jackettasche steckte. Während ich ging, hielt ich ihn mit der Hand fest. Im Auto war mir aufgefallen, dass sich auf dem Lauf braune Rostflecken zu bilden begannen. Das war das Problem mit billigen Schießeisen: Man machte sich einfach nicht die Mühe, sie zu pflegen.

Als ich das erste Feld halb überquert hatte, blieb ich plötzlich stehen. Ich wusste nicht, ob ich zu der Aktion wirklich bereit war. Es war lange her, dass ich zuletzt eine Faustfeuerwaffe benutzt hatte - wenn auch nur zur Abschreckung. Hinzu kam, dass ich, sollte Max nichts mit der Sache zu tun haben, ihn um einen Gefallen bitten musste... und ebenso Bel.

Max besaß keinen Hund mehr. Er war der Ansicht, Tiere gehörten in die Natur. Auf dem Hof gab es überhaupt keine Haustiere, obwohl Bel Hunde, Katzen und Pferde liebte. Alles war ruhig, als ich über die letzte Mauer kletterte und auf den unbefestigten Weg kam. Wenn Max seine Lebensgewohnheiten nicht geändert hatte, musste er jetzt in der Küche sitzen und wahrscheinlich irgendwas Makrobiotisches essen. Er hielt eine absonderliche Diät ein, die, wie er schwor, den Krebs in Schach hielt. Ich ging um das Haus herum und spähte um die Ecke. Der Hof lag wie ausgestorben da. Ich sah Max' Volvo

Kombi in der Scheune stehen und dahinter einen der Pappkameraden, die zum Schießstand gehörten. Ich zog den Magnum aus der Tasche, ging zur Küchentür und drehte den Knauf herum.

Die Küche war vor einem knappen Jahr vollständig renoviert worden. Jetzt sah man überall nur blitzblanke weiße Kacheln und weiße Möbel. Klinisch sauber, wie sie gehalten wurde, erinnerte sie eher an ein Krankenhauslabor als an eine Küche. Und in der Mitte, an einem Klappptisch, saß Max. Er war schon angezogen und hatte sich die Maske um seine zerfressene Wange und Kinnlade geschnallt. Er versuchte gerade, mit einem Teelöffel irgendeinen braunen Schlamm zu essen, und hörte sich dabei »Today« in Radio Four an.

»Ich fragte mich schon, wann du hier aufkreuzen würdest«, sagte er, ohne aufzuschauen. Mit der einen Hand hielt er seinen Napf fest, mit der anderen den Löffel. Er ließ mich beide Hände sehen, damit ich nicht nervös wurde. Ich hatte den Revolver nicht auf ihn gerichtet. Er hing fast harmlos in meiner Hand herab. »Willst du was essen?«

»Du scheinst nicht überrascht zu sein, mich zu sehen, Max.«

Jetzt sah er zu mir auf. »Das nenne ich geschnittene Haare, Junge. Natürlich bin ich nicht überrascht. Ich hab gehört, was passiert ist. Es heißt, die Polizei wär gerade einen Augenblick zu spät vor Ort gewesen, um den Schuss zu verhindern. Ich wusste, was du denken würdest.«

»Was würde ich denn denken, Max?« Ich lehnte mich gegen die Spüle, hielt Abstand.

»Willst du was essen?«

»Ich hab schon gefrühstückt, danke.«

»Tee?«

»Okay.« Er stand auf und holte einen Becher aus dem Regal. »Du hast meine Frage noch nicht beantwortet.«

»Deswegen, weil es eine dumme Frage war. Ich warte darauf, dass du dir eine gescheitere ausdenkst.« Er schlurfte mit

dem Becher in der Hand an den Tisch zurück. »Warum setzt du dich nicht? Und steck diesen grauenvollen Revolver weg. Mir wird schlecht, wenn ich ihn auch nur ansehe. Beschissene billige Kopie aus Fernost, du würdest mich wahrscheinlich selbst aus zwei Metern Abstand verfehlten. Wie groß ist der Streukreis?«

»Etwas über einen Zentimeter auf zwanzig Meter.« Max rümpfte die Nase. »Und rostig ist das Ding auch noch. Wenn du versuchen würdest, mich damit abzuknallen, würde ich, noch bevor du mich triffst, vor Scham sterben.«

Ich lächelte, steckte die Waffe aber nicht ein. Max seufzte.

»Wenn nicht mir, dann Bel zuliebe.«

»Wo ist sie?«

»Schläft tief und fest in ihrem Bett, die faule Sau. Hier, willst du jetzt diesen Tee oder nicht?«

Ich nahm den Becher vom Tisch, stellte ihn auf das Abtropfbrett und lehnte mich wieder an die Spüle.

»Also«, sagte Max. »Jemand wusste, dass du den Auftrag hattest, und hat der Polizei einen Tipp gegeben. Da liegt die Vermutung nahe, dass es entweder ich oder der Auftraggeber war.« Ich nickte. Er sah wieder zu mir auf. »Nun, ich war's nicht. Ich nehm's dir nicht übel, dass du vorsichtig bist, aber ich war's nicht. Ich kann dir also lediglich erzählen, wie der Auftrag zustande gekommen ist. Ein Mann hat mich angerufen, ein Kaffer namens Scotty Shattuck. Kennst du ihn?« Ich schüttelte den Kopf. »Er war Soldat, aber auf den Falklands hat er irgendwie einen Knacks bekommen. Hat ein paar Ohren als Andenken mitgenommen, und als das rauskam, hat ihn die Army wieder ins bürgerliche Leben entlassen. Versucht sich seitdem immer wieder als Söldner, hat ein paar von den Kämpfern in Sarajevo ausgebildet. Hat aber keinen besonders guten Ruf, jobbt hauptsächlich als Rausschmeißer für Nachtclubs, statt an seinen Schießkünsten zu arbeiten.«

»Wo wohnt er?«

»Hetz mich nicht, Mark. Shattuck meinte, er hätte einen Klienten mit einem Jobangebot. Was er tatsächlich meinte: Jemand hatte ihm ein paar Lappen zugesteckt, damit er ihm einen *hit-man* besorgt.«

»Warum hat er den Job nicht einfach selbst übernommen?«

»Vielleicht hat er's versucht, aber der Klient kannte seinen miesen Ruf. Wie auch immer, ich sagte, ich bräuchte ein paar Details, und wir haben uns in Leeds getroffen. Er hat mir einen versiegelten Umschlag gegeben und dazu die Infos, die ich dir dann telefonisch durchgegeben habe.«

»Wie viel wusste er von dem Auftrag?«

Max zuckte die Achseln. »Die Umschläge waren nicht geöffnet worden, aber er könnte ja die Originalumschläge aufgerissen, das Material gelesen und anschließend in einen neuen Umschlag gesteckt haben.«

»Wäre er neugierig genug, um das zu machen?«

»Ich weiß nicht, vielleicht. Shattuck würde gern mit den großen Jungs spielen. Er meinte, ich sei so eine Art Zuhälter mit einem Stall von Scharfschützen, fragte, ob ich's nicht mit ihm probieren wolle. Ich sagte ihm, er solle sich benehmen. Und er *hat* sich benommen, außer als es ans Zahlen ging.«

»Ach ja?«

»Bei unserem abschließenden Treffen, wieder in Leeds, hat er mir den Aktenkoffer übergeben. Darin waren die letzten Details, aber das Geld stimmte nicht. Zweihundert fehlten. Er meinte, das wäre seine Provision. Ich sagte, mir wär's ja egal, aber der Empfänger des Geldes würde nicht erfreut sein. Dann habe ich ihn gefragt, ob zweihundert es wert wären, für den Rest seines Lebens ständig über die Schulter schauen und sich von Fenstern fernhalten zu müssen.«

Ich grinste. »Und was hat er gesagt?«

»Gesagt hat er nichts, bloß irgendwie gezuckt und geschwitzt, dann das Geld aus der Tasche gezogen und es mir gegeben.« Vom Reden bekam Max immer einen trockenen

Mund. Er hatte einen Strohhalm in seinem Becher Tee und sog jetzt lange daran.

»Also, wo finde ich ihn?«

»Ich weiß es nicht.«

»Komm schon, du musst es wissen.«

»Ich brauchte es nie zu wissen. Den Kontakt hat immer er aufgenommen.«

Ich hob die Kanone ein ganz kleines Stückchen höher.
»Max«, sagte ich. Mehr sagte ich nicht. Ich war zu sehr damit beschäftigt, in Richtung der Tür zu starren, die von der Küche in den Flur und in den Rest des Hauses führte. Da stand nämlich Bel. Sie trug ein kurzes Nachthemdchen, das sehr hübsche Beine sehen ließ.

Außerdem hatte sie eine Schrotflinte auf mich gerichtet.

»Ich kann mit dem Ding umgehen, Mark. Leg die Knarre weg.«

Ich rührte mich nicht. »Nur dass eins klar ist«, sagte ich.
»Wenn du für mich arbeiten willst, darfst du mich nicht mehr Mark Wesley nennen. Ich heiße jetzt Michael Weston.«

Max sprang von seinem Stuhl auf.

»Herrgott, Bel! Das ist eine Churchill *Premier!*« Er rannte zur Tür und nahm ihr die Flinte ab. »Hast du eine Ahnung, wie viel so ein Ding wert ist?«

»So um die zehn Riesen«, sagte sie.

»Zehn Riesen stimmt. Weniger, wenn sie schon beschossen ist.« Er kippte die Läufe, damit ich sah, dass Bel das Ding gar nicht erst geladen hatte. Ich legte meinen Magnum auf das Abtropfbrett.

»So«, sagte Max, »jetzt beruhigen wir uns alle mal, okay? Ich werde dir über Shattuck alles erzählen, was ich weiß, Mark.«

»Michael.«

»In Ordnung, Michael. Ich erzähl dir alles, was ich weiß. Aber setzen wir uns hin. Diese OK-Corral-Spielchen machen

mich nervös, besonders in der Küche. Hast du eine Ahnung, wie lang ich für diese ganzen Kacheln gebraucht hab?«

Also schaltete Max den Wasserkocher ein, und wir setzten uns. Bel schenkte mir ein schiefes Lächeln, und ich zwinkerte ihr zu.

»Schwarz steht dir«, sagte sie und meinte meine Haare. »Auch wenn du mit dem Haarschnitt wie ein Bulle aussiehst.« Sie füßelte mit mir unter dem Tisch. Wir hatten dieses Spielchen schon zu anderen Gelegenheiten gespielt und die Tatsache genossen, dass wir ein Geheimnis vor Max hatten. Ich versuchte, mich daran zu erinnern, dass sie erst vor ein paar Minuten mit einer Schrotflinte auf mich gezielt hatte - wenn auch mit einer ungeladenen. Bel besaß das Gesicht eines Schulmädchen, aber ich wusste, dass erheblich mehr in ihr steckte.

»Tut mir leid«, sagte ich, »diesmal habe ich kein Mitbringsel für dich.«

Sie zog eine Schnute. »Jetzt schmolle ich aber eine Runde.«

Ich zog die Kappe heraus, die ich mir gekauft hatte. »Es sei denn, du willst die hier.«

Sie nahm sie mir aus der Hand und sah sie interessiert an. »Wahnsinn, danke«, sagte sie mit vor Ironie triefender Stimme. »Die leg ich mir unters Kissen.«

Max massierte seinen Unterkiefer. Unter normalen Umständen redete er verständlicherweise nicht viel. In den letzten zwanzig Minuten hatte er mehr gesagt als sonst an einem ganzen Tag.

»Wie war das eben, dass ich für dich arbeiten soll?«, fragte Bel und verschränkte die Arme.

»Genauer gesagt, mit mir zusammenarbeiten.« Während ich sprach, sah ich Max an. »Ich muss nach London zurück, ein paar Fragen stellen. Mit einer Begleiterin würde ich weniger auffallen. Außerdem gibt es vielleicht Leute, die ich nicht persönlich sprechen kann. Bel könnte das für mich übernehmen.«

»Nein«, sagte Max.

»Ich zahle gut, und ich passe auf sie auf. Ich gehe auf Nummer sicher. Beim ersten Anzeichen von Gefahr sind wir sofort weg und wieder hier.«

»Bin ich eine Bauchrednerpuppe, oder was?« Bel war aufgesprungen und stand da, die Hände in die Hüften gestemmt. »Warum fragst du nicht *mich*? Du redest so, als wolltest du dir ein Auto oder ein Fahrrad ausleihen, nicht einen Menschen!«

»Tut mir leid, Bel.«

»Du gehst nicht mit«, sagte Max.

»Ich hab doch noch gar nichts gesagt!«, protestierte sie und knallte die Hand flach auf den Tisch. »Ich will erst mal hören, worum es geht.«

Also sagte ich es ihr. Es hatte keinen Sinn, irgendwas zu verschweigen. Bel war nicht dumm, und naiv schon gleich gar nicht. Sie hätte eine Lüge sofort gewittert. Es ist nicht leicht, jemandem zu erzählen, womit man sich seinen Lebensunterhalt verdient - jedenfalls dann nicht, wenn man nicht stolz auf seine Arbeit ist. Es hatte mich nie gestört, dass Max Bescheid wusste, aber Bel... bei Bel lag die Sache ein wenig anders. Natürlich wusste sie es schon die ganze Zeit. Ich meine, dass ich zur Farm kam, Gewehre kaufte, sie stundenlang einschoss, sie umbaute - das tat ich ja kaum als Freizeitbeschäftigung. Trotzdem röteten sich ihre Wangen, als ich meine Geschichte erzählte. Als zum drittenmal Tee aufgebrüht wurde, herrschte völlige Stille, auch das Radio war jetzt stumm. Bel bereitete sich einen Napf Frühstücksflocken zu und begann zu essen. Erst nach zwei Löffeln sagte sie wieder etwas.

»Ich will mit.«

Max fing an zu protestieren.

»Nur ein paar Tage, Max«, unterbrach ich ihn, »das ist alles. Schau, ich brauch diesmal Hilfe. An wen könnte ich mich sonst wenden?«

»Mir fallen auf Anhieb ein Dutzend Leute ein, die besser qualifiziert sind als Bel - und jederzeit scharf darauf, Geld zu verdienen.«

»Oh, herzlichen Dank«, sagte sie. »Schön zu erfahren, dass du eine so hohe Meinung von mir hast.«

»Ich will nur nicht -«

Sie nahm seine Hand und drückte sie. »Ich weiß, ich weiß. Aber Michael braucht Hilfe. Sollen wir ihn im Stich lassen? So tun, als würden wir ihn gar nicht kennen? Wen außer ihm *kennen* wir überhaupt?«

Da ging's mir zum ersten Mal auf: Hier in der Pampa lebten sie gezwungenermaßen, nicht aus freien Stücken. Man konnte keinen Waffenhandel wie den von Max mitten in der Stadt betreiben. Aber hier draußen waren sie einsam, von der Welt abgeschnitten. Zweimal die Woche fuhren sie ins Dorf oder in die nächste Kleinstadt, aber das konnte man kaum als »soziale Anbindung« bezeichnen. Es ging nicht um Max, es ging um Bel. Sie war zweitundzwanzig. Sie hatte viel aufgegeben, als sie seinetwegen hierher gezogen war. Jetzt begriff ich, wovor Max Angst hatte: nicht davor, dass ihr etwas zustoßen, sondern dass sie auf den Geschmack kommen, dass sie ihn endgültig verlassen könnte.

»Nur ein paar Tage, Max«, wiederholte ich. »Dann bringe ich sie zurück.«

Er sagte nichts, blinzelte nur mit seinen tränenden Augen und starre auf die Tischplatte, auf der seine von Unfällen an der Werkbank zerschrammten und vernarbten Hände lagen. Bel berührte seine Schulter.

»Ich geh ein paar Sachen zusammenpacken.« Sie lächelte mir wieder zu und rannte aus dem Zimmer. Erst jetzt fragte ich mich, warum sie so wild darauf war, mich zu begleiten.

Als sie draußen war, herrschte ein betretenes Schweigen. Ich spülte die Becher aus und hörte, wie der Stuhl über den Fußboden schrammte, als Max vom Tisch aufstand. Er kam an die Spüle und hob den Revolver vom Abtropfbrett auf.

»Brauchst du irgendwas?«, fragte er.

»Vielleicht eine Pistole.«

»Ich glaub, ich hab was Besseres als eine Pistole. Ist aber nicht billig.«

»Geld spielt diesmal keine Rolle, Max.«

»Mark... Verzeihung, ich meine Michael. Komisch, ich hatte mich gerade erst daran gewöhnt, dich Mark zu nennen.«

»Dauert nicht mehr lang, und es ist wieder ein anderer Name.«

»Michael, ich weiß, dass du auf sie aufpassen wirst. Aber es würde mir nicht gefallen... ich meine, ich möchte nicht...«

»Das ist rein geschäftlich, Max. Getrennte Zimmer, versprochen. Und außerdem kann Bel durchaus auf sich selbst aufpassen. Sie hatte einen guten Lehrer.«

»Versuch nicht, mir Honig ums Maul zu schmieren«, sagte er lächelnd, legte dann den Magnum wieder hin und griff nach einem Geschirrtuch.

7

»Sie sind doch kein Reporter, oder?«

Es war Montag früh, sehr früh, und Hoffer war ziemlich mies drauf. Der Rettungswagen parkte in einer speziellen Landebucht direkt vor der Notaufnahme; der Rettungssanitäter befand sich im hinteren Teil des Fahrzeugs, räumte auf und überprüfte.

Hoffer stand draußen, eine Hand auf die Hecktür des Wagens gestützt. Er hatte die plötzliche Vision, dass er den Kopf des Sanitäters wiederholt dagegen knallte.

»Ich hab's Ihnen schon gesagt, ich bin Privatdetektiv.«

»Bloß war's so: Kaum hatte ich der Polizei alles erzählt, was ich weiß, haben die Scheißzeitungen angefangen, mich zu löschen.«

»Hören Sie, Mr. Hughes, ich habe Ihnen meinen Ausweis gezeigt.«

»Klar, so'n Ausweis kann doch jeder faken.«

Das stimmte schon, aber Hoffer war nicht in der Stimmung zu diskutieren. Er hatte einen Kopf wie fünfhundert Iren am St.-Patrick's Day. Und seine Ohren funktionierten auch noch nicht wieder richtig. Jedesmal, wenn er durch die Nase einatmete, fühlte es sich so an, als ob er gleich seine Trommelfelle im Rachen haben würde.

»Reden Sie mit mir, und ich verschwinde sofort«, sagte er. Das funktionierte normalerweise. Hughes drehte sich um und musterte ihn.

»Wie ein Reporter sehen Sie nicht aus.«

Hoffer nickte angesichts solchen Scharfblicks.

»Sie sehen aus wie ein Herzstillstand in der Warteschleife.«

Hoffer hörte auf zu nicken und begann dafür, ernsthaft böse zu gucken.

»Schon gut, sorry. Also, was wollen Sie von mir hören?«

»Ich hab die Abschrift Ihrer polizeilichen Aussage gelesen, Mr. Hughes. Ich würde Ihnen eigentlich nur gern ein paar Zusatzfragen stellen und vielleicht ein paar Fragen, die man Ihnen schon gestellt *hat*, ein bisschen anders formulieren.«

»Na, dann beeilen Sie sich, ich bin im Dienst.«

Hoffer verkniff es sich, darauf hinzuweisen, dass sie schon vor gut fünf Minuten hätten anfangen können. Stattdessen erkundigte er sich nach dem Akzent des angeblichen Patienten.

»Sehr gepflegt«, sagte Hughes. »Vornehm, glatt, kultiert.«

»Aber mit Sicherheit englisch?«

»O ja.«

»Nicht amerikanisch? Manchmal können die Akzente ähnlicher klingen, als Sie glauben.«

»Das war britisches Englisch. Aus welchem County könnte ich Ihnen allerdings nicht sagen. Der war kein Yank, hundert Pro.«

»Vielleicht Kanadier?« Hughes schüttelte den Kopf. »Also schön, beschrieben haben Sie ihn ja ziemlich gut - was er anhatte, Körpergröße, Haarfarbe und so weiter. Glauben Sie, sein Haar könnte gefärbt gewesen sein?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Manchmal sehen gefärbte Haare nicht ganz echt aus.«

»Ach ja? Da verkehren wir offenbar mit unterschiedlichen Typen von Frauen.«

Hoffer versuchte zu lachen. Der Türgriff fühlte sich unheimlich gut in der Hand an. Er starre unverwandt auf Hughes' Kopf. »Und es könnte auch kein Toupet gewesen sein?«

»Sie meinen, ein Ire?« Hoffer verstand nicht. »Klar, Sie als Ami kapieren das nicht. Das ist Rhyming slang: *Irish jig* gleich *wig*, Perücke. Nein, ich bin mir sicher, das Haar war echt.«

»M-hm.« Hoffer hatte sich schon mit einer Schwester in der Notaufnahme unterhalten - der, die die Personalien des Mannes aufgenommen und dann den Hämatologen gerufen hatte. Ihre Aussage war so nützlich wie eine Aspirintablette im Auffangkorb einer Guillotine. Er rieb sich die Stirn. »Er hat Ihnen erzählt, er wäre Bluter.«

»Er war Bluter.«

»Ganz sicher?«

»Entweder das, oder er hat einen in der Familie. Oder vielleicht hat er auch bloß Medizin studiert.«

»So gut kannte er sich aus?«

»Er wusste von den Faktorlevels, er wusste, dass Bluter immer einen besonderen Ausweis dabeihaben sollten, er wusste, dass sie bei der geringsten Verletzung den Notruf wählen und einen Rettungswagen anfordern sollen. Er wusste eine ganze Menge.«

»Könnte er nicht einfach geraten haben?«

Hughes schüttelte den Kopf. »Ich sag's Ihnen, der wusste Bescheid.«

»Wer ist Ihr Hämatologe hier?«

»Keine Ahnung, ich bin hier bloß der Transporteur.«

»Na, jetzt sind Sie aber zu bescheiden.«

Hughes' Blick verriet Hoffer, dass er mit der Schmeichel-tour nicht weiterkommen würde. »Was ist mit der Geschäfts-karte - die ist ihm aus der Tasche gefallen?«

»Ja. Er sagte, das wär seine, aber die Polizei erklärte, das wär sie nicht. Ich sollte mir dann Gerald Flitch ansehen, den echten Gerald Flitch, meine ich. Das war er nicht.«

»Hmm, ich werd mich selbst noch mit ihm unterhalten.«

Die Tür der Notaufnahme flog mit einem Knall auf, und der Ambulanzfahrer zog einen Rollstuhl heraus und die Rampe hinunter. Hughes sprang aus dem Rettungswagen. Im Roll-stuhl saß eine Frau, so steinalt und starr, dass sie wie ausges-topft aussah.

»Und schon geht's wieder los, Mrs. Bridewell«, brüllte Hughes ihr zu, während sie sie gemeinsam in den Rettungs-wagen hievten. »Gleich sind Sie zu Hause.«

»Lohnt das die Fahrt überhaupt?«, murmelte Hoffer in sich hinein. Er wandte sich vom Rettungswagen ab, aber Hughes rief ihm etwas zu. Der Fahrer war schon eingestiegen und ließ den Motor an. Hughes hielt einen Arm auf der Hecktür, bereit, sie zu schließen.

»Das mit dem Herzinfarkt war kein Witz. Sie sollten wirk-lich abnehmen. Wir würden uns einen Bruch heben, wenn wir Sie auf die Trage wuchten müssten.«

»Sie sind ein richtiges Herzchen, Kumpel!«, rief Hoffer, aber er rief es der zugeknallten Hecktür eines Rettungswagens zu, der schon davonbrauste. Er stapfte wieder die Rampe hin-auf und betrat die Notaufnahme. Die Schwester, mit der er schon gesprochen hatte, war noch immer da. Sie sah nicht so aus, als hätte sie sich nach ihm verzehrt.

»Nur noch eins«, sagte Hoffer und winkte sie mit dem Zei-gefänger zu sich. »Mit wem kann ich mich hier über Hämo-phylie unterhalten?«

»Wörtlich bedeutet das ›Liebe zum Blut.«

Dr. Jacobs war ein schmächtiger Mann mit einer dieser englischen Schauspielerstimmen, von denen amerikanische Frauen ein feuchtes Höschen kriegen. Es war so, als ob Jeremy Irons irgendwo hinter den Kulissen stünde und Jacobs wäre seine Marionette. Er hatte außerdem die haarigsten Unterarme, die Hoffer jemals außerhalb eines Zoos gesehen hatte, und er konnte nur zehn Minuten für ihn erübrigen. Er erklärte gerade, was das Wort »Hämophilie« bedeutete.

»Das ist äußerst interessant«, sagte Hoffer. »Aber sehen Sie, der Mann, mit dem wir es hier zu tun haben, ist ein Berufsmörder, ein Sniper. Er arbeitet auch mit Sprengstoff. Klingt das nach einer passenden Beschäftigung für einen Bluter?«

»Nein, keineswegs. Oder sagen wir, nicht für einen *schweren* Bluter. Sehen Sie, die Krankheit tritt, grob gesagt, in drei unterschiedlichen Ausprägungen auf: schwer, mittelschwer und leicht. Die meisten registrierten Bluter in Großbritannien gehören der ersten Kategorie an - das heißt, sie zeigen eine weniger als zweiprozentige Faktoraktivität.«

»Was heißt ›Faktoraktivität‹?«

»Bluter, Mr. Hoffer, leiden an einer Störung der Blutgerinnung. Blutgerinnung ist ein komplexer Vorgang, an dem insgesamt dreizehn verschiedene Faktoren beteiligt sind. Wenn das eine passiert, passiert das Nächste, und so bedingt eins das andere. Wenn alle dreizehn Dinge passiert sind, findet die Blutgerinnung statt. Aber Blutern fehlt einer der Faktoren, wodurch die Ereigniskette unterbrochen wird und die Gerinnung nicht stattfinden kann. Die meisten Bluter leiden an einem Mangel an Faktor VIII, manche an einem Mangel an Faktor IX. Es gibt ein paar noch seltener Störungen, aber diese beiden sind die hauptsächlichen. Der Mangel an Faktor VIII wird als Hämophilie A bezeichnet, der an Faktor IX als Hämophilie B. Können Sie mir so weit folgen?«

»Einwandfrei.«

Dr. Jacobs lehnte sich in seinem schwarzen Ledersessel zurück. Er hatte ein kleines, enges Arbeitszimmer, vollgestopft mit Fachbüchern und Untersuchungsergebnissen sowie Stößen unbeantworteter Post. Sein weißer Kittel hing an einem Haken hinter der Tür, und an den Wänden prangten jede Menge gerahmte Diplome. Er hielt die Arme verschränkt, so dass er deren Affenpelz kraulen konnte. Aus seinem Hemdkragen quollen weitere schwarze Locken. Nackt, dachte Hoffer, hätte er sich vor einem Kamin prima gemacht.

»Schwere Bluter«, fuhr der Arzt fort, »machen über ein Drittel aller Hämophiliefälle aus. Sie können an spontanen inneren Blutungen leiden, meist in weichem Gewebe, Gelenken und Muskeln. In der Kindheit wird ihnen empfohlen, jede Art von Kontaktsport zu meiden. Wir versuchen zu erreichen, dass sie eine gute Schulbildung bekommen, so dass sie später eher am Schreibtisch arbeiten können.«

»Dann gehen sie also nicht zum Militär?«

Dr. Jacobs lächelte. »Militär und Polizei nehmen grundsätzlich keine Bluter auf.«

Hoffer runzelte die Stirn. Wenn er auf etwas hätte schwören können, dann darauf, dass der D-Man früher entweder Soldat oder Bulle gewesen war. »Keine Ausnahmen?«

»Keine.«

»Nicht mal, wenn sie die leichte Form haben?«

Jacobs schüttelte den Kopf. »Stimmt was nicht?«, fragte er.

Hoffer zog sich schon seit einer Weile an den Ohren. »Vom Fliegen krieg ich immer so ein komisches Gefühl in den Ohren«, antwortete er. »Sagen Sie, können *Sie* mir helfen? Vielleicht einen Blick drauf werfen?«

»Ich bin Hämatologe, Mr. Hoffer, kein HNO-Arzt.«

»Aber Sie können doch Medikamente verschreiben, oder? Vielleicht irgendwelche Schmerzmittel?«

»Wenden Sie sich an einen praktischen Arzt, Mr. Hoffer.«

»Ich kann bezahlen.«

»Das bezweifle ich nicht. Haben Sie sich Ihren Schnupfen im Flugzeug geholt?«

»Häh?« Hoffer schniefte in letzter Zeit so häufig, dass ihm das kaum noch auffiel. Er putzte sich die Nase und rief sich in Erinnerung, dass er wieder Papiertaschentücher kaufen musste. Die verdammt Nase juckte ihm auch ständig. »Lieg an dem Scheißwetter«, sagte er.

Der Arzt machte ein überraschtes Gesicht und sah aus dem Fenster. Draußen herrschte strahlender Sonnenschein. Er wandte sich wieder zu Hoffer.

»Die Polizei hat mich schon wegen dieses Killers befragt. Nach dem, was ich gehört habe, scheint er gewisse Kenntnisse über die Hämophilie zu besitzen, aber wie ich den Beamten erklärte, kann ich mir einen schweren Bluter als Berufsmörder nicht vorstellen. Er sagte dem Rettungssanitäter, er sei ein Prozent. Ich glaube, das war gelogen. Ich meine ... na ja, das ist jetzt alles Spekulation.«

»Nein, reden Sie weiter.« Hoffer stopfte sich das zerflederte Papiertaschentuch wieder in die Tasche.

»Tja, ich könnte mir vorstellen, dass die Waffen, die er benutzt, einen ziemlichen Rückstoß haben.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Na ja, und jeder Rückstoß könnte eine starke innere Blutung verursachen. Schon bald würde er anfangen, Probleme mit der Schulter zu haben. Und dann wäre er als Scharfschütze wohl kaum noch zu gebrauchen.«

»Wie wär's mit einem mittelschweren Bluter?«

»Selbst für einen mittelschweren Bluter wäre es riskant. Nein, wenn dieser Mann überhaupt an Hämophilie leidet, dann ist er ein leichter Fall.«

»Aber mit der Krankheit auskennen würde er sich trotzdem, oder?«

»Oh, durchaus. Aber er könnte sich auch selbst eine Verletzung zufügen, ohne anschließend ärztliche Versorgung zu

benötigen. Einfacher Druck auf die Wunde würde ausreichen, um die Blutung zu stillen.«

Hoffer ließ sich das durch den Kopf gehen. »Wäre er auch in so einem Fall registriert?«

»Mit fast hundertprozentiger Sicherheit.«

»Und die entsprechenden Listen sind wahrscheinlich nicht...?«

Jacobs schüttelte schon den Kopf. »Wenn die Polizei einen Antrag auf Akteneinsicht stellen möchte, besteht natürlich die Chance - besonders, wenn es um die Festnahme eines Mörders geht...«

»Ja, natürlich. Dr. Jacobs, wie viele leichte Fälle gibt es?«

»In Großbritannien?« Hoffer nickte. »Rund fünfzehnhundert.«

»Von wie vielen insgesamt?«

»Grob gerechnet sechseinhalbtausend.«

»Und wie viele von diesen fünfzehnhundert können wir ausschließen?«

»Was?«

»Sie wissen schon - wie viele davon sind Kinder, wie viele Rentner, wie viele Frauen? Das dürfte doch die Gesamtzahl reduzieren.«

Jacobs lächelte. »Ich habe hier ein paar Broschüren, die Sie vielleicht lesen sollten, Mr. Hoffer.« Er zog eine Schreibtischschublade auf und fing an, darin herumzukramen.

»Was? Hab ich Blödsinn geredet?«

»Nein, es ist bloß so, dass Hämophilie nur bei Männern auftritt. Von Frauen wird sie weitergegeben, aber erkranken tun daran nur die Söhne.«

Hoffer las die Broschüren in der Bar des Allington Hotels durch.

Er fand das alles unglaublich. Wie konnte eine Mutter das ihrem Sohn antun? Unglaublich. Die Frauen in der Familie konnten die Krankheit in sich tragen, litten selbst aber fast nie

daran. Und wenn sie sie an ihre Töchter weitergaben, konnten diese gegen sie ankämpfen. Es hing alles mit den Chromosomen zusammen. Ein Junge bekam von der Mutter das X und vom Vater das Y, während ein Mädchen zwei X-Chromosomen erhielt, von jedem Elternteil eins. Die schadhafte genetische Information steckte ausschließlich im X-Chromosom. Ein an Hämophilie leidender Mann gab sein schlechtes X-Chromosom an seine Tochter weiter, aber das gute X, das sie von ihrer Mutter bekam, hob das wieder auf. Dadurch wurde sie zu einer Überträgerin, aber nicht zu einer Bluterin. Frauen hatten zwei X-Chromosomen, Männer hingegen ein X- und ein Y-Chromosom. Deshalb hatten Jungen eine fünfzigprozentige Chance, von der Mutter das kranke X-Chromosom zu erben. Und das konnten sie nicht ausschalten, da sie kein anderes, gesundes X-Chromosom besaßen, sondern nur so ein beschissenes Y, das ihnen bei dem Kampf kein bisschen weiterhalf.

Da stand noch mehr drin - über die Königin Viktoria und die russische Zarenfamilie und Rasputin. Königin Viktoria war Überträgerin gewesen. Und man brauchte die Hämophilie auch gar nicht von dem einen oder anderen Elternteil Großerternteil zu erben: Sie konnte durchaus auch spontan auftreten. Und ein leichter Bluter hatte unter Umständen keine Ahnung, dass er an der Krankheit litt, bis er sich irgendwann einen Zahn ziehen lassen oder einem chirurgischen Eingriff unterziehen musste. Je weiter Hoffer las, desto mehr fragte er sich, ob er nicht zu einer Blutuntersuchung gehen solle. Er hatte von jeher sehr leicht blaue Flecken bekommen und sogar einmal nach einem Zahnarztbesuch tagelang Blut gespuckt. Vielleicht war er Bluter. Seiner Mutter hätte er absolut alles zugetraut.

Er wusste selbst nicht genau, was es ihm bringen sollte zu wissen, dass der D-Man vielleicht Bluter war. Es konnte genauso gut sein, dass er einen Bluter in der Familie hatte oder er einfach ein interessanter Beobachter war. Hoffer würde

keinen Einblick in irgendwelche Akten bekommen, und selbst wenn, was hätte er damit anfangen sollen? Mit jedem einzelnen Kranken sprechen? Sie alle hierherschleppen und Gerry Flitch gegenüberstellen?

Apropos ...

»Mr. Flitch?«

»Ja.«

Hoffer reichte ihm die Hand. »Leo Hoffer, kann ich Ihnen etwas ausgeben?«

»Danke, ja.«

Hoffer schnippte mit den Fingern, und der Barkeeper nickte. Als Hoffer das zum ersten Mal probiert hatte, war die einzige Reaktion ein so eisiger Blick vonseiten des Barkeepers gewesen, dass er sich damit einen Martini hätte mixen können. Dann hatte Hoffer ihm aber ein fettes Trinkgeld gegeben, und so war der Barkeeper jetzt sein Freund. Hoffer saß in einem butterweichen Sessel in einer dunklen Ecke der Bar. Flitch zog sich einen Stuhl heran und nahm ihm gegenüber Platz. Er strich sich das Haar wieder zurecht.

»Das war alles irgendwie... ich weiß nicht«, fing er ungefragt an zu erzählen. »Kommt nicht alle Tage vor, dass man erfährt, dass ein internationaler Terrorist einem einen Drink ausgegeben hat.«

»Kein Terrorist, Gerry, bloß ein Auftragsmörder. Was dagegen, wenn ich Sie Gerry nenne?«

»Überhaupt nicht... Leo.«

»So ist's recht. Also, was soll's sein?« Der Barkeeper stand schon bereit.

»Whisky, bitte.«

»Mit Eis, Sir?«

»Und bringen Sie mir bitte auch etwas Wasser.«

»Gewiss, Sir.«

Hoffer reichte dem Barkeeper sein leeres Glas. »Und für mich noch einmal das Gleiche, Tom.«

»Mit Vergnügen, Mr. Hoffer.«

Gerry Flitch sah gebührend beeindruckt aus, was auch der Zweck der Übung gewesen war. Hoffer schob seine Hämophiliebroschüren zusammen und steckte sie zwischen Armlehne und Sitzpolster seines Sessels - ein toller Sessel, richtig schön geräumig und verdammt bequem. Er fragte sich, ob er den dem Hotel abkaufen und vielleicht als Luftfracht aufgeben könne.

»Sie sagten, Sie wären Privatdetektiv, Leo.«

»Stimmt, Gerry.«

»Und die Polizei meinte, Sie wären ganz schön bekannt.«

»In den Staaten vielleicht.« Gut. Flitch hatte, wie empfohlen, Bob Broome angerufen, um Hoffers Referenzen zu überprüfen. »Schön, dann erzählen Sie mir doch von Samstag, Gerry. In aller Ruhe, ich will Ihnen nur zuhören.«

Barkeeper Tom kam mit ihren Drinks, und Hoffer gab ihm ein weiteres Trinkgeld. »Bringen Sie uns noch ein bisschen was zum Knabbern, Tom, ja?«

»Sicher, Mr. Hoffer.«

Glasschälchen mit Erdnüssen und Chips wurden aufgefahren. Hoffer nahm sich eine Handvoll davon. Er hatte sich eine halbe Stunde zuvor einen Entspannungsjoint reingezogen, und jetzt war er hungrig.

»Tja«, sagte Flitch, »was gibt's da schon groß zu erzählen? Ich saß mit meinem Glas am Tresen, auf einem dieser Hocker da. Da kommt dieser Typ rein und setzt sich ein paar Hocker weiter hin. Er hat irgendwas Alkoholfreies getrunken, Grapefruit mit Limo, glaube ich.«

»Es war Tonic, keine Limo. Das wissen wir durch den Kas-senbon.«

Flitch nickte. »Ja, Tonic, stimmt. Na, jedenfalls sind wir ins Gespräch gekommen.«

»Wer hat damit angefangen?«

»Ich glaube, ich.«

»Und hat dieser Typ - schien er irgendwie widerwillig zu reden?«

»Nein, überhaupt nicht, er war sehr freundlich. Man wäre nie auf die Idee gekommen, dass er sich mit Mordgedanken trug.«

»Tat er vielleicht auch gar nicht. Diese Typen beherrschen die Kunst, das bei Bedarf völlig zu verdrängen. Und, worüber haben Sie so geredet?«

Flitch zuckte die Achseln. »Nur so allgemein geplaudert. Er hat mir erzählt, er wäre im Import-Export-Geschäft. Ich hab ihm gesagt, dass ich Marketingstratege bin. Ich hab ihm sogar meine Karte gegeben.« Er schüttelte den Kopf. »Ein gewaltiger Fehler. Plötzlich standen bewaffnete Polizisten vor meiner Zimmertür.«

»Sie sind für uns ein Geschenk des Himmels, Gerry. Einen Fehler hat vielmehr der *Demolition Man* gemacht, als er Ihre Karte angenommen hat.«

»Schon, aber jetzt weiß er, wer ich bin, wo ich arbeite, wo ich wohne. Und jetzt sitze ich auch noch da und rede mit Ihnen.«

»Aber dass Sie mit uns geredet haben, wird er erst erfahren, wenn er festgenommen worden ist. Außerdem ist er nicht dumm. Er wird sich nicht in Ihre Nähe wagen.«

»Das wird aber auch gar nicht nötig sein, oder? Nach dem, was ich gehört habe, wären ein paar hundert Meter für ihn schon nah genug.« Flitch leerte sein Glas. Hoffer wusste, dass der Mann nervös war, aber er hatte den Verdacht, dass Flitch auch unter normalen Umständen viel trank. Der Typ war jung, Ende zwanzig, aber er besaß ein Gesicht, das sich schon vorzeitig verhärtete, seinen Charme verlor und dafür Hängebacken bekam. Nur ein richtiger gestandener Kerl, einer wie Hoffer, konnte sich Hängebacken leisten, ohne wie ein Säufer auszusehen. Flitch war ein angehender Säufer, und er hatte schon fast alle Voraussetzungen dafür.

»Sagen Sie mir eins, Gerry, pudern Sie sich manchmal die Nase?«

Flitchs Augen weiteten sich. »Ich geh mal davon aus, dass Sie mich nicht für eine Tunte halten.«

»Da liegen Sie völlig richtig.«

Flitch zuckte die Achseln. »Hab ich vielleicht gelegentlich auf Partys gemacht.« Seine Augen wurden schmäler. »Warum?«

Hoffer beugte sich vor. »Wissen Sie, wo ich was kriegen könnte?«

Flitch lächelte. »In Liverpool könnte ich Ihnen helfen, aber hier unten muss ich leider passen.«

Hoffer lehnte sich wieder zurück und nickte langsam, dann reckte er den Hals. »Noch eine Runde, Tom.« Flitch sagte nicht nein. Hoffer rieb sich mit der Hand über die Nase. »Gut, und worüber haben Sie sonst noch so geredet? Familie? Werdegang? Darüber reden Geschäftsleute auf Reisen doch gewöhnlich, wenn sie in einer Bar miteinander ins Gespräch kommen.«

»Wir nicht, es ist nie persönlich geworden. Es ging darum, dass Mitte der Achtziger alles so einfach ausgesehen hatte, dass es dann schwer geworden war und noch immer ist. Er sagte etwas wie: >In unserer Branche ist kein Platz für blutende Herzen.<« Flitch schauderte bei der Erinnerung.

»Der Junge hat Sinn für Humor«, bemerkte Hoffer. Tom kam mit den Drinks. »Gerry, ich werde Sie nicht fragen, wie der Typ aussah. Sie haben den Cops schon eine gute Personenbeschreibung gegeben, und mittlerweile dürfte er sein Aussehen ohnehin verändert haben. Ich werde etwas Schwierigeres von Ihnen verlangen.« Hoffer beugte sich vor. »Ich will hören, was für einen Eindruck er *als Mensch* auf Sie gemacht hat. Machen Sie einfach die Augen zu, versetzen Sie sich wieder in diesen Tag zurück, konzentrieren Sie sich, und dann erzählen Sie alles, was Ihnen in den Sinn kommt. Sie brauchen sich nicht zu genieren, außer uns ist kein Mensch in der Bar. Na los, schließen Sie die Augen.« Flitch gehorchte.

»So ist's gut. Jetzt werde ich Ihnen zum Aufwärmen ein paar Fragen stellen, okay?«

»Okay.« Flitchs Augenlider flatterten wie junge Schmetterlinge.

»Beschreiben Sie mir seine Bewegungen - waren sie eher steif oder geschmeidig? Wie hat er sein Glas gehoben? Haben Sie ihn gehen sehen?«

Gerry Flitch dachte einen Augenblick lang nach und fing dann an zu sprechen.

Hinterher wusch sich Hoffer auf der Herrentoilette Hände und Gesicht und betrachtete sich im Spiegel. Er war müde. Später würde er Walkins telefonisch einen vorläufigen Bericht durchgeben müssen. Er würde einiges zu erzählen haben. Walkins gierte nach Informationen über den Demolition Man. Man hätte meinen können, er wolle sich ein möglichst exaktes Bild von ihm machen, um es anschließend in Fetzen reißen zu können. Hoffer wurde aus Walkins einfach nicht schlau. In seinem Haus gab es nicht *ein* Foto von seiner Tochter, dafür jede Menge von seiner Frau, die an Krebs gestorben war. Der Mann schwamm in Geld - Geld, das er in der Politik verdient hatte. Während seiner Zeit als Senator hatte Walkins das - größtenteils wahrscheinlich saubere - Geld auf die hohe Kante gelegt. Man brauchte nicht korrupt zu sein, um in der Politik ein kleines Vermögen zu machen. Aber als er sich ins Privatleben zurückgezogen hatte, musste er irgend etwas angestellt haben, wodurch aus seinem kleinen ein *großes* Vermögen wurde, groß genug, um Hoffers Obsession zu finanzieren und trotzdem noch genug übrig zu behalten.

Hoffer spielte mit dem Gedanken, sich ein paar Lines reinzuziehen. Die würden ihn wach und klar machen. Aber erst hatte er noch etwas zu erledigen, und außerdem ging sein Vorrat bedenklich zur Neige. Er verließ die Herrentoilette und beschwatzte die Frau an der Rezeption, ihm eine kleine Besichtigung von Zimmer 203 zu gestatten. Die Polizei hatte sich da schon gründlich umgetan. Auf der Kommode, an

Kleiderschrank und Fernseher befand sich noch Puder von der Spurensicherung. Aber offenbar hatte »Mark Wesley« vor dem Auschecken gründlich sauber gemacht. Er hatte in seinem Zimmer ein paar trockene Handtücher auf dem Fußboden liegen lassen, und warum hätte er das tun sollen, wenn er sie nicht zum Möbelabwischen benutzt hatte? Trotzdem meinte die Polizei, an der Innenseite der Tür einen halben Handabdruck und am Wasserkocher einen Zeigefinger gesichert zu haben. Natürlich konnte man nicht wissen, wessen Abdrücke das waren. Sie konnten ebenso gut von einem Zimmermädchen wie von einem Besucher oder einem früheren Gast stammen. Mit Sicherheit würde man das erst wissen, wenn man Mark Wesley - oder wie immer er sich mittlerweile nennen möchte - festgenommen haben würde. Die Beamten hatten auch den Rettungswagen eingepudert, aber Wesley war sowohl hinein- als auch wieder herausgetragen worden. Er hatte nichts berührt.

Das Zimmer verriet Hoffer nichts. Gerry Flitch hatte ihm auch nicht viel gesagt. Hoffer setzte sich nach und nach sein eigenes Bild vom D-Man zusammen, wusste aber nicht, inwieweit ihm das helfen würde. Er war kein Psychologe, kein ausgebildeter Profiler. Er hatte einen Freund beim FBI, der mit dem Material vielleicht mehr hätte anfangen können. Er ging zurück an die Rezeption und stellte fest, dass die Empfangsdame den Ausdruck und die Fotokopien schon für ihn bereithielt. Er gab ihr den versprochenen Zwanziger. Er hatte die Informationen schon von Bob Broome bekommen, wollte sich aber vergewissern, dass der Polizist ihn nicht zu linken versuchte. Es war alles da: Für die Zimmerreservierung hatte er eine Kreditkarte benutzt, beim Auschecken jedoch bar bezahlt. Die Polizei hatte sämtliche Geldscheine, die das Hotel am Samstag kassierte, auf etwaige Spuren untersucht und deren Seriennummern überprüft. Den potenziellen Durchbruch stellte die Kreditkarte dar. Die Privatadresse, die Mark Wes-

ley im Hotel angegeben hatte, war falsch, aber die Kreditkarte hatte sich als echt erwiesen.

Es hatte eine Weile gedauert, der Kreditkartenfirma die Informationen aus dem Kreuz zu leihen, aber jetzt kannte die Polizei sämtliche Lügen, die Wesley der Firma aufgetischt hatte: Beruf, Geburtsdatum, Mädchenname der Mutter... Gut, konnte alles frei erfunden sein, aber vielleicht steckten hier und da auch ein paar Halbwahrheiten und kleine Ausrutscher. Man würde alles überprüfen. Die Kreditkartenfirma schickte die Auszüge an eine Adresse in St. John's Wood, und dorthin würde sich Hoffer aufmachen, sobald sein Chauffeur eingetroffen wäre.

Broome verspätete sich lediglich um fünf Minuten, also verzieh ihm Hoffer.

»Und, produktiven Vormittag gehabt?«, fragte Broome, als sein Passagier einstieg.

»Denk schon, wie steht's mit Ihnen?«

»Halbwegs.«

Auf dem Weg nach St. John's Wood erzählte Hoffer Broome einiges von dem, was er inzwischen über die Hämatophilie gelernt hatte.

»Wenn wir die Liste aller eingetragenen Bluter bekämen, wette ich, dass wir die Suche ziemlich schnell eingrenzen könnten.«

»Vielleicht. Ich werd sehen, was ich tun kann. Könnte sich auch als eine Sackgasse erweisen.«

»Hey, das werden wir erst wissen, wenn wir mit der Nase gegen die Wand knallen, oder?«

»Stimmt wohl. Aber vielleicht können wir eine Abkürzung nehmen. Wir kommen übrigens grad am Lord's vorbei.«

»Lord wer?«

»Einfach nur Lord's. Ist die Heimat des Krickets.«

»Ein Sportstadion, hm? Und Kicket ist das, was wie Baseball geht, bloß einfacher?« Broome warf ihm einen bösen

Blick zu. »Nur'n Scherz. Aber haben Sie sich jemals ein Baseballspiel angeschaut? Tollstes Spiel der Welt.«

»Das muss der Grund sein, warum es in so vielen Ländern gespielt wird.«

Sie erreichten ein Apartmenthaus und parkten auf dem Privatparkplatz. Als sie die richtige Tür gefunden hatten, wollte Broome klingeln, sah aber, wie Hoffer die Smith & Wesson aus dem Hosenbund zog.

»Herrgott, Leo!«

»Hey, da könnte unser Mann drin sein.«

»Das ist ein Postdienst, mehr nicht. Eine Briefkastenadresse. Vergessen Sie nicht - die erwarten uns, also tun Sie die Knarre weg.«

Widerstrebend steckte Hoffer die Pistole wieder in den Hosenbund und knöpfte sein Jackett zu. Broome klingelte und wartete. Die Tür öffnete sich.

»Mr. Greene?«

»Chief Inspector Broome?«

»Richtig, Sir.« Broome zeigte seinen Dienstausweis. »Dürfen wir hereinkommen?«

»Natürlich.«

Der Mann führte sie durch einen kurzen, halbdunklen Flur in ein Wohnzimmer. Es war eine Parterrewohnung, die kleinsten, in der Hoffer jemals gewesen war. Ein Schlafzimmer und ein Bad, dafür war die Küche nur eine Ausbuchtung des Wohnzimmers. Gut eingerichtet war sie allerdings, jedenfalls wenn man auf Wohnungen stand, die eher nach der neusten Mode als nach dem eigenen Geschmack möbliert waren. Alles sah wie frisch aus dem Einrichtungskatalog aus.

Desmond Greene war ein hagerer Mittvierziger mit schlepender Aussprache, zappelnden Händen und einem ständig ausweichenden Blick. Wenn er redete, wirkte er so, als hielte er der blassgelben Tapete einen Vortrag. Hoffer ordnete ihn auf Anhieb unter »schwul« ein - was natürlich nicht viel besagte. Hoffer lernte häufig Männer kennen, die er hundertpro-

zentig als schwul einstufte, bloß um anschließend ihren großbusigen Gemahlinnen vorgestellt zu werden. Was natürlich erst recht nichts besagte.

Broome hatte Hoffer bewusst nicht vorgestellt. Es war nicht gerade üblich für Beamte der Londoner Polizei, bei Ermittlungen New Yorker Privatschnüffler mitzuschleppen. Vielleicht hoffte er, dass Hoffer die Klappe halten würde.

»Wie lang haben Sie den Betrieb hier schon, Mr. Greene?«, fragte Hoffer.

Greene ließ wie in einem Werbespot für Hautcreme die Finger seine Wange hinabgleiten. »Viereinhalb Jahre, das ist ziemlich lang in dieser Branche.«

»Und wie finden potenzielle Kunden Sie?«

»Och, durch Anzeigen.«

»In hiesigen Supermärkten?«

Ein schiefes Lächeln. »Nicht *ganz* so preisgünstig. Ich inseriere regelmäßig in Zeitschriften.«

»In welchen?«

»Lieber Gott, sind *Sie* aber neugierig!«

Hoffer setzte *sein* schiefes Lächeln auf. »Nur wenn ich einen kaltblütigen Mörder jage und jemand macht mir Schwierigkeiten.«

Greene bekam einen bedenklichen Gesichtsausdruck, und Bob Broome übernahm die Regie. Hoffer war's egal, er schätzte, dass er Greene so viel Angst eingejagt hatte, dass er jetzt die Wahrheit sagen würde. Ihm war's sogar egal, wie Broome ihn anschaute - so als hätte Hoffer gerade einen sechsjährigen Pfadfinder dazu aufgefordert, ihm eine Hand in die Tasche zu stecken und Onkel Dickie hallo zu sagen.

»Wie lange nehmen Sie schon Post für Mr. Wesley entgegen?«

»Ihnen ist doch klar, Chief Inspector«, sagte Greene, jetzt eine kleine Spur selbstsicherer, »dass der Sinn einer Briefkastenadresse Vertraulichkeit ist?«

»Ja, Sir, das ist mir klar. Aber wie ich Ihnen am Telefon sagte, geht es hier um mehrfachen Mord. Wenn Sie nicht kooperieren, wird man Sie wegen Behinderung belangen.«

»Und anschließend nehmen wir Ihre tuntige Wohnung Stück für Stück auseinander«, fügte Hoffer hinzu.

»Herrje«, sagte Greene, wieder stark verunsichert. »O jemine.«

»Hoffer«, meinte Broome ruhig, »gehen Sie doch mal Wasser aufsetzen. Vielleicht hätte Mr. Greene gern einen Tee.«

Wer bin ich hier, das Zimmermädchen? Hoffer stand auf und trollte sich in die Kochnische. Jetzt stand er hinter Greene, und Greene wusste das. Er beugte sich in seinem Sessel vor, als befürchtete er, jeden Augenblick ein Messer zwischen die Schulterblätter gerammt zu bekommen. Hoffer lächelte beim Gedanken, wie Greene auf das Gefühl einer kalten Pistolenmündung in seinem Genick reagieren würde.

»Also«, fuhr Broome fort, »sind Sie bereit, uns zu unterstützen, Sir?«

»Na ja, sicher. Es ist nicht meine Aufgabe, Mörder zu decken.«

»Wenn Sie mir vielleicht etwas über den Service sagen könnten, den Sie Mr. Wesley bieten?«

»Ist genau derselbe wie bei meinen anderen Kunden. Ich habe über vierzig davon. Ich empfange Post, und sie können mich anrufen und fragen, was gekommen ist, oder ich kann die Post einmal im Monat an sie weiterleiten. Ich biete auch einen Telefondienst an, aber den brauchte Mr. Wesley nicht.«

»Wie viel Post bekommt er?«

»Fast überhaupt keine. Nur Rechnungen und Kontoauszüge.«

»Und lässt er sich die Sachen weiterleiten?«

»Nein, die holt er immer persönlich ab.«

»Wie oft?«

»Selten. Wie gesagt, es sind nur Kontoauszüge und Rechnungen.«

»Was für Rechnungen?«

»Kreditkarten, könnte ich mir vorstellen. Man braucht ja schließlich keinen Kreditkartenauszug, um sein Konto auszugleichen, oder? Ein Blanko-Überweisungsträger mit der Nummer seines Girokontos würde doch völlig ausreichen.«

»Das stimmt. Hat er sich nie eine Sendung weiterleiten lassen?«

»Doch, einmal, an ein Hotel in Paris.«

»Erinnern Sie sich an den Namen des Hotels?«

Greene schüttelte den Kopf. »Tut mir leid, das ist über ein Jahr her.«

»Vielleicht zwei Jahre?«, hakte Hoffer nach.

Greene wandte sich halb zu ihm um. »Möglich.«

Hoffer richtete den Blick auf Broome. »Dieser Holländer, der Heroidealer. Der D-Man hat ihn vor zwei Jahren in Paris ausgeknipst.«

Broome nickte. Der Wasserkocher fing an zu blubbern. Hoffer hob ihn hoch, überlegte es sich dann aber anders.

»Will irgendjemand *wirklich* Tee trinken? Also *ich* könnte was Ernsthaftes vertragen.«

»Ich hätte Gin da«, sagte Greene. »Oder ein paar Dosen Lager.«

»Das ist Ihre Party, Mann«, sagte Hoffer grinsend.

Also tranken Broome und Hoffer jeder eine Dose Lager, und Greene mixte sich einen Gin Tonic. Anschließend wurde er ein bisschen lockerer. Das Bier war nicht schlecht, wenn auch ein paar Monate über das Verfallsdatum hinaus.

»Schön«, sagte Broome, »dann kommt also Post hierher, und Wesley ruft an, und Sie sagen ihm, was für ihn da ist?«

Greene nickte, während er seinen Drink mit einem Finger umrührte und ihn sich anschließend ableckte.

»Hat er Sie jemals gebeten, Post zu öffnen und ihm vorzulesen?«

Greene schmatzte mit den Lippen. »Noch nie.«

»Und er hat nie etwas anderes als Rechnungen bekommen?«

»Keine dicken braunen Umschläge voller Banknoten?«, warf Hoffer ein. »Keine großen flachen Päckchen mit Fotos und Infos zum nächsten Abschuss?«

Greene schauderte.

»Können Sie ihn uns beschreiben?«, fragte Broome, ohne Hoffer zu beachten. Die Beschreibung, die Greene lieferte, entsprach derjenigen des Mannes, dem Gerry Flitch seine Karte gegeben hatte.

»Tja, das wäre es in etwa für heute, Mr. Greene«, meinte Broome. Er stellte seine leere Bierdose auf den Teppich.

»Aber etwas *ist* da noch«, sagte Greene.

»Und das wäre?«

»Wollen Sie mich nicht fragen, ob nicht irgendwelche Post auf ihn wartet?«

»Na gut, ist da welche?«

Greenes Gesicht ging in die Breite. »Ja!«, quietschte er.
»Und ob!«

Doch nachdem er die zwei Männer neugierig gemacht hatte, schien er jetzt den Rückwärtsgang einlegen zu wollen. Schließlich war es eine Straftat, fremde Post ohne ausdrückliche Erlaubnis des Empfängers zu öffnen. Also musste ihm Broome schriftlich bestätigen, dass er den Brief mitnahm und dazu auch befugt war. Greene las die Erklärung durch.

»Könnten Sie dazuschreiben, dass ich damit von jeder moralischen oder juristischen Verantwortung entbunden bin?«

Broome kritzelt ein paar entsprechende Worte hinzu, setzte dann Datum und Unterschrift darunter. Greene las das Ganze noch einmal durch. Hoffer stand dicht hinter ihm und atmete keuchend.

»Gut«, sagte Greene und faltete das Schreiben zusammen, ließ es dann aber auf dem Frühstückstresen liegen. Er ging aus dem Zimmer, um den Brief zu holen. Kaum war er draußen, riss Hoffer ein neues Blatt aus dem Schreibblock, faltete es

und legte es auf den Frühstückstresen, nahm dann Broomes Erklärung, knüllte sie zusammen und steckte sie sich in die Tasche. Er zwinkerte Broome zu. Greene kam ins Zimmer zurück. Er schwenkte einen dünnen Umschlag.

»Sieht wie ein Kontoauszug aus«, sagte er.

Es war ein Kontoauszug.

Als sie eintrafen, hatte die Bank schon zu, aber die Angestellten waren noch da und machten die Tagesabrechnung. Der Filialleiter, Mr. Arthur, führte sie in sein zweckmäßig schlichtes Büro.

»Heute Abend kann ich nichts für Sie tun«, erklärte er. »Um diese Uhrzeit erreiche ich in der Zentrale niemanden mehr. Ihnen ist doch sicherlich klar, dass es etwas wie einen Dienstweg einzuhalten gilt, Genehmigungen einzuholen, und selbst dann könnte eine wirklich gründliche Überprüfung längere Zeit in Anspruch nehmen.«

»Das ist mir alles bewusst, Sir«, erwiderte Bob Broome, »aber je schneller wir den Ball ins Rollen bringen, desto eher kommen wir in die Nähe des Tors. Dieser Mann hat mehr als ein halbes Dutzend Menschen ermordet, zwei davon in diesem Land.«

»Ja, ich verstehe. Morgen früh werden wir alles tun, was wir können, und das so schnell wir können - aber heute Abend ist es nicht möglich.«

Sie befanden sich in der Piccadilly-Zweigstelle einer der Clearingbanken. Es war natürlich eine vielbesuchte Zweigstelle, ideal für jemanden wie den Demolition Man, dem es um Anonymität ging.

»Wenn wir uns nur ein paar Minuten lang über sein Konto unterhalten könnten, Sir«, sagte Broome. Der Filialleiter warf einen Blick auf die Wanduhr und seufzte.

»Also gut«, sagte er.

Broome zog den Kontoauszug hervor. Viel stand da nicht drin. Er betraf den vergangenen Monat und begann mit einem

Guthaben von fünfzehnhundert Pfund am Ersten, von dem im Laufe des Monats durch Barauszahlungen und Scheckeinreichen insgesamt neunhundert Pfund abgegangen waren, wodurch sich das Guthaben am Monatsende auf nurmehr sechshundert Pfund belief. Arthur tippte die Kontonummer in seinen Computer ein.

»Hm«, sagte er, die Augen auf den Bildschirm gerichtet, »seitdem dieser Auszug ausgedruckt wurde, hat er weitere fünfhundert Pfund abgehoben.«

»Mit anderen Worten«, sagte Hoffer, »er hat das Konto so gut wie geleert?«

»Ja, Freitag, Samstag und Sonntag. Er hat an jedem Tag Geld abgehoben.«

Hoffer wandte sich zu Broome. »Er ist dabei, Mark Wesley abzustoßen.« Er sah wieder den Filialleiter an. »Mr. Arthur, Sie können, wie ich vermute, davon ausgehen, dass sich auf diesem Konto von nun an nichts mehr tun wird.«

»Kann man feststellen, wo er das Geld abgehoben hat?«

Arthur sah wieder auf den Bildschirm. »London Innenstadt«, antwortete er.

»Wie steht's mit alten Schecks?«, fragte Hoffer. »Bewahren Sie die auf?«

»Ja, zumindest eine Zeit lang.«

»Wir könnten uns also seine an Sie zurückgegangenen Schecks ansehen?«

Arthur nickte. »Sobald ich die Genehmigung habe.«

Broome sah Hoffer an. »Woran denken Sie?«

»Er muss Leute bezahlen, Bob. Vielleicht hat er es nicht immer bar dabei.«

»Sie glauben, er bezahlt seine Waffen und Sprengstoffe *per Scheck?*«

Hoffer hob die Hände. »Hey, vielleicht auch nicht, aber wir müssen das überprüfen. Wär möglich, dass er etwas oder *jemanden* bezahlt hat, das oder der uns zu ihm führen könnte. Inzwischen ist er mit Sicherheit untergetaucht und

bastelt an seiner neuen Identität. Das Einzige, womit wir arbeiten können, ist die alte. Ich meine, wir sollten so tief graben, wie wir nur können.« Er wandte sich zu Arthur, der diesem Gespräch mit verdutzter Miene zugehört hatte. »Wir brauchen alte Schecks, alte Auszüge, und wir brauchen die Standorte sämtlicher Cash-o-Maten, die er benutzt hat. Es könnte sich ein Muster ergeben, das uns seinen Wohnort verrät.«

»Cash-o-Mat?«, sagte Arthur.

»Geldautomat«, erklärte Broome.

8

Ich saß in meinem Hotelzimmer und zählte mein Geld.

Ich besaß viertausendfünfhundert Dollar in bar, Geld, das Max für mich aufbewahrt hatte, und weitere fünftausend Dollar in bar in einem Bankschließfach in Knightsbridge sowie fünfundzwanzigtausend Dollar in einem anderen Schließfach im selben Stadtteil. Ich schätzte, dass ich damit eine Weile hinkommen würde. Mark Wesleys Konto hatte ich praktisch geleert und seine Kreditkarten entsorgt. Ich verfügte noch über meine Michael-Weston-Giro- und -Kreditkartenkonten, und egal, wie gründlich die Polizei »Mark Wesley« unter die Lupe nahm, konnte ich mir nicht vorstellen, dass sie auch nur in die Nähe Michael Westons kommen würde.

Das Hotel, in dem ich abgestiegen war, hatte um eine Kreditkarte als Garantie gebeten, aber ich hatte stattdessen im Voraus bezahlt. Ich legte einen Teil des Geldes in die Reisetasche zurück, und einen weiteren Teil steckte ich ein, so dass noch zwei Tausender auf dem Bett liegen blieben. Weiteres Geld hatte ich in New York und in Zürich, aber das würde ich mit Sicherheit nicht anzutasten brauchen.

Ich rollte die letzten zwei Riesen zusammen, schob sie in die Spitze einer Ersatzschuhe und legte diese dann in den Schrank zurück. Ich hatte die Reisetasche völlig auspa-

cken müssen. Der Boden aus steifer Pappe war lose, und ich hatte das Geld darunter versteckt. Es klopfte leise an der Tür. Ich schloss auf und ließ Bel herein.

»Wie ist dein Zimmer?«, fragte ich.

»Okay.« Sie hatte geduscht. Ihr Haar war feucht, ihr Gesicht rosig. Sie trug Jeans und ein T-Shirt. Wir befanden uns in einem neuen Hotel, dem Rimmington. Es lag nicht gerade zentral, aber das störte mich nicht. Ich wusste, dass es gefährlich war, schon so früh nach London zurückzukehren. Ich wollte um das Craigmead und das Allington einen möglichst großen Bogen machen. Also wohnten wir in einem viel kleineren Hotel gleich bei der Marylebone Road - ganz in der Nähe, wie die Rezeptionistin uns erklärt hatte, von Madame Tussaud, dem Planetarium und dem Regent's Park. Offiziell kamen wir aus Nottingham und machten in London Urlaub, also schauten wir, als sie uns das sagte, gebührend interessiert drein. Strenggenommen hatte Bel nicht nur interessiert *ausgesehen*.

»Viel Zeit für Sightseeing werden wir nicht haben«, warnte ich sie jetzt.

»Keine Sorge«, gab sie bissig zurück, »ich bin zum Arbeiten hier. Was ist das?« Sie zeigte auf mein »Besteck«. Es lag auf dem Bett, Injektionsspritzen und so weiter. Ich fing an, alles wieder in die Tasche zu packen.

»Nimmst du Drogen?«

»Nein, es ist nur... manchmal brauch ich eine Spritze. Ich bin Bluter.«

»Das heißtt, du blutest stark?«

»Das heißtt, *wenn* ich blute, dann hört das manchmal nicht auf, ohne dass ich nachhelfe.«

»Eine Spritze?« Ich nickte. »Aber sonst geht's dir gut?«

Ich lächelte sie an. »Mir geht's prächtig.« Sie beschloss, mir das zu glauben.

»Also, wohin lädst du mich heut Abend zum Essen ein?«

»Wie wär's mit einem Hamburger?«

»Hamburger haben wir schon heute Mittag gehabt.«

Das stimmte. Wir hatten an einer Raststätte gehalten, und das Einladendste waren da noch die Hamburger gewesen. Bel verdiente etwas Besseres, besonders an ihrem ersten Abend in London. Das klingt jetzt so, als wäre sie eine Landpomeranze - was sie nicht ist. Aber sie war seit fünf Jahren nicht mehr in London gewesen, und seit fast einem Jahr nicht aus Yorkshire rausgekommen. Ich fragte mich, ob es richtig gewesen war, sie mitzunehmen. Zu einem wie großen Klotz am Bein konnte sie werden? Ich glaubte nach wie vor nicht, dass wir ernsthaft in Gefahr geraten könnten - höchstens, verhaftet zu werden.

»Na, entscheid du: Italienisch? Indisch? Chinesisch? Französisch? Thailändisch? London hat für fast jeden Geschmack was zu bieten.«

Sie ließ sich auf mein Bett fallen und nahm eine nachdenkliche Pose ein.

»Solang es zwischen hier und Tottenham ist«, fügte ich hinzu, »aber andererseits findet man zwischen hier und Tottenham so gut wie alles.«

Ich war dafür, mit dem Taxi nach Tottenham zu fahren, aber Bel wollte die U-Bahn nehmen. Wir hatten den XR3i wieder abgegeben, und ich hatte bar bezahlt. Hätte keinen Sinn gehabt, ihn weiter zu behalten; ich rechnete damit, dass wir uns noch ein paar Tage in London aufhalten würden. Ein Gutes an Bel war, dass sie wirklich wie eine Touristin aussah: großäugig, unerschrocken, ohne Scheu, wildfremden Leuten in die Augen zu sehen, ja sogar zu lächeln und mit ihnen ein Gespräch anzufangen. Ja, man sah ihr an, dass sie die Stadt nicht kannte. Ich konnte mir nicht verkneifen, den Weltgewandten herauszukehren, obwohl ich schließlich auch nur ein Tourist war. Wir stiegen in Seven Sisters aus und aßen in einem karibischen Restaurant, wo Bel unbedingt ein zweites Glas Planter's Punch trinken und infolgedessen fast kotzen musste. Abgesehen vom *Dirty rice* und den frittierten Mais-

fladen aß sie sonst nicht viel. Der Fisch war ihr zu salzig, das Fleisch zu fett.

Im Restaurant lag eine Abendzeitung herum, und ich blätterte sie durch, bis ich die neuste Meldung zum Ricks-Mord fand. Der Diplomat aus dem Craigmead machte Stunk, redete von laxen Sicherheitsvorkehrungen und einer Verschwörung des britischen Geheimdienstes gegen ihn. Nach seiner Version der Wirklichkeit steckten der MI5 und irgendein Land, das an seines grenzte, unter einer Decke.

»Sorg du nur weiter für Verwirrung, Kumpel«, sagte ich zu seinem grobkörnigen Foto. Weiter unten auf der Seite stand eine interessantere Notiz, fast wie kurz vor Redaktionsschluss hinzugefügt. Da war von einem »geheimnisvollen Anruf« im Craigmead Hotel die Rede, einer Lautsprecherdurchsage, die Eleanor Ricks ignoriert hatte. Das machte mich neugierig. Hatte mein Geldgeber im letzten Moment kalte Füße bekommen und versucht, sie zu warnen? Und als er sie nicht erreichen konnte, stattdessen die Polizei alarmiert? Geschichten von Auftraggebern, die ihre Meinung änderten, hatte ich schon gehört. Mich hätt's ja nicht gestört, solange sie nicht auf einer Rückerstattung bestanden. Wenn sie ihr Geld zurückgewollt hätten - also, das wäre ein ganz anderes Paar Schuhe gewesen.

Wir gingen die lange High Road entlang und schauten in ein paar der weniger vertrauenerweckenden Pubs hinein. Ich hatte Bel schon erklärt, nach wem ich suchte, und ihr schienen die frische Luft und die Bewegung willkommen zu sein. Die ganze High Road rauf bis zum Monument Way und der ganze Monument Way wieder runter waren für den Verkehr gesperrt. Wir gingen kurz in den Volley, aber es war niemand da, den ich kannte. In Tottenham musste ich vorsichtig sein. Hier bestand immer die Gefahr, dass ich jemandem über den Weg lief, der denken könnte, ich wäre entweder hinter etwas her oder einfach zu neugierig. Zum Beispiel wohnten hier ein paar Iren, von denen ich manchmal Plastiksprengstoff und

Zündkapseln bezog. Sie durften das Zeug eigentlich nicht weiterverhökern und waren deshalb ständig nervös.

Dann gab es noch Harry Capaldi alias Harry Carry alias Andy Capp alias Harry die Kappe. Es stimmte schon, dass er manchmal eine Kappe trug. Es stimmte ebenfalls, dass er ständig nervös war. Und sollte Harry Schiss kriegen und untertauchen, wäre es für mich ziemlich ärgerlich gewesen. Also hütete ich mich, in irgendeiner Bar nach ihm zu fragen. Ich wollte nicht, dass die Buschtrommel ihn eher erreichte als ich selbst. Irgendwo mitten im Dowsett Estate fing Bel an, sich über Fußschmerzen zu beklagen.

»Wir machen bald eine Pause«, sagte ich. Ich ging mit ihr zurück zur High Road, und im ersten Pub, in das wir gingen, setzte sie sich an einen Tisch. Also fragte ich sie, was sie trinken wolle.

»Coke.« Ich nickte und ging zum Tresen.

»Ein Coke, bitte, und ein kleines Bitter.« Während die Bar-dame unsere Getränke einschenkte, betrachtete ich die Reihen von Flaschen hinterm Tresen. Ich war nah dran gewesen, einen Brandy zu bestellen. Nah dran, aber nicht *so* nah. Harry die Kappe war nicht in der Bar. Vielleicht ging er ja montagsbends nicht aus dem Haus. Ich hatte keine Lust, ihm einen Besuch abzustatten. Ich wusste, dass er einige Schießeisen im Haus aufbewahrte, und über ihm wohnten ein paar Dealer. Ein einziger Schuss, und das ganze Haus hätte sich in *Apocalypse Now* verwandeln können. Ich trug die Getränke an unseren Tisch. Bel hatte die Schuhe ausgezogen und massierte sich die Füße. Die Männer am Tresen starrten sie lüstern an, als bestünde die Aussicht, dass sie nicht bei den Schuhen hältmachte. Als sie die Jacke auszog, dachte ich, einer von ihnen würde gleich vom Hocker fallen.

»Neue Schuhe«, sagte Bel. »Ich wusste, dass ich sie besser zu Hause gelassen hätte.«

»Und da heißt es immer, *Stadtpflanzen* wären verweichlicht.«

Sie machte ein böses Gesicht, lächelte dann. »Cheers«, sagte sie und hob ihr Glas. Sie knabberte an einem Eiswürfel und sah sich dabei im Lokal um. »Das ist also die große böse Stadt? Wie finden wir deinen Freund?«

»Wir suchen weiter. Du würdest staunen, wie viele Pubs es zwischen hier und der White Hart Lane gibt.«

»Und wir gehen in jedes einzelne rein?«

»So sieht der Plan aus.«

»Könntest du ihn nicht stattdessen einfach anrufen?«

»Er steht nicht im Telefonbuch.«

»Dann heißt es also wohl weiterstiefeln.«

»Apropos Telefonbuch - hast du Max angerufen?«

»Jetzt mach mal einen Punkt, er hat mich erst heute früh gesehen!«

»Er macht sich bestimmt Sorgen.«

»Tut er nicht. Er guckt sich bestimmt Wiederholungen von *Dad's Army* an und lacht sich einen Ast.«

Ich versuchte, mir das vorzustellen, aber es gelang mir nicht so recht.

»Hör mal, Michael, dürfte ich was sagen?«

»Was?«

»Also, wir tun doch so, als wären wir zusammen, oder? Ich meine, wie ein Paar. Jetzt schau dich mal an, du siehst eher wie mein Aufpasser aus.«

Ich sah an mir herunter.

»Ich meine«, fuhr Bel fort, »zunächst einmal sitzt du viel zu weit von mir weg. Als hättest du Angst, ich könnte beißen. Und dann *wie* du sitzt - du bist verkrampt, du amüsierst dich nicht. Du siehst aus wie ein Springmesser, das gleich aufschnappt.«

»Danke«, sagte ich. Ich rutschte auf der Sitzbank näher an sie heran.

»Besser, aber immer noch nicht so doll«, meinte sie. »Entspann deine Schultern und deine Beine.«

»Du scheinst dich in Schauspielerei ganz gut auszukennen.«

»Ich guck tagsüber ziemlich viel fern. So, ja, das ist besser.« Wir saßen jetzt Schulter an Schulter, Schenkel an Schenkel. Ich trank mein Bier aus.

»Schön, wir sollten jetzt besser weiter.«

»Was?«

»Wie gesagt, Bel, noch jede Menge Pubs vor uns.«

Sie seufzte und schlüpfte wieder in ihre Schuhe. Die Männer am Tresen wandten ihre Aufmerksamkeit dem Fernseher zu. Jemand kauerte an einem Flussufer und nahm einen Fisch aus.

Wir saßen in einem Pub auf dem Scotland Green, dem Lokal, in das die Leute immer gehen, nachdem sie auf der anderen Straßenseite ihre Stütze kassiert haben. Es war immer gut besucht und voller Winkel und Nischen. Es mochte klein sein, aber das bedeutete nicht, dass man sich darin nicht verstecken konnte. Harry die Kappe versteckte sich hinter einer Ecke neben den Spielautomaten. Er saß auf einem Barhocker und trug ein paisleygemustertes Hemd, das eher für einen dreißig Jahre jüngeren Mann gedacht gewesen war, ebensolche Jeans und seine übliche Kappe. Mir kam der Gedanke, dass ich ihm die von mir gekaufte hätte mitbringen können; er hätte sie mehr zu schätzen gewusst als Bel.

Er spielte nicht, sondern starnte auf den Zigarettenautomaten.

»Hallo, Harry«, sagte ich. Er fixierte mich erst, ohne mich zu erkennen, und lachte dann, bis er einen Hustenanfall bekam. Vom Husten fingen die drei Goldkettchen um seinen Hals an zu klimpern. Weiteres Gold hatte er an den Handgelenken und Fingern und dazu, am rechten Handgelenk, noch eine goldene Rolex.

»Heiliger Herrgott«, sagte er endlich, »ich wär fast geplatzt.« Er wischte sich die Augen. »Hast du ihn anschließend zusammengeschlagen?«

»Wen?«

»Den Blinden, der dir die Haare gemäht hat. Sieht absolut verboten aus. Und von der Farbe will ich gar nicht erst reden.«

»Warum inserierst du das nicht gleich in der Zeitung?«

»Tut mir leid, Junge.« Er senkte die Stimme und räusperte sich. »Brauch ich eine förmliche Einladung, oder stellst du mich auch so vor?«

»Entschuldige, Harry, das ist Belinda. Belinda, Harry.«

»Was trinkst du, Mädchen?«

Sie sah mich an, und ich nickte. »Cola, bitte.«

»Braucht erst deine Erlaubnis, was? Und du willst vermutlich einen doppelten Brandy?«

»Nicht heute Abend, Harry. Halbes Pint Bitter reicht.«

Er schüttelte den Kopf. »Meine Ohren funktionieren offenbar nicht mehr richtig.«

»Lass mich das machen«, sagte ich. »Bist du nach wie vor auf TS?«

»Bin ich.« Bel guckte verdutzt, also übersetzte er es ihr. »Tomatensaft. Alkohol vertrag ich nicht mehr, davon zittern mir die Hände.«

Sie verstand und nickte. Ich holte die Getränke, während Harry seine üblichen Anmachsprüche von sich gab. Ich hätte mir keine Sorgen zu machen brauchen; Harry war okay. Er war stocknüchtern, und er war nicht auf der Flucht vor der Polizei, dem Gerichtsvollzieher oder dem Anwalt seiner Exfrau. Er war okay.

Als ich zurückkam, spielte Bel mit einem der armlosen Banditen.

»Sie hat da schon vier Pfund rausgeholt«, sagte Harry.

»Und wie viel hat sie wieder reingesteckt?«

Harry nickte weise. »Sie stecken es immer wieder rein.«

Bel würdigte uns keines Blickes. »Wer sind ›sie‹?«, fragte sie. »Frauen im Allgemeinen oder die Frauen, die Sie im Allgemeinen so kennen? Ich meine, einen gewissen Unterschied muss es da ja geben.«

Harry rümpfte die Nase. »Da siehst du's«, sagte er im Bühnenflüstern, »seit der Women's Lib ist nichts mehr so, wie es einmal war. Als meine Carlotta ihren BH verbrannt hat, wusste ich, das ist das Ende. Cheers.«

»Cheers.« Ich trank einen Schluck Bier und fing Bels Blick auf. Sie zwinkerte mir zu. »Harry«, sagte ich, »wir brauchen was.«

»Wir?«

»Bel und ich.«

»Was braucht ihr? Eine Heiratserlaubnis?«

»Nein, etwas, das uns durch ein paar Türen hilft, etwas mit amtlichen Stempeln drauf.«

»Zum Beispiel?«

»Ich hatte gehofft, dir würde was einfallen.«

Er rieb sich das unrasierte Kinn. »Ja, ich könnte euch vielleicht was machen. Wann bräuchtest ihr's?«

»Heute Abend.«

Er riss die Augen auf. »Jesses, Mark, du hast mir schon ein paar harte Nüsse vorgelegt, aber das...«

»Könntest du es trotzdem machen?«

»Ich hab eigentlich nicht vorgehabt, heute Abend zu arbeiten...« Woraus ich zweierlei schloss: erstens, dass er es machen *konnte*; und zweitens, dass er sich gerade überlegte, wie viel er mir dafür abknöpfen konnte.

»Das wäre Barbezahlung?«, fragte er. Ich nickte. »Bargeld lacht, das weiß du ja selbst.«

»Das weiß ich.«

»Jesses, heute Nacht, ich weiß nicht...«

»Wie viel, Harry?«

Er nahm seine Kappe ab und kratzte sich den Kopf, ohne an seine Psoriasis zu denken. Riesige Hautschuppen rieselten auf

seine Schultern herab. »Tja, Mark, du weißt, dass meine Preise sich immer in einem vernünftigen Rahmen halten.«

»Mit dem Unterschied, Harry, dass *ich* diesmal nicht bezahlt werde.«

»Tja, das ist nun *dein* Problem, Mark, nicht meines. Ich verlange nur einen fairen Preis.«

»Also, dann nenn mir deinen fairen Preis.«

»Fünfhundert.«

»Was kriege ich für fünfhundert?«

»Zwei Personalausweise.«

»Nicht gerade viel.«

Er zuckte die Achseln. »Das Beste, was ich so kurzfristig bieten kann.«

»Wie lang würd's dauern?«

»Ein paar Stunden.«

»In Ordnung.«

»Hast du das Geld bei dir?« Ich nickte, und er schüttelte den Kopf. »Läuft in Tottenham mit fünfhundert Piepen in der Tasche rum, und ich könnte wetten, er hat nicht mal ein Messer dabei.«

Hinter uns begann der Automat einen weiteren Gewinn für Bel auszuspucken.

»Das ist eindeutig dein Glücksabend«, sagte Harry die Kappe.

»Macht's euch gemütlich.«

Was in Harrys Wohnung nicht ganz einfach war. Zum einen versanken die vorhandenen Sitzgelegenheiten unter Stapeln von alten Zeitungen und Illustrierten. Zum anderen wurde die Hälfte des ohnehin schon kleinen Wohnzimmers durch ein improvisiertes Fotoatelier beansprucht. An der Wand hing ein weißes Bettlaken als Hintergrund, und auf einem Stativ stand eine einsame zerschrammte Blitzleuchte. Harry verpasste ihr einen Klaps.

»Ich hoffe, die Birne ist nicht hin, die Scheißdinger kosten ein Vermögen.« Die Birne blitzte einmal auf, ging dann an und blieb an. »Prima«, sagte Harry. Es gab einen schlichten Holzstuhl, der normalerweise dem Kater vorbehalten zu sein schien, aber Harry kippte das widerstrebende Vieh auf den Boden und rückte den Stuhl vor das Bettlaken, richtete dann die Leuchte so aus, dass sie einen imaginären Punkt direkt über der Lehne anstrahlte. »Prima«, sagte er noch einmal.

Dann fing er an, mit seinem Lieblingsspielzeug herumzuhantieren. Es war eine Spezialkamera, die in einem Aufwasch ein Foto (geringfügig kleiner als ein Passfoto) machen, es auf eine Ausweiskarte drucken und das Ganze anschließend laminieren konnte. Harry tätschelte den Apparat. »Hab ich von einer Firma, die Pleite gemacht hat. Die stellten vorher Studentenausweise her.«

Bel stand vor einem Spiegel und kämmte sich die Haare. Der Spiegel war groß und alt und sechseckig, und in seiner Mitte prangte ein gestelltes Foto eines Brautpaars samt Brautzeuge und Brautjungfer.

»Ihre Eltern?«, fragte Bel.

»Nö, hab ich auf der Brick Lane gekauft. Viele fallen drauf rein. Ich klär sie nicht immer auf.«

»Wo kommt diese Musik her?«

»Von oben, irgendwelche schwarzen Kids.«

Der hämmernde Bass klang wie ein gestresster Herzschlag. Er schien die ganze Wohnung einzuhüllen.

»Können Sie sich nicht beschweren?«, fragte Bel. Harry lachte und schüttelte den Kopf.

»Okay«, sagte er, »dann füll ich mal eben die Ausweise aus.«

Er hatte eine alte mechanische Schreibmaschine von der Sorte, wie sie Büros in den Siebzigern reihenweise auf den Sperrmüll warfen. Sie war stabil gebaut, aber die Typenhebel hätten mal wieder justiert werden müssen. Oder vielleicht hätte es auch gereicht, die Typen zu reinigen.

»Fällt überhaupt nicht auf, sobald die Kamera das verkleinert hat.«

Das stimmte, wie ich aus Erfahrung wusste. Sobald der Ausweisvordruck ausgefüllt war, kam er in das Gerät - eine Art kofferförmigen Anbau der Kamera -, das eine verkleinerte Kopie davon erstellte, auf die gleichzeitig das Foto aufgedruckt wurde. Normalerweise nahm ich es nicht so genau. Kaum jemand sieht sich einen Ausweis, egal welcher Herkunft oder Beschaffenheit, besonders aufmerksam an. Solange das Foto mit einem übereinstimmte, waren die meisten zufrieden. Aber diesmal war es anders.

»Denk dran, Harry, ein paar der Leute, mit denen ich zu tun haben werde, könnten dem Ausweis mehr als nur einen flüchtigen Blick schenken. Bau bloß keine Tippfehler ein.«

»Also bitte, ja? Ich hab an der Abendschule einen Schreibmaschinenkurs gemacht. Siebzig Wörter in der Minute.«

»Ich wusste gar nicht, dass es siebzig zweibuchstabige Wörter gibt.«

Ich überließ ihn seiner Arbeit. Bel zupfte sich ein letztes Haar zurecht und wandte sich mir zu. Sie bot mir den Kamm an, aber ich schüttelte den Kopf. Ich schaute in den Spiegel und sah einen hartgesotteten Kerl, der mir entgegenstarnte. Er hatte kurz geschorenes schwarzes Haar und einen professionellen finsternen Blick. Er sah exakt wie ein Polizist aus.

»Welches Stadtgebiet willst du?«, fragte Harry von der Schreibmaschine aus.

»Nimm am besten Central.«

»Central«, wiederholte er. »Gut, wie man *das* schreibt, weiß ich.«

Ein guter Fälscher zeichnet sich natürlich nicht dadurch aus, dass er den Ausweis fälschen kann. Jeder kann einen Ausweis fälschen. Der gute Fälscher zeichnet sich dadurch aus, dass er echte - oder echt aussehende - Blankoausweise hat. Harry verriet niemandem, wo seine Vordrucke herkamen, oder auch nur, ob sie echt waren. Ich vermutete, dass er vor

längerem irgendwie an einen echten Blankoausweis gekommen war und einen hilfsbereiten Drucker dazu gebracht hatte, ihm ein paar hundert Kopien davon zu machen. Er hatte auch andere Künste auf Lager, zum Beispiel konnte er einem irgendwelche Dokumente mit einem amtlichen Stempel versehen. Er hatte mir einmal ein Visum für die USA gemacht, das unglaublich echt aussah, bloß dass es, ohne dass ich was davon wusste, ein *Studentenvisum* war. Die Fragen des Einwanderungsbeamten hätten mir beinah das Genick gebrochen. Als Entschädigung hatte Harry mir beim nächsten Mal einen gefälschten Pass zu einem Sonderpreis überlassen.

»Dann brauch ich noch eure Unterschriften«, sagte er. Er hatte eine Gelenkleuchte eingeschaltet und sich eine Kassenbrille im John-Lennon-Stil auf die Nase gesetzt - die Sorte Brille, die man als Kind nur unter Strafandrohung trägt, als Erwachsener aber oft heiß begehrt. Ich hatte nie eine Brille gebraucht. Die Leute sagten, das sei ein Zeichen dafür, dass ich immer ein keusches Leben geführt habe.

Mein Personalausweis würde auf den Namen Michael West lauten, während Bel Bel Harris heißen wollte. Sie meinte, sie wolle ihren Vornamen lieber behalten. Es heißt, die besten Lügen seien diejenigen, die ein Körnchen Wahrheit enthalten, und diese Namen unterschieden sich gerade genug von unseren wirklichen Namen, um die Polizei nicht auf unsere Fährte zu führen. In den USA hatte ich mich gelegentlich schon Michael West genannt, aber noch nie in England. Bel fiel es schon so schwer genug, sich zu merken, dass ich jetzt nicht mehr Mark, sondern Michael hieß. Es war nicht nötig, sie mit einem dritten Vornamen zu verwirren.

»Okay, Schätzchen«, sagte Harry, »wenn du dich jetzt auf den Stuhl da setzen würdest...«

Bel sah mich an. »Redet er mit dir?«

»Ich glaube, er meint dich.«

»Herrjemine«, sagte Harry, »hab ich für einen Augenblick vergessen. Women's Lib, hm? Hör nicht auf mich, Süße, hock dich einfach da hin.«

Bel setzte sich schließlich, und Harry steckte den Ausweisvordruck, den er gerade ausgefüllt hatte, in das Kofferding.

»Weder lächeln noch Stirn runzeln«, erklärte er Bel, »einfach natürlich gucken... Das ist ungefähr so natürlich wie eine Zirkusrobbe bei ihrem ersten Auftritt... Besser, besser.« Es blitzte, und Harry richtete sich wieder auf. »Wunderbar. Jetzt noch ne knappe halbe Minute. Setz du dich schon mal, Mark.«

Wir tauschten die Plätze.

»Ach übrigens, Harry, knips von mir besser ein paar Bilder extra. Ich will von dir eine vollständige neue Identität.«

»Das braucht aber Zeit, Mark.«

»Weiß ich. Was meinst du, vier Tage?«

»Sagen wir besser fünf. Was brauchst du: Reisepass, Führerschein, Sozialversicherungsnummer?«

»Für den Anfang dürft's reichen.«

»Das wird einen Batzen kosten.«

»Ich weiß. Ich lass dir zweihundert als Anzahlung da.«

»So, jetzt nur an unverfängliche Sachen denken. Erbsenbrei, Schnaps, die Mittelfeldspieler der Spurs. Da, schau ihn dir an, das geborene Model!«

Es blitzte, dann wechselte Harry zu seiner normalen Spiegelreflexkamera und schloss sie an die Blitzleuchte an. Er knipste noch ein paar Bilder und stellte mir währenddessen Fragen.

»Welcher Name?«

»Wie wär's mit Michael Whitney?«

»Geburtsdatum?«

»Wie ich. Nein, sagen wir einen Monat früher. Geburtsort: London. Das Übrige kannst du dir nach Belieben ausdenken.«

»Werd ich dann machen.«

Als er das Papier von meiner Ausweiskarte abgezogen hatte und sie mir reichte, war das durchsichtige Kunststofflaminate

noch warm. Durch das Laminat finsterte mich noch dasselbe Polizistengesicht an. Bel war mit ihrem Ausweis nicht zufrieden. Sie meinte, dass sie darauf wie ein verängstigtes Tier aussähe. Ich guckte mir das Foto aufmerksam an, musste ihr aber widersprechen.

»Sieh's doch positiv, Bel. Wenigstens haben die Bullen dann was zu lachen, wenn sie uns festnehmen. Harry, hast du zwei von den -«

Aber er kam schon ins Zimmer zurück und schwenkte zwei kleine schwarzlederne Kartenetuis.

»Tut sie hier rein«, sagte er. »In die übrigen Schlitze könnt ihr stecken, was ihr wollt.« Er knüllte eins davon in der Faust zusammen. »Aber bearbeitet sie vorher ein bisschen, sonst sehen sie wie frisch vom Werk aus.« Er lächelte mich an. »Sind im Preis inbegriffen.«

Was das Stichwort für mich war, das Bare rüberwachsen zu lassen.

An der Ecke von Harrys Straße gab's eine Taxiagentur, und wir nahmen ein Minicab. Unser Fahrer wusste nicht mal, wo Marylebone war, und auch bei »Baker Street« und »Regent's Park« klingelte bei ihm nichts. Also dirigierte ich ihn anfangs ein bisschen, und nachher noch ein bisschen, bis wir schließlich da waren. Dann funkte er seine Agentur an und fragte, was er uns berechnen solle. »Hängt davon ab, ob die abgefüllt aussehen«, sagte die knisternde Stimme. Der Fahrer schaute mich im Rückspiegel an, und ich schüttelte den Kopf. Ich gab ihm, was er verlangte, aber kein Trinkgeld dazu, da wir schneller da gewesen wären, wenn ich am Lenkrad und er im Fond gesessen hätte.

Wir waren ein paar Straßen vom Hotel entfernt ausgestiegen. Wenn jemand Harry der Kappe auf die Spur gekommen wäre, hätte er vielleicht in der Taxiagentur ein paar Fragen gestellt, und die Taxiagentur würde eine Fahrt von Tottenham zur Marylebone Road bestimmt nicht vergessen. Ich wollte

nicht, dass jemand näher an mich rankam. Und ja, ich dachte dabei durchaus an jemand Bestimmtes.

»Moment noch«, sagte Bel, »ich will eine Pizza.« Also gingen wir in einen Pizzaservice und standen mit den Ausfahrern herum, während Bels »Marinara« in Arbeit war. Dann ging's zurück zum Hotel. Ich begleitete sie zu ihrem Zimmer. Sie hielt mir die Pizzaschachtel unter die Nase.

»Möchtest du mir dabei helfen?«

Was, wie unschuldig auch immer vorgebracht, eine Einladung in ihr Schlafzimmer war, wo ich mich zum Essen auf ihr Bett würde setzen müssen.

»Keinen Hunger, danke«, sagte ich. Aber ich hatte ein bisschen zu lange gezögert.

»Ich verrat Daddy auch nichts.« Sie lächelte. »Müssten wir nicht sowieso noch reden? Den Plan für morgen besprechen?«

Da war was dran. »Beim Frühstück«, sagte ich.

»Kalte Pizza vielleicht?«

»Sei nicht geschmacklos.«

Ich ging in mein Zimmer und rief Max an. Er hatte neben dem Telefon gesessen.

»Alles in Ordnung«, sagte ich. »Ich geb dir die Nummer vom Hotel, du kannst Bel jederzeit anrufen.«

»Danke«, sagte er übellaunig. Dann holte er sich Stift und Papier. Ich gab ihm die Nummer der Rezeption und Bels Zimmernummer durch. »Sie ruft dich wahrscheinlich sowieso gleich selbst an«, sagte ich.

»Falls sie mich nicht schon vergessen hat.«

»Sei nicht dämlich, Max, sie redet ununterbrochen von dir.« Das war gelogen: Sie hatte ihren Vater den ganzen Tag lang nicht erwähnt - bis ich das Thema im Pub angeschnitten hatte. *Ich verrat Daddy auch nichts.* »Nacht, Max.« Ich legte auf.

Ich kannte Bel seit ein paar Jahren, und natürlich war Sex nie... na ja, es war nicht so, dass sie mir nicht gefallen hätte. Es war nicht so, dass wir nicht geflirtet hätten. Es lag nicht

einmal daran, dass ich Angst gehabt hätte, Max würde mich auf einem seiner ummauerten Moorfelder verscharren. Es lag hauptsächlich daran, dass ich, wie die Amerikaner sagen, keinen Sex mehr »machte«. Sex passte nicht so recht zu meiner Lebensweise. Die Frauen, mit denen ich in Berührung kam, sah ich nur selten und immer nur kurz. Wenn ich sie näher kennenlernen wollte, musste ich mir zwangsläufig ein ganzes Gebäude von Lügen und Halbwahrheiten zurechtlegen. Auf den Kontaktseiten fand man nicht allzu viele Inserate von Frauen, die einen »Killer, vorzeigbar, 30 bis 35 J., interessiert an Ballistik, Haute Cuisine und Reisen« suchten. Also hatte ich mir Frauen insgesamt abgeschminkt. Selbst mit Hotelhuren ging ich nicht oft ins Bett, spendierte ihnen allerdings gern Drinks und hörte mir *ihrer* erfundenen Lebensgeschichten an.

Was mich daran erinnerte, dass ich noch einen weiteren Anruf zu erledigen hatte. Ich war bis jetzt einfach noch nicht dazu gekommen. Ich nahm den Hörer ab und wählte die Nummer aus dem Gedächtnis. Ich habe ein gutes Zahlendächtnis. Eine Frau meldete sich.

»Allington-Hotel, was kann ich für Sie tun?«

»Könnte ich bitte mit Mr. Leo Hoffer sprechen?«

»Hoffer? Einen Moment, bitte.« Ein Klappern von Computertasten. »Tut mir leid, Sir, wie es aussieht, haben wir keinen Gast dieses Namens.«

»Ich bin sicher, dass er bei Ihnen wohnt«, beharrte ich. »Er war heute bei Ihnen - oder reist er vielleicht erst morgen an?«

»Einen Augenblick, bitte.« Sie legte die Hand auf die Sprechmuschel und fragte eine Kollegin. Die Kollegin nahm ihr den Hörer ab.

»Hallo, Sir? Ich glaube, es liegt ein Missverständnis vor. Mr. Hoffer war heute tatsächlich hier im Hotel, aber er ist nicht unser Guest.«

»Verdammmt«, sagte ich. »Da muss ich was falsch verstanden haben. Sie wissen nicht zufällig, wo er wohnt?«

»Tut mir leid, Sir. Aber wenigstens wissen Sie, dass Mr. Hoffer in der Stadt ist.«

»Ja, das ist wahr. Wenigstens das weiß ich. Sie haben mir sehr geholfen.« Ich legte auf. Nach ein, zwei Minuten gestattete ich mir ein kleines Lächeln. Es war schön zu wissen, dass Leo da war. Wo er war, konnte der Zirkus nicht lange ausbleiben, womit ich den Medienzirkus meine, den er immer anzuziehen schien... und zwar mit großem Vergnügen. Ich wusste immer, wann Leo mir auf den Fersen war - und in welchem Abstand er mir hinterherhinkte.

Ich brauchte bloß eine Zeitung aufzuschlagen, und der Interviewer erzählte mir alles.

In den Staaten hatte ich Leo einmal im Fernsehen gesehen. Offen gesagt, war ich nicht geschmeichelt gewesen. Es heißt, es sei schön zu wissen, dass jemand hinter einem her ist - aber Leo sah wie derjenige aus, der eigentlich in den Bau gehörte.

Es klopfte leise an der Tür. Zweimal kurz, einmal lang: unser vereinbartes Zeichen. Ich seufzte, stand vom Bett auf und schloss die Tür auf.

»Hast du was gegen Magengrimmen?«, fragte Bel.

»Okay«, sagte ich und ließ sie herein, »also proben wir für morgen.«

Und das taten wir. Wir stellten uns nebeneinander vor den Spiegel, und ich brachte Bel bei, die Polizeibeamtin zu mimen - richtig zu stehen, richtig zu sprechen, das Richtige zu sagen. Anfangs lächelte sie zu viel, also arbeiteten wir noch daran. Und sie ließ ständig die Schultern hängen, was daher kam, wie sie erzählte, dass sie früher immer größer als ihre Freundinnen gewesen war und auf die Weise versucht hatte, auf deren Niveau hinabzusinken.

Nach einer Stunde wurde es ihr langweilig, und sie fing an, wieder Fehler zu machen.

»Hör zu«, sagte ich. »Wir werden nur ein, zwei Versuche haben. Mehr wäre zu riskant. Die Polizei kriegt mit Sicherheit schnell raus, dass Hochstapler unterwegs sind. Deswegen

müssen wir dabei so viel wie möglich herausholen, kapiert?« Ich wartete, bis sie nickte. »Und denk dran, diese Ausweise waren nicht billig. Jetzt schau in den Spiegel, du machst schon wieder einen krummen Rücken.«

Sie straffte die Schultern.

»Besser.« Ich stand dicht hinter ihr. »Jetzt tu mir einen letzten Gefallen.« Sie drehte sich um.

»Was?«

»Geh deinen Vater anrufen.«

Sie kniff die Augen zusammen. »Ja, Boss«, sagte sie.
Ich schloss hinter ihr ab.

9

Die schwierigste Aufgabe, die Hoffer bis dahin in London zu bewältigen gehabt hatte, war, einen Dealer zu finden, der ihn nicht für einen Undercoverbulle oder den schießfreudigen Vater eines minderjährigen Junkies hielt.

Crack gab es durchaus auf dem Markt, aber nicht viel richtiges Kokain. Das Zeug, das er zu guter Letzt kaufte, war alles andere als erstklassige Ware - wahrscheinlich fünf Teile Lidocain und drei Teile Backpulver -, aber mit Crack oder Kainbase würde er unter keinen Umständen anfangen, er hatte schon zu oft gesehen, wohin diese speziellen Nebenwege führten. Als Crack Einzug in die Stadt gehalten hatte, war er ein New Yorker Straßenbulle gewesen. Binnen weniger Monate hatte die Droge die Slums überschwemmt. Anfang der Achtziger war er mit einem Bullen befreundet gewesen, der mit *freebasing* angefangen hatte. Er war wie ein Frachtkahn ohne Boden abgesackt.

Zu den Drogen war Hoffer auf die gleiche Weise wie dieser Freund gekommen. Er verbrachte seine Tage damit, Pusher und User hochzunehmen, lebte so sehr mitten unter Drogen, dass es ihm so vorkam, als würden die kleinen Mistkerle ständig auf ihn einflüstern - selbst noch im Schlaf. Eines Tages

hatte er ein paar Fläschchen Crack konfisziert, allerdings eins zu wenig abgeliefert. Er fand bald heraus, dass es eine ganze Menge von Officers gab, die jede Menge Drogen konsumierten. Manche von ihnen nahmen dem einen Dealer Drogen ab und verkauften sie, nachdem sie einen kleinen Teil für sich abgezweigt hatten, an einen anderen weiter. Andere hatten ein ernstes Problem und Pupillen wie Stecknadelköpfe, hingen voll an der Nadel. Als Bulle war man in einer privilegierten Position. Man musste nie weit laufen oder lang betteln, um ein Tütchen weißes Puder an Land zu ziehen, und man brauchte so gut wie nie zu bezahlen. Aber *freebasing*, das war der Horror. Jemand hatte mal versucht, ihn auf den Geschmack zu bringen: hatte den Rauch in einen Luftballon geblasen und ihm den benutzten Rauch zum Recycling angeboten. Die zwischenmenschlichen Aspekte des Drogenkonsums hatten Hoffer ohnehin nie zugesagt, aber sich jemand anderes Atem reinzuziehen, das ging ihm entschieden zu weit.

Jetzt war er also in London und tat, was er tat.

Er legte noch ein paar hundert Milligramm Speed in seinen Einkaufskorb und verlangte als Gegengewicht zum Speed noch ein paar Quaaludes, begnügte sich aber am Ende mit Librium und noch ein bisschen Extrakoks.

»Jetzt noch einen wegstecken«, sagte er anschließend zu sich. In Soho hatte er nichts für die Nacht gefunden, also war er durchs West End gestreift, hatte eine Viertelstunde in einer Tuntenbar verplempert, bevor er seinen Fehler bemerkt hatte, und schließlich eine Nutte aufgetan, die nicht mit in sein Hotel wollte, aber bereit gewesen wäre, ihm auf ihrer Bude Erleichterung zu verschaffen. Da musste wiederum Hoffer dankend ablehnen; er hatte schon mal eine Nutte in ihr dreckiges Schlafzimmer begleitet und wäre um ein Haar von ihrem Zuhälter ausgeplündert worden. Also begnügten sie sich mit einem Blowjob in einer dunklen Gasse, für den sie einen Zwanziger verlangte. Das ergab einen Stundenlohn von zweihun-

dertvierzig Pfund, was wahrlich nicht wenig war. Sogar mehr, als Walkins ihm zahlte.

Am nächsten Morgen duschte er, da er in die Wanne nie im Leben ganz reingepasst hätte, zog einen seriösen blauen Anzug an und stattete seinem Banker einen Besuch ab.

Mr. Arthur sah so aus, als sei *er* derjenige, der um ein Darlehen für eine lebensrettende Operation für seine Tochter bettelte.

»Es läuft schon alles seinen Gang, Mr. Hopper.«

»Ich heiße Hoffer.«

»Natürlich, Hoffer.« Arthur lächelte wie eine Kröte zur Paarungszeit. »Aber es ist noch zu früh für irgendwelche Resultate - ich sagte es ja bereits.«

»Sag, was du willst, du Flachwichser, aber jetzt hörst du *mir* gut zu.« Hoffer lehnte sich in seinem knackengen Sessel vor. »Ich brauch mich an keinerlei Spielregeln zu halten, wenn du also Wert darauf legst, künftig in der Lunchpause und nach Feierabend aus deiner Bank spazieren zu können, ohne dich erst links und rechts nach etwaigen Baseballschlägern umzusehen, dann würde ich dir sehr empfehlen, dem Gang der Ereignisse ein bisschen Feuer unterm Hintern zu machen.«

»Also jetzt hören Sie mal -«

»Was ich schon förmlich höre, ist, wie deine Zähne aufs Pflaster prasseln, Arschgesicht. Jetzt mach der Zentrale Dampf, aber ziemlich zügig, und in der Zwischenzeit lass sehen, was ihr hier so an Unterlagen habt.«

Arthurs Oberlippe glänzte plötzlich von Schweiß. Er sah so aus, als hätte er an die zwanzig Pfund Statur verloren.

»Ich habe um elf einen Termin.«

»Streichen.«

»Hören Sie, Sie können nicht einfach -«

»Ich dachte, das hätte ich bereits.« Hoffer stand auf und steckte die Hände in die Taschen. Er wusste, dass er mit den seitlich hervorstehenden Ellbogen wie ein sehr schlecht ge-

launter Berggorilla aussah. Wenn Arthur noch die geringste Kontrolle über seine Gliedmaßen gehabt hätte, hätte er sich auf der Monstera in der Ecke in Sicherheit gebracht. »Jetzt geh die Unterlagen holen.«

Er setzte sich wieder hin und versuchte, so auszusehen, als säße er bequem. Der Filialleiter blieb noch ein paar Augenblicke sitzen, bloß um zu zeigen, dass er nicht eingeschüchtert war. Hoffer gönnte ihm mit einem Achselzucken die kleine Genugtuung. Sie kannten beide die Wahrheit. Mr. Arthur stand langsam auf und hielt sich dabei an der Schreibtischkante fest. Dann verließ er den Raum.

Er kehrte mit zwei, drei Aktenordnern und ein paar Fotokopien zurück. »Das ist alles, was ich im Moment finden kann. Die meisten unserer Unterlagen werden nach einer gewissen Zeit an die Zentrale geschickt.«

»Sag den Typen, dass du sie sofort zurückhaben willst. Was ist mit der Überprüfung von Wesleys Kontobewegungen?«

»Wird gerade durchgeführt. Wir müssen uns alle alten Schecks einzeln ansehen. Wir bewahren sie ja nicht nach Ausstellern sortiert auf.«

Hoffer griff nach den Ordner. Da klopfte es an der Tür.

»Ignorieren«, sagte Hoffer.

»Das werde ich mit Sicherheit *nicht* tun.« Arthur ging mit forschem Schritt zur Tür und öffnete sie. »Das ist der Mann, Officers.«

Hoffer drehte sich träge um. An der Tür standen zwei uniformierte Polizisten. Dann hatte Arthur also nicht nur die Akten herausgesucht. Hoffer warf trotzdem einen Blick hinein. Sie enthielten lediglich weißes Schreibpapier.

»Du Hurensohn«, sagte er. Dann forderten ihn die Polizisten auf, sie hinauszubegleiten, und er stand auf. »Gern«, sagte er. »Gar kein Problem«, versicherte er ihnen.

Aber währenddessen hatte er nur Augen für Mr. Arthur.

»Nie wieder! Hören Sie?«

Hoffer hörte. Es hing ihm schon zu den Ohren raus. Bob Broomes Wortschatz schien nur aus diesen paar Wörtern zu bestehen.

»Könnten wir die Platte umdrehen, Bob?«

Broome knallte mit der flachen Hand auf den Schreibtisch. »Das ist nicht zum Lachen, Hoffer. Sie können nicht einfach so durch die Gegend ziehen und Bunker bedrohen. Herrjesus, sie sind diejenigen, die in diesem Land das Sagen haben!«

»Das ist ja dann *Ihr* Problem. Trotzdem, es könnte schlimmer sein.« Broome wartete auf eine Erklärung. »Zumindest sah Arthur nicht wie ein Jud aus.«

Broome ließ sich auf seinen Stuhl fallen. »Hoffer, Sie sind Abschaum.«

Das brauchte sich Hoffer nicht bieten zu lassen. »Ja, ich bin Abschaum, aber Abschaum, der *zahlt*. Was sind dann Sie?«

»Moment mal, ja?«

»Nein, Schnauze und zuhören. Vergessen Sie nicht, ich war selbst früher Bulle, ich weiß, wie das ist. Man versucht, wahnsinnig beschäftigt auszusehen, aber die meiste Zeit über tut man nichts anderes als Däumchen drehen und darauf warten, dass jemand kommt und einem verrät, wie der Täter heißt. *Ich* kann das nicht mehr machen. Den Luxus kann ich mir nicht leisten. Ich habe lediglich einen Kopf und zwei Fäuste, und wenn Ihnen das nicht passt, dann gehen Sie mir einfach aus dem Weg.«

»Ich habe Sie gerade vor einer Karrenladung Mist bewahrt.«

»Und dafür bin ich Ihnen dankbar, aber ich hab mich schon früher selbst aus der Scheiße gezogen, ohne eine Mistgabel im Arsch dazu zu benötigen.«

Broome schüttelte traurig den Kopf. »Ich kann Sie hier nicht gebrauchen, Hoffer.«

»So'n Pech aber auch.«

»Das ist mein Ernst. Ich will Sie hier nicht mehr sehen.«

»Damit komm ich klar, Chief Inspector.« Hoffer stand auf. »Aber vergessen Sie nicht, *Sie* sind derjenige, der mich gerufen hat, *Sie* sind derjenige, der Geld von mir genommen hat.« Hoffer verließ das Büro. Er sparte es sich, die Tür hinter sich zu schließen.

Als er die Vine Street entlangging, sah er DI Dave Edmond um die Ecke kommen. Sie kannten sich durch Broome.

»Hey... Dave, stimmt's?«, sagte Hoffer, ganz der joviale, lächelnde Amerikaner.

»Stimmt«, sagte Edmond.

»Hätten Sie einen Moment Zeit?«

»Na ja, ich war gerade...«

»Ich dachte, ich könnte Ihnen vielleicht einen Drink spendieren.«

Edmond leckte sich die Lippen. Es war geschlagene elf Stunden her, dass er zuletzt einen Tropfen angerührt hatte. »Tja also, das ist sehr freundlich von Ihnen.«

Hoffer legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Nicht ohne Hintergedanken, Dave. Ich hab ein paar Fragen, und Bob meinte, Sie hätten vielleicht nichts dagegen...«

»Was für Fragen?« Edmond war schon umdirigiert worden und ging zusammen mit Hoffer denselben Weg zurück, den er gerade gekommen war.

»Ach, nur so'n paar Hintergrundinfos. Sie wissen schon, Ballistisches, Tatort, so was halt. Und dann noch alles, was Sie über das Opfer wissen.«

Edmond hatte gesagt, wenn sie über Schießeisen reden wollten, dann sollte er vielleicht Barney hinzuziehen. Sergeant Barney Wills war der Waffenfan des Reviers. Also nahmen sie Barney mit ins Pub.

Es war eins von diesen auf alt gemachten Lokalen, bei denen Hoffer unmittelbar nach Betreten vor Langeweile ins Koma fiel. In Amerika sah eine Bar wie eine Bar aus: ein Ort, den man zum Trinken aufsuchte. Was da Zaumzeugbeschläge, gerahmte Drucke von irgendwelchen Teeclippern und Regale

voller Bücher zu suchen haben sollten, war ihm ein Rätsel. Ja, *Bücher*, als ob die Leute plötzlich glauben sollten, sie wären in einer Bibliothek, und beschließen könnten, sich trotzdem, wenn sie schon mal da waren, einen Drink zu genehmigen.

Es war außerdem alles Talmi, kaum was davon echt. Die Drucke waren neu und in Plastik gerahmt, die Bücher kiloweise gekauft. Manchmal konnte er an den Engländern verzweifeln. Sie fielen einfach auf jeden Schwindel rein. Edmond und Barney wären die perfekten Opfer für einen *echten* Trickbetrüger gewesen - perfekt deswegen, weil sie sich einbildeten, *ihn* um den Finger wickeln zu können. Er war bloß so'n protziger Yank mit zu viel Geld und einer Menge schwachsinniger Ideen im Kopf. Sie würden mitspielen, auf seine Kosten lachen, auf seine Kosten trinken und ihm ein paar Storys erzählen.

Hoffer hatte nichts dagegen. Er wusste, wer in Wirklichkeit *wen* fickte. Wenn das ein Pornofilm gewesen wäre, hätten die zwei Bullen den nackten Arsch in die Luft gerekkt.

Barney erzählte ihm, was das Labor über das SniperGewehr herausgefunden hatte. Nämlich dass der tödliche Schuss tatsächlich aus ihm abgefeuert worden und es eine Präzisionswaffe für Spezialeinsätze war, die zwar beim Militär verwendet wurde, aber nicht auf dem freien Markt erhältlich war. In Großbritannien hatte man ohnehin Mühe, sich Waffen zu beschaffen - wenngleich es für Crackdealer in letzter Zeit keinerlei Probleme zu geben schien. Das Heer und die Royal Marines benutzten das L96A1, aber Sportschützen und sonstige Zivilisten nicht.

»Es war ein Super Magnum«, sagte Barney zwischen dem einen und dem anderen Schluck Scotch. »Mit .338 Lapua-Magnum-Munition. Weiß der Henker, wo er die Sachen herhatte.«

»Ein paar unsaubere Waffenhändler muss es doch wohl geben«, gab Hoffer zu bedenken.

»Ja, aber selbst die würden nicht mit dem L96 handeln. Ich meine, fünfzig Prozent von ihnen würden nicht mal wissen, wie die an so was überhaupt rankommen. Das Ding hat eine effektive Reichweite von tausend Metern, wer braucht schon *so* was? Und das Zielfernrohr, das darauf montiert war - Spitzenqualität, muss ein Vermögen gekostet haben.«

»Jemand muss ein Vermögen bezahlt haben«, fügte Edmond hinzu.

»Die Frage ist bloß: wer?« Hoffer holte eine weitere Runde vom Tresen. »Ich kenn mich mit Killern aus, Jungs, ich meine, mit der ganzen Spezies. Sieht man von den normalen Amokschützen ab, die mal eben mit einer Uzi in ihren Stamm-Hamburgerladen gehen und alles umnieten, was ihnen in den Weg kommt, haben die meisten von ihnen einen militärischen Background. Was ja irgendwie ins Bild passt. Ich meine, bei der Army lernen sie das Handwerk, bei der Army kriegen sie einen ersten Eindruck davon, was man mit einer Schusswaffe so alles anstellen kann.«

Beide Männer nickten, zu sehr mit Trinken beschäftigt, um auch nur ein Wort sagen zu können.

»Aber unser Mann ist Bluter, oder zumindest vermuten wir das, und die Ärzte haben mir versichert, das Militär würde keine Bluter annehmen.« Plötzlich erinnerte sich Hoffer an seine eigenen Worte: *militärischer Background*. Vielleicht war er auf der richtigen Fährte. Er dachte eine Minute lang darüber nach. Edmond und Barney schienen nichts davon mitzubekommen. Sie fingen an, sich über irgendein Kricketspiel zu unterhalten. Zu guter Letzt kam Hoffer in das Hier und Jetzt zurück. Was ihn dazu veranlasste, war das Geräusch von leeren Gläsern auf Holz. Möglicherweise ein zarter Wink vonseiten seiner Tischgenossen ...

»Das wird aber, so leid's mir tut, die letzte Runde, Jungs. Wir haben alle viel zu tun.« Also holte er wieder Nachschub und gelangte zu dem Schluss, dass die Bilanz irgendwie nicht

stimmte. Er blechte wie ein Blöder und kriegte dafür so gut wie nichts zurück.

»Also, Barney, wie steht's mit diesen Waffenhändlern? Den unsauberer, meine ich. Haben Sie da so was wie'ne Liste? Wär nett, wenn ich da mal einen Blick reinwerfen könnte.« Was blieb Barney anderes übrig, als zu nicken und zu sagen, dass er sehen würde, was sich machen ließ? Hoffer wandte sich zu Edmond.

»Und Dave, Sie wollten mir doch von Eleanor Ricks erzählen...«

Das Army-Lager war dann doch nicht so schwer zu finden.

Hoffer hatte ein Höllenloch mitten in der Pampa erwartet, aber tatsächlich lag es unmittelbar nördlich von London, am Rand einer Satellitenstadt und direkt neben einer Wohnsiedlung. Als er dort anrief, hatte man ihm gesagt, er könne mit dem Schnellzug kommen, das würde nur eine halbe Stunde dauern. Also tat er das. Die Leute machten sich was vor, wenn sie meinten, »auf dem Land« zu leben. Wenn sie auf *irgendetwas* lebten, dann auf Abruf. London schnappte nach ihren Waden. Sie arbeiteten dort, verdienten sich dort ihren Lebensunterhalt, und London verlangte etwas als Gegenleistung. Es wollte *sie*.

Sie versuchten, wohlhabend auszusehen und anders als die anderen zu reden, aber sie waren blass, sahen fast kränklich aus, und ihre Autos erzeugten bloß Verkehrsstaus. Hoffer, der zunächst mit dem Gedanken gespielt hatte, die ganze Strecke mit dem Taxi zu fahren, war froh, dann doch die Bahn genommen zu haben. Die Straßen, die er vom Zug aus sah, waren heillos verstopft. Jemand sprach von einem dreißig Kilometer langen Stau auf der M 25. Die Londoner Ringautobahn hieß »Orbital«. Man schaffte den Orbit um die Erde in weniger Zeit. Die perfekte Lösung stellte der Zug allerdings auch nicht dar. Er war in London mit Verspätung abgefahren und nach Entladung seiner Pendlerfracht weder gereinigt noch

gelüftet worden. Es stank darin, und der Boden war mit Müll übersät.

Im Taxi, das Hoffer am Bahnhof nahm, roch es auch nicht viel besser, und der Fond war nur geringfügig geräumiger als ein Sitz der British Rail. Er brachte seine Beine irgendwie diagonal unter und fand sich mit den Gegebenheiten ab. Er ließ sich vor dem Eingang des Camps absetzen und stellte überrascht fest, dass das Tor von bewaffneten Soldaten bewacht wurde. Einer von ihnen dirigierte ihn mit einer Kopfbewegung zum Torhäuschen.

»Was ist los, Chef?«, fragte Hoffer, als die Wache im Torhaus ihn telefonisch anmeldete.

»Terroristen«, erklärte die Wache. »Wir stehen in ständiger Alarmbereitschaft.«

»Ich dachte, die hätten aufgehört, *euch* Ärger zu machen, und sich stattdessen auf uns eingeschossen?«

»Man kann nie wissen.«

Mit dieser philosophischen Wegzehrung ausgestattet, wurde Hoffer in Richtung des Büros, in das er wollte, in Marsch gesetzt.

Auf halbem Weg kam ihm ein junger Soldat entgegen, dessen Gesicht so aussah, als wäre es gleichzeitig mit seinem Hemd und seiner Hose gebügelt worden.

»Mr. Hoffer? Der Major erwartet Sie.«

»Es ist sehr freundlich von ihm, mich so kurzfristig zu empfangen.« Hoffer musste fast traben, um mit dem Mann Schritt zu halten. Irgendwann während des Gewaltmarsches erwartete der Soldat von ihm, dass er seinen Namen mitbekam, aber Hoffer war schon froh, wenn er auch nur *Luft* bekam. Er wurde in ein Gebäude geführt und aufgefordert, Platz zu nehmen. Was er nur zu gern tat. Er versuchte, die Augen auf die Rekrutierungsplakate und die Hochglanzbroschüren scharf zu stellen. Sie vermittelten eher den Eindruck, man wäre hier, um einen Urlaub zu buchen, als um sich auf eine lebensgefährliche Laufbahn einzulassen. Die

Soldaten in den Broschüren sahen zäh und aufrecht und christlich aus. Man *wusste* einfach, dass Demokratie und freie Welt in ihren Händen sicher aufgehoben sein würden - selbst, wenn man sie in einem Land absetzte, dessen Sprache sie nicht beherrschten und dessen Berge voll von Mörsern und Mullahs waren.

Hoffer ertappte sich dabei, wie er »God bless America« pfeifen wollte, und verkniff es sich gerade noch rechtzeitig.

Weiter hinten im Korridor öffnete sich eine Tür. »Mr. Hoffer?«

Hoffer stand auf und ging auf den Mann zu. Sein Name war Major Drysdale, und er hatte einen kühlen trockenen Händedruck, ein bisschen wie ein Baptistenprediger. »Kommen Sie bitte herein.«

»Ich hatte gerade Ihrem... äh, also ich meinte, dass ich es sehr freundlich von Ihnen finde, dass Sie einfach so Zeit für mich erübrigen konnten.«

»Na ja, Ihr Anruf hat mich neugierig gemacht. Ich habe nicht jeden Tag Gelegenheit, einen New Yorker Detective kennenzulernen. Apropos... Können Sie sich ausweisen?«

Hoffer griff in die Tasche und zog seinen Dienstausweis heraus - den Ausweis, der zum Zeitpunkt seines Ausscheidens aus der Truppe leider unauffindbar gewesen war. Gelegentlich erwies er sich als ganz nützlich. Leute in verantwortlichen Positionen zogen es häufig vor, mit einem echten Polizisten als mit einem Privatschnüffler zu reden. Hoffer schätzte, dass das hier auch so ein Fall war. Drysdale notierte sich ein paar Daten, bevor er den Ausweis zurückgab. Das beunruhigte Hoffer, aber nicht sehr. Vielleicht würde er in einer Militärakademie landen, aber er bezweifelte, dass die so weit gehen würden, seine angeblichen Arbeitgeber in den Staaten anzurufen. Man las doch ständig von Kürzungen beim Militäretat, und Ferngespräche kosteten Geld.

»Also«, sagte Major Drysdale, »was kann ich für Sie tun, Detective Hoffer?«

Es war ein kleines, schlichtes Büro ohne jede persönliche Note. Vielleicht war Drysdale da gerade erst eingezogen, was die Sache erklärt hätte. Aber Hoffer fand, dass sich der Mann da so wohl zu fühlen schien, als säße er schon seit Jahren in dem Büro. Er war nicht viel mehr als ein PR-Mann, ein öffentliches Gesicht für die Army. Die eigentliche Macht lag hier woanders. Aber Hoffer brauchte keine Machthaber, er brauchte lediglich Antworten auf ein paar Fragen. Er brauchte ein freundlich geneigtes Ohr. Er trug sein bestes Benehmen zur Schau sowie seinen besten Anzug, aber Drysdale behandelte ihn trotzdem mit einem kaum merklichen Anflug von Belustigung, als wäre ihm so ein Exemplar noch niemals untergekommen.

Der Major war groß und mager und besaß Arme, die man mit einem Scheibchen Krupuk hätte durchknacken können. Er hatte die kurzen blonden Haare und blauen Augen eines Hitlerjungen und einen Schnurrbart, der wie mit Kuli aufgezeichnet aussah. Er war nicht mehr jung, hatte aber noch immer Akne am Hals. Vielleicht war er allergisch gegen die Stärke im Kragen.

»Nun, Major«, erwiderte Hoffer, »wie ich schon am Telefon sagte, geht's um eine medizinische Frage, und dazu noch um eine recht vage, aber sie steht im Zusammenhang mit einer Serie von Morden, Auftragsmorden, genauer gesagt, weswegen wir für jede Hilfestellung vonseiten der Army dankbar wären.«

»Und Sie arbeiten mit Scotland Yard zusammen?«

»Oh, absolut. Ich habe dessen volle Unterstützung.«

»Könnten Sie mir eine Kontaktperson nennen?« Drysdale hielt den Stift über seinen Notizblock.

»Sicher. Äh, Chief Inspector Broome. Schreibt sich B-r-o-o-m-e. Er ist der Ansprechpartner. Sein Büro befindet sich in der Vine Street, London Innenstadt.«

»Nicht Scotland Yard?«

»Na ja, wir arbeiten gemeinsam an diesem Fall.«

»Orange, nicht?«

»Bitte?«

»Die Vine Street.« Hoffer kapierte es immer noch nicht.

»Auf dem Monopoly-Brett ist die orange.«

Hoffer grinste, glückste sogar in sich hinein und schüttelte bewundernd den Kopf über die Brillanz des Witzes.

»Hätten Sie vielleicht die Telefonnummer des Chief Inspectors?«

»O ja, Sir, sicher.« Gottverdammte Army. Hoffer gab Major Drysdale die Nummer. Ihm kribbelte der ganze Körper, und er musste sich zusammennehmen, um sich nicht überall zu kratzen. Er wünschte, er hätte vor der Abfahrt kein Speed geschluckt.

»Bevor wir anfangen«, sagte Drysdale jetzt, ohne direkt zu mauern, lediglich streng nach Dienstvorschrift, »können Sie mir vielleicht ein bisschen über die bisherigen Ermittlungen erzählen. Ach, übrigens - Tee?«

»Gern.«

Drysdale nahm den Telefonhörer ab und bestellte Tee und »etwas Knabberzeug«. Dann lehnte er sich zurück und wartete darauf, dass Hoffer ihm alles über den D-Man erzählte.

Es dauerte eine Weile, aber schließlich, zwei Tassen starken schwarzen Tees später, erreichte Hoffer den Punkt, an dem er eigentlich hatte anfangen wollen. Drysdale hatte zu so ziemlich jedem Thema nachgefragt - angefangen beim ersten Fehler des Auftragsmörders bis hin zum Präzisionsgewehr, das er in London benutzte. Und er hatte nicht aufgehört, sich Notizen zu machen, bis Hoffer ihm am liebsten gesagt hätte, dass ihn das alles einen Scheißdreck anging, ihm den Notizblock aus den Händen gerissen und mit den Zähnen zerfetzt hätte. Er schwitzte mittlerweile und machte dafür eine Gerbsäurevergiftung verantwortlich. Sein Schlund war wie mit Filz ausgekleidet.

»Sie verstehen also«, sagte er, »wenn der Mann, nach dem wir suchen, auch nicht direkt *in* der Army war, könnte er doch

vielleicht in irgendeiner *Verbindung* zu ihr gestanden haben oder sogar noch stehen. Die naheliegendste Verbindung, die mir einfällt, ist eine verwandtschaftliche.«

»Sie meinen, über einen Bruder oder eine Schwester?«

»Nein, Sir, ich meine über seinen Vater. Ich glaube, es müsste schon sein Vater gewesen sein - jemand, der ihm eine... besondere Beziehung zu Waffen vermittelt haben könnte.«

»Wir gestatten Kindern normalerweise nicht, mit scharfer Munition zu üben, Detective Hoffer.«

»Das wollte ich damit auch nicht sagen, Sir. Ich meine, ich bin sicher, dass die Integrität der Army über jeden Zweifel... äh, was auch immer ist. Aber angenommen, dieser Mann war ein guter Schütze, würde es da nicht naheliegen, dass er sein Können und sein Fachwissen an den Sohn weiterzugeben wünschte?«

»Selbst wenn der Sohn nie würde zur Army gehen können?«

»Der Junge könnte ohne weiteres schon ein Teenager gewesen sein, bevor festgestellt wurde, dass er Bluter war. Leichte Fälle werden manchmal erst im Erwachsenenalter erkannt. Es gehört schon eine Operation oder was in der Art dazu, damit ein Arzt merkt, dass ihr Blut nicht richtig gerinnt.«

»Das ist alles sehr interessant«, meinte Drysdale und blätterte seine ausführlichen Notizen durch, »aber ich begreife nicht recht, wohin uns das bringt.«

»Ich werd's Ihnen sagen, Sir. Es bringt uns zu einem Jungen, bei dem ein Militärarzt Hämophilie diagnostiziert hat - irgendwann, vielleicht vor zwanzig oder dreißig Jahren. Sie müssen doch entsprechende Unterlagen haben.«

Drysdale lachte. »Mag sein, dass wir Unterlagen haben, aber haben *Sie* eine Ahnung, was Sie da verlangen? Wir müssten bei jedem Armeestützpunkt nachfragen, im Inund Ausland, bei jedem Militärkrankenhaus. Immer vorausgesetzt,

dass die ihre Unterlagen so lange aufbewahren. Immer vorausgesetzt, dass der Junge überhaupt von einem Militärarzt behandelt wurde. Ich meine, er könnte ja ohne weiteres zu einem Zivilarzt gegangen sein. Und selbst von alldem abgesehen, dürfte er die Unterlagen ja mitgenommen haben.«

»Was?«

»Wenn man den Arzt wechselt, fordert der neue Arzt vom bisherigen Arzt alle Krankenakten an. Die bewahrt nicht der Patient, sondern der Arzt auf. Der jeweils *aktuelle* Arzt.«

»Sind Sie sicher? Vielleicht könnte ich mit jemandem von Ihrem militärärztlichen -«

»Ich halte das wirklich nicht für nötig.«

Hoffer überdachte seine Optionen. Er konnte den Typen zusammenschlagen. Er konnte mit Engelszungen auf ihn einreden. Er konnte ihm Geld anbieten. Da, wie er vermutete, nichts davon Wirkung gezeigt hätte, beschloss er, einen auf enttäuscht zu machen.

»Es tut mir wirklich leid, dass Sie sich außerstande sehen, uns zu helfen, Major. Wissen Sie, wie viele unschuldige Menschen dieser Mann ermordet hat? Wissen Sie, dass er so weitermachen wird, bis er gefasst wird? Ich meine, er wird bestimmt nicht umsatteln und sich einen neuen Job suchen. Ich kann ihn mir als Hamburgerwender bei McDonald's irgendwie nicht vorstellen.«

Wieder lächelte Drysdale. »Hören Sie, Detective, ich weiß, was Sie meinen. Ich habe vollstes Verständnis dafür, dass Sie -«

Hoffer stand auf. »Nein, Sir, bei allem gebührenden Respekt, aber ich glaube nicht, dass Sie es wissen. Ich werde Ihnen nicht weiter Ihre kostbare Zeit stehlen.« Er wandte sich zur Tür.

»Warten Sie.« Hoffer wartete. Er sah halb über die Schulter zurück. Drysdale war jetzt ebenfalls aufgestanden. »Hören Sie, vielleicht kann ich ein paar allgemeine Nachforschungen einleiten.«

Hoffer drehte sich wieder um. »Das wäre großartig, Sir.«

»Versprechen kann ich natürlich nichts.«

»Vollkommen klar. Wir versuchen alle lediglich zu tun, was wir können.«

Drysdale nickte. »Ich werde also sehen, was ich tun kann.«

»Ich bin Ihnen wirklich dankbar, Sir.« Hoffer drückte Drysdale die Hand. »Ich bin sicher, ich spreche in unser aller Namen.«

Drysdale lächelte leicht verlegen. Dann sagte er, er wolle jemanden anfordern, der den Detective zurück zum Tor eskortieren würde.

»Sie hören von mir«, sagte Hoffer.

Während er im Empfangsbereich auf seinen »Escort-Service« wartete, sah er einen Trinkwasserspender und stürzte sofort los, füllte sich den Mund mit Wasser, gurgelte, spuckte es wieder aus und schluckte schließlich ein paar Mundvoll.

»Wie können die bloß dieses Zeug trinken?«, fragte er sich halblaut, während er sich den Mund abwischte.

»Es ist doch nur Wasser«, antwortete seine inzwischen eingetroffene Eskorte.

»Ich meinte den gottverdammten Tee«, sagte Hoffer.

10

Ich klopfte noch einmal.

»Jetzt mach schon«, sagte ich, »wir haben zu tun. Wir sind keine Touristen mehr.«

Nicht, dass Bel bislang besonders viel von den Londoner Sehenswürdigkeiten zu sehen bekommen hätte - außer man fasste den Begriff »Sehenswürdigkeit« so weit, dass er auch Tottenham und ein paar drittklassige Fresslokale einschloss. Ich lauschte an ihrer Tür, bis ich hörte, dass sie vom Bett aufstand.

»Wir treffen uns unten!«, rief sie.

Ich ging zurück in mein Zimmer und wählte die Nummer noch einmal. Diesmal kam ich durch. Ich wollte jemanden bei der British Telecom sprechen. Er hieß Allan und war nicht billig.

»Ich bin's«, sagte ich. »Und, zapfen die inzwischen auch deine Leitung an?«

»Nein, aber sonst jede. Wenn du möchtest, kann ich dir den jüngsten Schmutz aus dem Buckingham Palace erzählen.«

Er klang nicht so, als machte er Witze. »Nein, danke«, sagte ich. »Ich bräuchte ein paar Nummern.«

»Ich vermute mal, du meinst nicht verzeichnete Nummern, da du ja sonst die Telefonauskunft angerufen hättest.«

»Ich hab's überprüft, sie sind nicht verzeichnet. Die erste ist eine Frau namens Eleanor Ricks.«

»Die, die erschossen worden ist?«

»Könnte sein.«

»Du musst aufpassen, Mann. Manchmal bauen Scotland Yard oder MI5 Schlüsselwörter in das System ein. Wenn du das entsprechende Wort sagst, und die kriegen das mit, zeichnen sie das ganze Gespräch auf.«

Allan versuchte ständig, mich mit solchen Bemerkungen zu beeindrucken oder mir Angst zu machen - was von beidem, wusste ich nicht.

»Der Anschlussinhaber könnte auch ihr Mann sein«, fuhr ich fort. »Er heißt Frederick Ricks. Laut Klatschblättern wohnen sie in Camden. Ihre genaue Adresse bräuchte ich dann auch noch.«

»Notiert.« Er schwieg kurz. »Du sagtest *ein paar* Namen?«

»Joe Draper, er leitet eine TV-Produktionsfirma. Er hat ein Haus in Wiltshire, davon könnte ich die Telefonnummer gebrauchen, außerdem eine Stadtadresse, aber nicht sein Büro. *Das* steht im Telefonbuch.«

Ich hörte, wie sich Allan die Informationen aufschrieb. Ich dankte im Geiste der Vorsehung und den britischen Medien, die mir ebendiese Informationen geliefert hatten.

»In den Nachrichten war mal wieder von der Inflation die Rede«, sagte er schließlich.

»Nicht schon wieder'ne Erhöhung, Allan. Du katapultierst dich damit noch mal aus dem Geschäft.«

»Als Sonderangebot für treue Kunden beschränkt sich die Preiserhöhung auf lediglich zehn Prozent für einen Monat.«

»Zu großzügig. Selbe Adresse?«

»Wer kann sich schon leisten umzuziehen?«

»Zehner und Zwanziger in Ordnung?«

»Klar.«

»Ach, noch ein Name...«

»Und, *wer* treibt's jetzt auf die Spitze?«

»Nenn's meine ›Treueprämie‹. Scotty Shattuck.« Ich buchstäbte ihm den Namen. »Wahrscheinlich irgendwo in London, immer angenommen, er hat überhaupt ein Telefon.«

»In Ordnung. Ich tu mein Bestes. Im Lauf des Tages, okay?«

»Ich steck deine Gebühr in den Briefkasten. Wenn ich nicht da sein sollte, gib die Infos der Rezeption durch. Das ist die Nummer.«

Ich sagte sie ihm und legte auf. Unten saß Bel schon im kleinen Speiseraum und schüttete sich Cornflakes aus einer Portionspackung in den Napf.

»Du bist offensichtlich keine von diesen Frauen, die ewig brauchen, um sich anzuziehen.« Ich setzte mich neben sie.

»Da kennst du dich mit aus, was?«

»Was meinst du damit?«

»Ach, schon gut.« Sie goss Milch dazu und fing an zu essen. Ich wusste, was sie meinte. Sie meinte, dass sie attraktiv war und ich sie nicht angebaggert hatte und folglich... *was* war? Sie trug Hosen, dazu eine blaue Bluse und Jacke. Das waren die schlichtesten Stücke in ihrer Reisegarderobe. Ich versuchte, sie mir als Polizeibeamtin vorzustellen. Es gelang mir nicht. Aber andererseits würde ja ich das Reden übernehmen: Ich würde derjenige sein, den sie ansehen wür-

den. Und als ich mich an dem Morgen im Spiegel gemustert hatte, hatte mir ein knallharter Bulle entgegengestarrt.

»Isst du nichts?«, fragte Bel.

»Ich ess morgens nie viel. Ich trink nur einen Kaffee.«

»Aber nur, wenn endlich jemand erscheint und dich bedient. Seit ich hier reingekommen bin, hab ich keine Menschenseele gesehen. Es steht alles auf der Anrichte, aber Kaffee ist keiner da.«

Ich ging zum Frühstücksbüffet und sah selbst nach. Wie sich herausstellte, enthielt eine Thermoskanne heißes Wasser, und in einem der Schränke stand ein Glas Pulverkaffee.

»Hmm, lecker«, sagte Bel.

Der Kaffee schmeckte so, wie Thermoskanneninstantkaffee immer schmeckt. Er erinnerte mich an Sportplätze, an Spiele, die ich mir mit meinem Vater angesehen hatte - wir beide zusammen unter einer karierten Reisedecke oder unter Regenschirmen und Kapuzen, je nachdem, wie das Wetter war. In der Pause hatte es immer Kaffee und Sandwiches gegeben. Thermoskannenkaffee.

»Der Plan für heute«, sagte Bel, während sie den letzten Rest Cornflakes auslöffelte, »sieht also eine Besichtigung von Testosteron City vor, ja?« Ich nickte. »Und ich gebe die Dekoration ab, während du deine Fragen stellst?« Wieder nickte ich. »Bist du auch sicher, dass du meine kostspieligen Fähigkeiten wirklich benötigst, Michael? Ich meine, dressierte Äffchen gibt es heutzutage recht billig zu kaufen.« Dann berührte sie meinen Handrücken. »Ich mach nur Spaß. Trink deinen Kaffee aus, und lass uns von hier verschwinden. Dieser Speiseraum hat was von einem Horrorfilm. Ich stell mir die ganze Zeit vor, dass alle übrigen Gäste und das gesamte Personal in ihren Betten ermordet worden sind.« Sie fing an zu lachen, hörte aber abrupt wieder auf; ihr Gesichtsausdruck schwieb irgendwo zwischen Verlegenheit und Angst. Ich wusste genau, was ihr in dem Moment aufgegangen war: dass es hier weit und breit nur *einen* Mörder gab.

Ich hatte keine Ahnung, wo ich Scotty Shattuck suchen sollte, wollte aber auch nicht im Hotel herumzusitzen und auf Allans Rückruf warten. Also nahmen wir uns auf der Marylebone Road ein Taxi und fuhren zur Oxford Street, wo es, über einem Ramschgeschäft - anders konnte man es eigentlich nicht nennen - ein Fitnessstudio gab.

Max hatte mir eine gute Personenbeschreibung Shattucks gegeben, und sie ließ an einen Mann denken, der mehr für seine Fitness tat, als lediglich einmal um den Park zu joggen.

»Er sieht aus wie eine Kreuzung zwischen einem walisischen Grubenpony und einem gemauerten Scheißhaus«, hatte Max gesagt.

In London gab es jede Menge Fitnessklubs, jede Menge Räume, in denen schwitzende Kerle, von weiteren muskelbe packten Gewichthebern angespornt, Eisen stemmten. Einige von ihnen nahmen ohne Zweifel irgendwelche leistungssteigernden und die Muskelentwicklung fördernden Medikamente ein. Das waren die Typen, die beim Gehen vor lauter Kraft die Oberarme nicht mehr an den Oberkörper bekamen.

Jede Menge Fitnessklubs, aber nur ein, zwei wie Chuck's. Chuck's war mehr als ein Kraftsportklub - es war ein Ort, an dem man unter sich sein konnte, ein Treffpunkt für Leute, die zwischen einzelnen Einsätzen fit bleiben mussten. Im Chuck's sah man keine aufgepumpten Muskelberge, sondern echte harte Männer, Männer, die beim Militär gewesen und vielleicht nicht mehr im Geschäft waren, aber sich immer noch fit hielten. Ins Chuck's hatte mich ein ehemaliger Royal Marine eingeführt, der bei einem früheren Job mein Kontaktmann gewesen war. Er schien nicht da zu sein, als ich hereinkam, wohl aber Chuck.

Chuck war um die fünfzig, Haare wie Stahlwolle und ein militärgrünes Kampf-T-Shirt, das ihm über der Brust spannte. Die Männer an den Trainingsgeräten hinter ihm pfiffen Bel anerkennend zu, als Chuck auf uns zukam. Bel errötete.

»Was kann ich für Sie tun?«

»Sind Sie der Eigentümer dieses Studios, Sir?«

Sofort bekam sein Gesicht einen gelangweilten Ausdruck.

Die eine Frage hatte gereicht, um ihm Gewissheit darüber zu verschaffen, mit wem er es zu tun hatte. Ich wusste, dass er mich nicht erkennen würde; seit ich mit Brent Storey hier gewesen war, hatte ich mich äußerlich ziemlich verändert.

»Ja«, sagte er zurückhaltend.

»Ich suche nach einem gewissen Scotty.« Chucks Gesicht zeigte keinerlei Regung.

»Wie in ›Beam mich hoch?«, fragte er. Ich lächelte nicht.

»Scotty Shattuck«, fuhr ich fort. Ich hatte eine Hand in der Tasche. Ich trug eng anliegende schwarze Lederhandschuhe, ebenso wie Bel. Wir hatten sie auf dem Weg hierher gekauft. Ihre Idee. Ich hatte mir eigentlich nichts davon versprochen, aber wir sahen dadurch tatsächlich eher wie Polizeibeamte aus. »Er stemmt Gewichte«, fuhr ich fort. »Kleiner Bursche, aber stramm gebaut. War früher bei der Army.«

»Tut mir leid«, entgegnete Chuck, als hätte ich gar nichts gesagt. »Ich habe Ihren Namen nicht mitbekommen.«

»West, Detective Inspector West.«

»Und das ist...?« Er meinte Bel.

»DC Harris«, sagte sie mit steinerner Miene. Chuck sah sie sich lange und gründlich an, ohne sich darum zu scheren, ob ich es mitbekam. Die zwei Kunden am Trainingsgerät hatten aufgehört und schlenderten in unsere Richtung, während sie sich den Nacken mit Handtüchern abrieben. Drei weitere Männer kauerten unterm Fenster. Der Verkehrslärm war ein tiefes, anhaltendes Grollen, vom Rumpeln der Busse unterbrochen, das die Spiegel an den Wänden zum Zittern brachte.

»Tja«, sagte Chuck schließlich, »da muss ich leider passen.«

»Hören Sie, wir wollen niemandem Scherereien machen. Es ist bloß so, dass ich mit Mr. Shattuck sprechen müsste.«

»Das glaub ich nicht.« Chuck schüttelte den Kopf, die Hände in die Hüften gestemmt.

»Er hat keine Probleme mit der Polizei, Mr....«

»Die Leute nennen mich einfach Chuck. Und wissen Sie, warum? Weil, wenn mir jemand nicht gefällt, es leicht passieren kann, dass ich einmal ›tschack!‹ mache, und der Betreffende hat dann keine Zähne mehr im Mund.«

»Schon mal bei einem Polizisten probiert?«

»Komisch, dass Sie das fragen. Sagen Sie mir einfach, worüber Sie sich mit Scotty Shattuck unterhalten möchten.«

»Sie kennen ihn also?«

»Vielleicht bin ich bloß neugierig.« Er musterte den Fußboden zwischen uns.

»Na los«, sagte Bel, »reden Sie schon.«

Chuck sah auf. »Ich möchte lediglich wissen, was Sie von ihm wollen.«

Als ich das letzte Mal, mit Brent, hier gewesen war, hatte eine ganz andere Atmosphäre geherrscht. Aber da war ich in Begleitung eines Klubmitglieds gewesen, eines Mannes, den alle kannten. Und ich war damals auch kein Polizist gewesen. Ich hatte diesen Laden falsch beurteilt. Es sah so aus, als hätte Chuck nicht eben viel für die Staatsgewalt übrig.

»Leider nicht möglich«, sagte ich kopfschüttelnd. »Aber ich kann Ihnen versichern, dass es nichts Schwerwiegendes ist.«

»Nein?«

Die zwei harten Burschen standen inzwischen links und rechts von Chuck. Sie wussten, dass sie nichts zu sagen brauchten. Ihre Stimmen hätten ihre optische Wirkung höchstens verringert.

Plötzlich klappte Bel ihren Ausweis mit einer Bewegung auf, die sie wahrscheinlich in zig Krimiserien gesehen hatte. »Wenn Sie uns nicht sagen, wo wir Mr. Shattuck finden, könnte das leicht als Behinderung polizeilicher Ermittlungen ausgelegt werden.«

Vielleicht hatte sie sich *zu* viele Krimiserien angesehen.

Chuck lächelte erst dem einen, dann dem anderen seiner Männer zu. Er schien an seinen Schuhspitzen etwas Interessantes entdeckt zu haben und betrachtete sie eingehend, während er sprach.

»Ich habe nichts zu sagen. Ich kenne niemanden mit Namen Scotty Shattuck. Ende der Geschichte. Auf Wiedersehen, *adios, au revoir*.«

Ich ließ mich nicht abwimmeln - und zwar schlicht deswegen, weil ich ihm nicht glaubte. Wir konnten den Rückzug antreten, oder wir konnten es mit einer anderen Taktik versuchen. Für einen Rückzug fehlte uns die Zeit. Außerdem bestand die Gefahr, dass Shattuck, wenn wir jetzt gegangen wären, von unserem Besuch im Studio erfahren hätte und untertauchen würde. Mir blieb eine einzige Option.

Also zog ich die Knarre.

Es ist nicht leicht, eine Heckler & Koch MP5 zu verstauen, aber die Mühe zahlt sich immer aus. Deswegen hatte ich mir von Max auch eine Barbourjacke ausgeliehen. Sie war schön weit geschnitten, und Max hatte eine Innentasche eingenäht, in der man die Maschinenpistole bequem tragen konnte. Was spielte es da schon für eine Rolle, wenn ich bei der Hitze nassgeschwitzt war?

Mit einer Länge von fünfzig Zentimetern und einem Gewicht von zwei Komma sieben Kilo ließ sich die MP5 von Heckler & Koch so ziemlich überallhin mitnehmen, ohne Aufsehen zu erregen. Aufsehen erregte sie erst, wenn man sie herausholte und auf jemanden richtete. Ich hielt sie mit einer Hand und zielte damit direkt auf Chuck.

»Das Ding hat fünfzehn Patronen im Magazin«, sagte ich, »und ich habe es auf Drei-Schuss-Feuerstoß eingestellt. Sie kennen sich aus, Chuck, Sie wissen, was es ausrichten kann. Sie würden gleich in zwei Hälften auf dem Fußboden liegen, und das Gleiche gilt für alle anderen im Raum. Und mehr als ein paar Sekunden würde das Ganze nicht dauern.«

Chuck war ein paar Schritte zurückgewichen und hatte die Hände leicht gehoben, wirkte aber ansonsten, bedachte man die Umstände, relativ gelassen.

»Ich will wissen, wo er ist«, sagte ich. »Sobald Sie es mir gesagt haben, fahre ich hin und unterhalte mich mit ihm. Das ist alles, bloß reden. Aber sollte er nicht da sein, weil ihn jemand in der Zwischenzeit gewarnt hat, komme ich hierher zurück.«

Chucks Aufpasser konnten kein Auge von der MP wenden. Um ehrlich zu sein, glaubte ich nicht, dass ich mit dem Ding hätte ordentlich zielen, geschweige denn schießen können. Ich hatte keine Erfahrung mit Maschinenpistolen, noch weniger mit solchen, die so kurz waren, dass man sie einhändig, wie eine Faustfeuerwaffe benutzen konnte. Ich hatte sie aus zwei Gründen gezogen. Erstens wusste ich, dass jeder sich bei ihrem Anblick vor Angst in die Hose scheißen würde. Zweitens hatte ich keine Zeit, mich mit einem Nein abspeisen zu lassen.

»Ich hatte Ihnen den Bullen von vornherein nicht abgenommen«, sagte Chuck verächtlich.

»Ich will nur mit ihm reden.«

»Fick dich selbst.«

Die Männer, die vor dem Fenster gekauert hatten, waren inzwischen aufgestanden. Ich hörte Bel gerade einen halben Schritt hinter mir atmen. Ich hätte es wissen müssen, dass ein hübsches Gesicht für Leute wie Chuck nicht ausreichen würde. Sie hatten im Lauf ihres Berufslebens weit mehr mitgekriegt als hübsche Gesichter.

Er hatte nicht vor zu reden, also schwenkte ich die MP ein Stückchen weiter. Einer seiner Aufpasser sprach für ihn, vielleicht für sie alle.

»Scotty wohnt in Norwood, in der Nähe des Crystal Palace.«

»Ich brauche eine Adresse.«

Er sagte sie mir. »Aber er ist seit einer Weile nicht mehr hier gewesen. Ich hab ihn auch sonst nirgendwo gesehen.«

»Glauben Sie, er hat einen Job?«

Der Gorilla zuckte mit den Schultern.

»Okay«, sagte ich, »tut mir leid, wenn ich Ihnen Unannehmlichkeiten bereitet haben sollte.« Ich fing an, mich rückwärts zur Tür zu bewegen. Bel war mir schon vorausgegangen. »Jetzt will ich Sie nicht mehr von Ihrem Gewichtszunahme-Programm abhalten. Sieht so aus, als wären dem einen oder anderen von Ihnen ein, zwei Pfund in die Unterhose gegangen.« Ich sah Chuck noch einmal an und schwenkte die MP ein letztes Mal. »Das hier nennt man ›Söldners Lebensversicherung‹.«

Dann waren wir weg.

Das Taxi brachte uns auf die Südseite des Flusses.

Bel sagte, sie fühlte sich durch die Aufregung im Fitnessstudio und durch unseren kurzen Sprint zur Ampel, wo ein Taxi gerade seinen Fahrgast abgesetzt hatte, wie betrunken. Ich wollte nicht darüber reden, nicht in einem Taxi, also wartete sie, bis wir ausgestiegen waren. Wir standen auf der Church Road, einer belebten zweispurigen Straße, die von großen freistehenden Häusern gesäumt wurde. Das musste früher mal eine schicke Gegend gewesen sein, aber die meisten Gebäude sahen inzwischen mehr oder weniger verwahrlost aus. Das Haus, vor dem wir standen, fiel eindeutig in die erste Kategorie. Es war eine riesige Monstrosität voller Winkel, Giebel und Fenster, wo man sie am wenigsten erwartet hätte. Der Anstrich wirkte verblasst und teilweise abgeblättert, und manche Fenster waren anstelle von Gardinen mit Decken verhängt oder mit Brettern vernagelt. Das sogar noch größere Haus daneben hatte einen Anbau bekommen und war zu einem Hotel umfunktioniert worden.

Bel sah nicht das Haus, sondern mich an und wartete darauf, dass ich etwas sagte.

»Ich hätte sie nicht benutzt«, sagte ich also.

»Wirklich nicht?«

»Wirklich nicht.«

Sie brach in ein nervöses Lachen aus. »Was die für Gesichter gemacht haben!« Es war ein Lachen von der Art, die leicht in ein Schluchzen übergehen kann. »Ich hatte eine Heidenangst, Michael, und dabei stand ich *hinter* der verdamten Knarre!«

Eine ältere Dame zog ihr Einkaufswagenchen an uns vorbei. Sie grüßte uns mit einem Lächeln, wie das manche alten Leute so tun.

»Red leise«, ermahnte ich sie. Bel verstand sofort.

»Tut mir leid.«

»Schau, Bel, ich möchte keinen Augenblick länger als unbedingt nötig in London bleiben. Deswegen habe ich das Schießeisen gezogen. Ich kann's mir nicht leisten, immer nur höflich und freundlich zu sein und auf Antworten zu warten. Ich brauche sie *sofort*.«

Sie nickte. »Kapiert.« Sie wandte sich endlich zum Haus. »Gott, ist das hässlich.«

»Machen wir's kurz und schmerzlos«, sagte ich und ging auf den Eingang zu.

Der weitläufige Vorgarten war irgendwann zubetoniert worden, aber Gras und Unkraut bahnten sich inzwischen ihren Weg nach oben. Durch die Betonfläche verliefen, zweifellos von den Wurzeln der umstehenden alten Bäume verursacht, große Risse und Falten. Auf dem welligen Beton stand ein von einer schwarzen Plane bedecktes Auto, auf dem sich Blätter, Moos und allerlei Abfälle angesammelt hatten. Das Auto lag so tief, dass es entweder vier Platten oder gar keine Reifen mehr hatte. Dahinter führten ein Dutzend Stufen hinauf zur am unteren Rand morschen Haustür. Neben der Tür befand sich eine Gegensprechanlage mit Klingelknöpfen für acht Wohnungen. Lediglich drei von ihnen waren mit Namen versehen. Keiner davon lautete »Shattuck«. Ich drückte trotzdem auf einen. Keine Reaktion. Ich drückte auf einen anderen, dann wieder auf einen anderen. Immer noch nichts. Bel legte

die Hand an die Tür und drückte ganz sacht dagegen. Sie schwang nach innen auf.

»Sollen wir?«, fragte sie.

Im Hausflur lag viel Post herum, außerdem allerlei Abfälle, die im Lauf der Zeit hereingewehrt worden waren, und ein unordentlicher, schimmelnder Stapel Gratiszeitungen. An der Wand lehnte ein Fahrradrahmen. Räder waren weit und breit keine zu sehen.

Ein paar Briefe lagen auf einem umgedrehten Karton, die meisten davon an Scotty Shattuck adressiert, und bei einigen stand auch seine Wohnungsnummer: 5. Ich sah mir die Poststempel an. Sie waren schon fast eine Woche alt.

»Sieht nicht gut aus«, sagte ich.

Während wir die knarrende Treppe hinaufstiegen, war aus den anderen Wohnungen nichts zu hören, und wir begegneten auch keiner Menschenseele. Wohnung 5 lag im dritten Stock, also eigentlich fast unter dem Dach, aber trotzdem wand sich die Treppe weiter nach oben. Die Tür sah relativ neu und billig aus, ein Holzrahmen mit einer dünnen Verkleidung, dazu ein einziges Yale-Schloss. Die Tür hatte weder einen Knauf noch ein Namensschild. Am Türpfosten waren auf Höhe des Schlosses Kratzer zu sehen.

»Sieht so aus, als hätte jemand die alte Tür eingetreten.«

»Vielleicht hatte er sich ausgesperrt.«

»Vielleicht. Daraufhin hat er sich diese neue einbauen lassen, aber zu anständigen Schlössern hat's bislang nicht gereicht.«

»Umso besser«, meinte Bel. Sie zog ein kleines Werkzeugtäschchen hervor. »Das hab ich mitgenommen, ich dachte, es könnte vielleicht von Nutzen sein.«

Sie nahm sich das Yale vor. Sie brauchte weniger als eine Minute, um es zu öffnen. Nicht übermäßig schnell, aber immerhin leiser als ein Feuerstoß aus der MP5.

»Wusste ich doch, dass ich meine Gründe hatte, dich dabeihaben zu wollen«, sagte ich.

Sie lächelte. »Mein Dad hat's mir vor Jahren beigebracht. Wir hatten damals einen einzigen Haustürschlüssel. Er meinte, auf die Art könnte er sich die Ausgabe für einen Zweit-schlüssel sparen.«

»Das klingt allerdings echt nach Max.«

Bel steckte ihren Dietrichsatz wieder ein, und wir betraten Scotty Shattucks Wohnung. Man sah sofort, dass er schon seit einer Weile nicht mehr da gewesen war. Die Räume fühlten sich unbewohnt an. Es war eine Junggesellenbude, schmuddelig, voller Nacktmagazine, Bierdosen und leerer Essensbehälter von indischen Imbissen. Der Sessel stand um einen Fußschemel von TV- und Videogerät entfernt. Die Bettlaken im einzigen Schlafzimmer wirkten verdreckt. Hier stellten die Illus eine Mischung aus mittelmäßigem Porno und Spezialmagazinen für Waffensammler und -benutzer dar. Einige leere Patronenhülsen standen aufgereiht neben ein paar Nippesfiguren auf dem Kaminsims. An der Decke über dem Bett waren Spiegelkacheln angebracht.

»Würg«, sagte Bel.

Das Zimmer war dunkel. Große Korkplatten bedeckten die Wände, an die Shattuck Bilder aus seiner Illustriertensammlung gepinnt hatte. Frauen und Schusswaffen. Manchmal waren die Waffen sorgfältig ausgeschnitten und auf die Frauen geklebt, so dass es aussah, als ob die nackten Modelle sie tragen würden.

»Würg«, sagte Bel noch einmal.

Ich fing an, Schubladen aufzuziehen. Wonach suchte ich? Ich nahm nicht an, dass ich eine Nachsendeadresse finden würde, aber *irgendetwas* würde ich vielleicht doch finden. Und wenn ich es fand, würde ich es schon erkennen.

Was ich fand, waren Päckchen von Fotos. Ich setzte mich aufs Bett und sah sie durch. Es waren größtenteils Aufnahmen von Scotty und seinen Kameraden bei Kampfeinsätzen: zuerst, wie ich annahm, auf den Falklands, dann möglicherweise in Jugoslawien. Die Soldaten waren in voller Montur, aber

man sah, dass Scotty auf den Falklands noch reguläres Armeemitglied, zur Zeit von Sarajevo aber Söldner gewesen war. Auf den späteren Fotos trug er einen Kampfanzug mit Tarnflecken, aber keinerlei Abzeichen. Seine lächelnden Kameraden sahen genau wie die Sorte Leute aus, mit denen man gern Geschäfte machen würde. Sie trugen mit Vorliebe grüne Unterhemden, die Bizepse, Trizepse und schwollende Brustumskeln gut zur Geltung brachten. Aber tatsächlich befanden sich die meisten von ihnen schon auf dem absteigenden Ast, hatten Bierbäuche und schlaffe, fleischige Gesichter. Ihnen fehlte dieser stumpf-disziplinierte Ausdruck, den man von regulären Berufssoldaten kennt.

Ich wusste durch Max' Beschreibung, wie Scotty aussah. Ich wusste es auch, weil er auf ein paar Fotos allein zu sehen war. Er trug Zivil und wirkte entspannt. Diese Fotos waren teils am Meer, teils in einem Park aufgenommen worden. Wahrscheinlich hatte eine Freundin hinter der Kamera gestanden. Scotty spannte für sie die Muskeln an, zeigte sich von seiner besten Seite. Bel betrachtete ihn kurz.

»Würg«, sagte sie.

Dabei sah er gar nicht so übel aus. Er trug einen langen, hängenden Schnurrbart, den Max nicht erwähnt hatte, der also vermutlich inzwischen abgeschnitten worden war. Er hatte einen kantigen Unterkiefer und welliges Haar, war vielleicht nicht direkt als vierschrötig zu bezeichnen, aber mit Sicherheit nicht lang genug für seine Breite. Ich steckte ein Foto ein - es stellte Shattuck mit irgendeiner Freundin dar - und legte den Rest in die Schublade zurück.

»Was gefunden?«, fragte ich Bel, die sich in der Zwischenzeit allein umgesehen hatte.

»Nichts.«

Draußen kreischten die Reifen eines bremsenden Autos. Kein seltenes Geräusch in London, aber ich ging trotzdem ans Fenster und spähte hinaus. Ein Auto hatte vor dem Haus gehalten. Es war ein alter Jaguar mit violetter Lackierung. Der

Fahrer trug noch immer das ärmellose Trainingsshirt. Neben ihm saß noch jemand, und Chuck kochte im Fond vor Wut.

»Zeit zu verschwinden«, sagte ich zu Bel. Sie trödelte nicht. Ich hatte vorhin im Erdgeschoss eine Hintertür gesehen und hoffte jetzt einfach, wir würden sie rechtzeitig erreichen. Während wir hinunterstiegen, zog ich die MP5 heraus, hielt sie aber unter meinem Mantel versteckt. Entweder waren Chuck und seine Männer so wütend darüber, wie ich sie behandelt hatte, dass ihr verletzter Stolz sie gezwungen hatte, uns zu folgen - oder aber sie handelten wohlüberlegt. Im letzteren Fall hätten sie bestimmt Schießeisen dabeigehabt. Im ersten hätte ich mit einer Tracht Prügel rechnen müssen.

Und dabei hatte ich immer versucht, einen großen Bogen um Kontaktssportarten zu machen.

Wir hatten Glück. Sie blieben im Wagen sitzen und warteten darauf, dass wir rauskämen. Die Hintertür war lediglich oben und unten verriegelt und ließ sich leicht öffnen. Ich zog sie auf, und wir fanden uns in einem Garten wieder, der so zugewuchert war, dass er kaum noch diesen Namen verdiente. Wir kämpften uns bis zum Seitenzaun durch, kletterten darüber und standen auf dem rückwärtigen Parkplatz des Hotels. Beim Rüberkraxeln bohrte sich mir die MP5 in die Eingeweide. Ich vergewisserte mich, dass sie tatsächlich noch gesichert war.

Vom Parkplatz aus stiegen wir über ein niedriges Backsteinmäuerchen auf ein unbebautes Grundstück. Als wir es durchquert hatten, kamen wir an einer öffentlichen Toilette vorbei auf eine ganz andere, von Passanten und Fahrzeugen wimmelnde Straße. Ein Bus war gerade an seiner Haltestelle vorgefahren, und wir sprangen auf. Wir wussten nicht, wohin er fuhr, und der Fahrer, der darauf wartete, unser Geld zu sehen, schien nicht vorzuhaben, es uns zu verraten, also holte ich einfach ein paar Münzen aus der Tasche.

»Zweimal Endstation«, sagte ich.

Dann kletterten wir aufs Oberdeck und nahmen die leere hintere Sitzbank in Beschlag. Ein violetter Jaguar wäre nicht zu übersehen gewesen, wenn er versucht hätte, uns zu folgen, aber er tat's nicht.

»Was glaubst du, wie lang die da noch warten werden?«, fragte Bel.

Ich sagte ihr, das sei mir so was von egal ...

Zu guter Letzt fuhren wir mit dem Zug über die Themse zurück und vom Bahnhof aus mit dem Taxi zu unserem Hotel. Die Frau an der Rezeption hatte eine Nachricht für mich, zwei Telefonnummern und die dazugehörigen Adressen. Wie ich bereits wusste, besaß Scotty Shattuck keinen Telefonanschluss. Jetzt hatte ich aber die Nummern und Adressen der Ricks' und von Joe Drapers Wohnung im Barbican.

Während Bel duschte, setzte ich mich ans Telefon. Die Ermittlungen waren inzwischen wohl so weit gediehen, dass ich realistischerweise mit »Anschlussfragen« kommen konnte. Ich brauchte lediglich ein bisschen Grips und jede Menge Glück. Chuck würde nicht zur Polizei gehen, dazu war er nicht der Typ. Aber ich wusste, dass es immer gefährlicher werden würde, je mehr wir uns ins Umfeld der tatsächlichen polizeilichen Ermittlungen hineinwagten, und deswegen ließ ich mir keine Zeit nachzudenken. Hätte ich darüber nachgedacht, dann würde ich möglicherweise *nicht* angerufen haben.

So stolperte ich gleich an der ersten Hürde. Als ich die Nummer der Ricks' wählte, meldete sich die Vermittlung und teilte mir mit, alle Anrufe würden zurzeit umgeleitet werden. Bevor ich die Möglichkeit hatte, Einwände zu erheben, hörte ich wieder das Rufzeichen, und dann meldete sich eine Sekretärin.

»Crispin, Darnforth, Jessup«, sagte sie, als wäre damit alles gesagt.

»Ich bin gerade von der Vermittlung weitergeleitet worden«, sagte ich. »Ich wollte eigentlich -«

»Einen Moment, bitte«, unterbrach sie mich und verband mich mit einer weiteren Sekretärin.

»Mr. Johns' Büro, wie kann ich Ihnen helfen, Sir?«

»Ich wollte eigentlich Mr. Frederick Ricks sprechen.«

»Ja, alle Anrufe für Mr. Ricks werden derzeit von diesem Büro entgegengenommen. Sie müssen wissen, dass seine Frau vor kurzem getötet wurde.« Sie lieferte mir diese Information mit hörbarem Vergnügen. »Und als der Anwalt der Familie hat Mr. Johns die Aufgabe übernommen, alle Anfragen zu beantworten.«

»Ich verstehe. Also, hier spricht Detective Inspector West. Ich bin gerade dem ermittelnden Team zugeteilt worden und würde mich gern ein wenig mit Mr. Ricks unterhalten.«

»Mr. Ricks und sein Sohn sind für ein paar Tage verreist. Es wird sich unter Ihren Kollegen doch mit Sicherheit jemand finden lassen, der Sie ins Bild setzen kann...?«

Sie boxte mich in die Ecke. Ich konnte entweder das Handtuch werfen oder mich wieder herausboxen.

»Wäre es wohl möglich, mit Mr. Johns zu sprechen?«

»Das lässt sich bestimmt einrichten.«

»Ich meinte, jetzt.«

Sie ging nicht darauf ein. »Heute fünfzehn Uhr dreißig, in Ordnung?« Dann nannte sie mir die Adresse.

Ich legte auf und spielte, nicht zum ersten Mal, mit dem Gedanken, aus London zu verschwinden und den ganzen Schlamassel hinter mir zu lassen. Es war Irrsinn, so weiterzumachen. Aber was hatte ich andererseits für eine Alternative? Solange ich nicht wusste, warum man mir diese Falle gestellt hatte und wer hinter der Sache steckte, konnte ich unmöglich einen neuen Job annehmen. Ich ging zu Bels Zimmer, und sie ließ mich hinein. Sie war angezogen, hatte aber ein Handtuch wie einen Turban um den Kopf gewickelt.

»Und, was steht heute Nachmittag an?«, fragte sie.

»Wir ziehen vor Eleanor Ricks' Anwalt unsere Polizistennummer ab.«

Sie nahm das Handtuch vom Kopf und ließ es auf den Fußboden fallen. Sie war schon zu einem erfahrenen Hotelgast geworden. Als Nächstes würde sie mehr Shampoo und Teebeutel anfordern.

»Das Ganze macht mir Spaß«, sagte sie. Ich sah sie überrascht an. »Ehrlich. Kein Vergleich damit, den ganzen Tag lang Schafe und Feldsteinmauern anzustarren.«

»Ich dachte, du guckst den ganzen Tag fern.«

»Das ist auch kein Vergleich damit.« Sie setzte sich aufs Bett, nahm meine Hand und zog mich neben sich. Sie ließ meine Hand auch dann nicht los.

»Wann hast du zuletzt Max angerufen?«, fragte ich.

»Das war ein Tiefschlag.«

Ich zuckte die Achseln. »Das ist der einzige Schlag, den ich bei Frauen habe.«

»Gut.« Sie drückte mir die Lippen auf den Mund. Ich reagierte zu langsam, also öffnete sie die Augen. »Stimmt was nicht?«

Ich rückte von ihr ab, aber langsam und nur ein kleines Stückchen. »Wir kommen irgendwie einfach nicht weiter. Es sind alles Sackgassen.«

»Nein, Michael«, sagte sie. »Es sind nicht *alles* Sackgassen.« Unser nächster Kuss dauerte eine ganze Weile länger. Als er endete, waren ihre Haare schon praktisch trocken, und diesmal war sie es, die schließlich den Kopf zurückzog.

»Darf ich was sagen, Michael?«

»Was?«

»In diesem Fitnessstudio...«

»Ja?«

»Da hast du die MP5 ganz falsch gehalten.«

»Wirklich?« Sie nickte. »Erzähl mir jetzt nicht, dass du schon mal mit einer MP5 geschossen hast!«

Sie sah mich überrascht an. »Doch, natürlich. Früher oder später bekomme ich fast alle Waffen meines Dads zum Ausprobieren. Möchtest du, dass ich dir ein paar Tipps gebe?«

Ich blinzelte. »Ich bin mir nicht so sicher.«

Sie lachte über meinen Gesichtsausdruck. »Du hattest wohl gedacht, du bekommst Rotkäppchen als Reisebegleitung, ja?«

»Also, dass ich den *Wolf* bekommen würde, hatte ich jedenfalls nicht erwartet.«

Als wir uns diesmal küssten, kamen auch unsere Hände zum Einsatz, jeweils an des anderen Knöpfen ...

11

»Sie haben sich nicht ganz an die Wahrheit gehalten, stimmt's, Mr. Hoffer?«

Die Frage kam von DI Dave Edmond. Er befand sich im selben Pub, in dem er schon mal mit Hoffer gewesen war. Und wie beim ersten Mal spendierte ihm Hoffer einen Drink.

»Zwei große Scotch, bitte.« Hoffer wandte sich dem Polizisten zu. »Wie meinen Sie das?«

»Sie haben mir nicht erzählt, dass Sie eine kleine Meinungsverschiedenheit mit meinem Chef hatten. Er ist nicht sehr gut auf Sie zu sprechen, Mr. Hoffer.«

»Haben Sie ihm erzählt, dass wir zusammen was getrunken haben?« Edmond schüttelte den Kopf. »Was er nicht weiß, macht ihn nicht heiß, richtig?«

»Es kann aber *mich* heiß machen, wenn er davon erfährt.«

»Warum sollte er, Dave? Außerdem können Sie bestimmt auf sich selbst aufpassen.« Hoffer schniefte und kratzte sich die Nase. Die Drinks kamen, und er hielt einen Zwanziger in die Höhe. »Behalten Sie fünf für sich«, sagte er zum Barkeeper, »und sorgen Sie für Nachschub, bis das Geld alle ist.« Dann reichte er einen der Whiskys an Edmond weiter, der etwas Wasser hineingoss.

»Kommen Sie«, sagte Hoffer, »setzen wir uns doch.«

Die Pendler, die nach der Arbeit kurz hereinschauten, um rasch einen zu zischen, hatten sich verzogen, und so gab es einige freie Tische. Hoffer hielt von Edmond noch weniger

als von Broome, aber er lächelte trotzdem. Er brauchte einen Freund im Ermittlungsteam, und wenn Broome nicht mehr zu haben war, dann würden sich eben andere, wie zum Beispiel Edmond, kaufen lassen. Broome würde zurückkommen. Sie waren sich schon früher in die Haare geraten und hatten sich dann jedes Mal wieder zusammengerauft. Aber bis dahin würde er sich mit Edmond begnügen müssen.

»Mir gefällt Ihr Stil, Dave. Sie sind kein Angeber. Sie sind der Typ, der tut, was zu tun ist, ohne eine Broadwaynummer daraus zu machen.« Hoffer steckte sich eine Zigarette an und schob dann dem Polizisten das Päckchen zu.

»Bulle bleibt eben Bulle«, sagte Edmond.

»Gott, wie recht Sie haben!«

»Ich hab gehört, Sie sind aus der Truppe ausgeschieden.«

Hoffer breitete die Arme aus. »Ich bin beim Fitnessstest durchgerasselt. Ich war klasse, sobald ich die Bösen hatte. Da konnte ich mich einfach auf sie setzen, bis sie alles gestanden. Bloß *erwischen* konnte ich sie nicht.« Hoffer lachte und schüttelte den Kopf. »Nein, es war der Walkins-Fall. Ich war richtig davon besessen. Das ging so weit, dass meine Oberbosse beschlossen, mich von dem Fall abzuziehen. Das konnte ich nicht schlucken, also hab ich den Abschied eingereicht und mich als Privatschnüffler selbständig gemacht. Nur - das Einzige, was mich interessierte, war der Walkins-Fall.«

»Da stand doch was darüber in den Zeitungen.«

»Hey, die Medien haben meine Story *geliebt!* Ich hatte einen sicheren Job mit Pensionsanspruch aufgegeben, um mein Leben der Jagd auf diesen geheimnisvollen Killer zu widmen. Und der millionenschwere Vater eines der Opfer bezahlte mich dafür. Machen Sie Witze? Das war 1-A-Stoff! Hinzu kam natürlich, dass ich ein fetter hässlicher Mistkerl war - das haben sie ebenfalls geliebt. Für ihre Fotos ist denen alles recht, solang es nicht *normal* aussieht.«

Edmond lachte. Hoffer hielt *noch* weniger von ihm.

»Die lieben mich nach wie vor«, fuhr er fort. »Und mir kann's nur recht sein. Wissen Sie, manche Leute meinen, ich würde denen vorsetzen, was die eben hören wollen - denen von der Presse, meine ich -, und vielleicht stimmt das ja auch. Oder dass ich vielleicht auf einem Egotrip bin. Alles gut und schön, aber überlegen Sie mal.« Er hob einen Finger. »Der Demolition Man weiß, dass ich da bin. Er weiß, dass ich nicht das Feld räume. Und *das* macht mich richtig an. Vielleicht ist ihm das egal - vielleicht aber auch nicht!«

»Sie befürchten nicht, dass er Sie abknallen könnte?«

Hoffer zuckte die Achseln. »Darüber denke ich nie nach.« Er hatte diese Story schon so oft erzählt und jedes Mal lediglich ein, zwei Wahrheiten ausgelassen. Wie zum Beispiel die Tatsache, dass seine Vorgesetzten das Abschiedsgesuch von ihm *verlangt* hatten, als sie zu dem Schluss gelangt waren, dass er sich ein bisschen zu auffällig die Nase puderte. Hoffer hatte die Geschichte in die Welt gesetzt, er habe den Dienst quittiert, um den Walkins-Fall auf seine Weise und in aller Ruhe weiterverfolgen zu können, aber in Wirklichkeit hatte man ihm ein Ultimatum gestellt. Klar, nachdem er einem Reporter erzählt hatte, für ihn gebe es nur noch ein einziges Ziel im Leben, war er gezwungen gewesen, etwas in der Richtung zu unternehmen - und wenn auch nur, um seinen guten Willen zu beweisen. Und dann war der Alte aufgetaucht und hatte angeboten, ihn zu bezahlen, und die Story hatte immer weitere Kreise gezogen, bis er regelrecht in der Falle saß. Jetzt besaß er eine Detektei, Angestellte und einen Ruf. Er konnte sich nicht einfach vom D-Man verabschieden, selbst wenn er es gewollt hätte.

Und oft genug hätte er das wirklich gern getan.

»Und, was verdienen Sie so?«, fragte Edmond, wie das jeder Polizist im aktiven Dienst früher oder später immer tat.

»Denken Sie sich eine Zahl aus und verdoppeln Sie sie«, antwortete Hoffer. Dann lachte er. »Nein, ich bin Unternehmer, Arbeitgeber, ich habe Unkosten, muss Gehälter zahlen,

Steuern und weiß der Geier was sonst noch alles. Viel bleibt unterm Strich nicht übrig.«

»Walkins muss aber reich sein.«

»Machen Sie Witze? Er *stinkt* vor Geld.«

»Stimmt es, dass seine Tochter versehentlich dran glauben musste?«

Hoffer nickte. Sie war so ziemlich der einzige Fehler, den der D-Man jemals gemacht hatte. Er konnte mit elf, vielleicht zwölf sauberen Abschüssen aufwarten - und dann noch mit Ellen Walkins.

»Sie war achtzehn, stand nach einer Abendgesellschaft an der Haustür und verabschiedete ein paar Gäste. Das waren allesamt Politiker, mit ihren Frauen und Kindern. Sie war nicht das Ziel gewesen. Man vermutet, dass die Zielperson ein Kongressabgeordneter mit sehr entschiedenen Ansichten über bestimmte außenpolitische Fragen war. Jede Menge Diktatoren und korrupte Regierungen hätten wer weiß was dafür gezahlt, um ihm das Maul zu stopfen. Aber die Vortreppe war vereist, und der Scheißer ist ausgerutscht. Die Kugel wäre ihm glatt durchs Herz gegangen, aber stattdessen hat sie Ellen getroffen. Der Fall ist uns ziemlich schnell abgenommen worden. Ich meine, für einfache Bullen war er eben eine Nummer zu groß. Das konnte ich nicht zulassen.«

»Warum nicht?«

Der Barkeeper war mit zwei weiteren Whiskys nebst einer Flasche Wasser erschienen, was Hoffer Gelegenheit gab, über die Frage nachzudenken. Die hatte er sich selbst schon ein paarmal gestellt. Warum konnte er nicht einfach loslassen?

»Ich weiß es nicht«, sagte er schließlich wahrheitsgemäß. »Ich konnte es einfach nicht.« Er zog wieder die Nase hoch. »Herjesus, das wollen Sie doch alles gar nicht wissen! *Sie* sind derjenige, der auf der Bühne stehen und seine Story erzählen sollte. Also, was haben Sie für mich?«

Edmond fischte einen Umschlag aus der Tasche seines Jackekts. Er enthielt mehrere zusammengefaltete Xerokopien. Es

waren Kopien von Kontoauszügen und alten Schecks, dazu eine Liste der Bankautomaten, von denen Mark Wesley im Lauf der Zeit Geld abgehoben hatte.

»Ist noch nicht vollständig«, erklärte Edmond. »Das ist bloß die erste Lieferung. Ich könnte deswegen erheblichen Ärger kriegen.«

»Könnten Sie«, bestätigte Hoffer und schob ihm einen Umschlag über den Tisch zu. »Aber das hier könnte Sie vielleicht aufheitern.«

Edmond zählte die Geldscheine, während er sie sich in die Tasche steckte, ließ den zerknüllten Umschlag in den Aschenbecher fallen und saß dann abwartend da. Hoffer sagte eine Zeit lang nichts.

»Der Typ ist ziemlich viel unterwegs«, meinte er schließlich und streckte die Hand nach seinem Whisky aus.

»Wir werden die auf den Schecks angegebenen Reiseunternehmen überprüfen, vielleicht können sie uns Näheres sagen.«

»Natürlich werden Sie das tun. Was ist mit diesen Abhebungen? Ist irgendein Muster zu erkennen?«

Edmond schüttelte den Kopf. »Nur, dass ein paar davon laut unserem Erdkundecrack in Yorkshire getägt wurden. Und auch nicht in größeren Städten - in irgendwelchen Käffern.«

»Vielleicht wohnt er ja da?«

Edmond zuckte die Achseln. »Offenbar hat er sich auch einen Schwung Reiseschecks besorgt. Einer dieser auf Thomas Cook ausgestellten Schecks ist nicht für Tickets.« Er deutete auf die Fotokopie. »Sehen Sie? Auf der Rückseite steht der Verwendungszweck, ›Kauf von Travellerschecks.‹« Hoffer nickte. »Wir werden sehen, ob uns das weiterführt. Wenn wir die Seriennummern der Reiseschecks bekommen, lässt sich vielleicht feststellen, wo er sie eingelöst hat. Ich hab nur ein Problem...«

»Welches, Dave?«

»Na ja, ich hab den Eindruck, dass wir lediglich seine Spur *rückwärts* verfolgen und hinter einer Identität her sind, die er inzwischen abgelegt hat. Wo soll uns das hinführen?«

»Benutzen Sie Ihren Kopf, Dave. *Nach vorn* können wir seine Spur nicht verfolgen, was bleibt uns also anderes übrig? Auf die Weise ermitteln wir Komplizen, Kontaktpersonen, entdecken vielleicht Muster oder sogar einen Hinweis auf seinen nächsten Abschuss. Das hier zum Beispiel.« Hoffer klopfte mit dem Finger auf einen Scheck.

»Ah«, sagte Edmond, »dazu wollte ich gerade kommen.«

»Also«, sagte Hoffer, »hier ist ein Scheck, der auf den Namen... was steht da?«

»H. Capaldi«, sagte Edmond.

»Genau, also, wer ist das?«

»Er ist ein Fälscher.« Jetzt hatte Edmond Hoffers ungeteilte Aufmerksamkeit.

»Ein Fälscher?«

Edmond nickte. »Harry die Kappe ist schon seit Jahren im Geschäft, hat dann und wann ein bisschen gesessen, aber sobald er draußen ist, kehrt er zu dem zurück, was er am besten kann.«

»Was fälscht er denn so?«

»Dokumente, Ausweise... eigentlich alles, was man will.«

»Wo kann ich ihn finden?«

Edmond leckte sich die Lippen. »Knapp vierhundert Meter weiter die Straße lang.«

»Was?«

»Wir haben ihn in die Vine Street geholt. Bob Broome sitzt in diesem Moment mit ihm in einem Vernehmungsraum.«

Hoffer wartete darauf, dass Edmond zurückkam.

Es dauerte eine Weile, und er starb vor Hunger, aber er wagte nicht, das Pub zu verlassen und so möglicherweise den Polizisten zu verpassen. Also aß er Kartoffelchips und Erdnüsse und schließlich, als alles nichts half, ein getoastetes

Sandwich. Angeblich Käse-und-Schinken. Wenn man so was in einer New Yorker Bar serviert hätte, wäre der Gast bei nachtschlafender Zeit mit einem Flammenwerfer zurückgekommen.

Nach dem ganzen Whisky beschloss er, kürzerzutreten, und ging zu Bier über. Das Zeug hätte man sich an einem kalten Wintermorgen um den Hals wickeln können: warm und fast vollkommen schal. Barney hatte noch keine Liste der einschlägigen Waffenhändler herbeigeschafft, und so blieb Hoffer nichts anderes übrig, als Edmonds Fotokopien zu studieren. Außer Yorkshire und diesen Capaldi - der nicht in Yorkshire wohnte - gaben sie nicht viel her. Hoffer vermutete, dass das Bankkonto nur für kleinere Zahlungen diente und der D-Man den größten Teil seines Geldes hier und da in bar versteckt hielt. Die Reisen interessierten Hoffer nicht - obwohl, wenn sie feststellen sollten, dass er Travellerschecks in Nicaragua oder sonst was in der Art eingelöst hatte, wär's schon was anderes gewesen.

Als er an den Tisch kam, zuckte Edmond die Achseln.

»Er sagt nichts. Bob hat's mit der Behinderungsnummer probiert, aber Harry ist schon zu lang im Geschäft, um darauf reinzufallen. Seine Story lautet, dass ihn ein Typ in einem Pub angesprochen und gemeint hat, er bräuchte Bargeld.«

»Und da dieser Harry ein vertrauensseliger Mensch ist, hat er einem Wildfremden fünfhundert Pfund gegeben und dafür einen Scheck akzeptiert?«

»Tja, er behauptet, er hätte den Scheck *und* dazu eine Rolex als Sicherheit bekommen.«

»Hat der geheimnisvolle Unbekannte je seine Uhr wieder abgeholt?«

»Harry sagt, nein. Er meint, er hätte die Rolex verscheuert und den Scheck eingelöst.«

»Hat Bob ihn gefragt, warum er sich mit dem Scheck so viel Zeit gelassen hat? Es hat fast sechs Monate gedauert, bis er ihn eingelöst hat.«

»Ja, Bob hat den Punkt erwähnt. Harry erzählte was davon, er hätte ihn verlegt und dann irgendwann wiedergefunden.«

»Dieser Typ hat seinen Beruf verfehlt. Der sollte sich als Stegreifkomiker versuchen. Ich kenn keinen Comedian in New York, der sich so schnell eine Geschichte ausdenken könnte.« Er schwieg kurz. »Und dazu keine so bescheuerte.«

»Was können wir tun?«

Hoffer riss die Augen auf. »Sie wollen damit sagen, das war's? Sie können ihn *nicht* ein bisschen unter Druck setzen? Was ist aus dem guten alten britischen Gummiknüppel geworden? Ihr Typen beliefert die ganze Welt mit Foltergeräten, da werdet ihr doch wohl diese Drecksau zum Reden bringen!«

Edmond schüttelte die ganze Zeit den Kopf.

»Sie haben recht, wir können Druck auf ihn ausüben, aber nur bis zu einem gewissen Punkt. Harry kennt die Spielregeln. Wenn er nicht reden will, dann wird er auch nicht reden.«

»Herrgott.« Hoffer lehnte sich zurück. »Das glaube ich alles nicht. Okay, wo ist er?«

»Wer?«

»Perry Mason. Scheiße, was glauben Sie wohl, wen ich meine? Capaldi!«

»Inzwischen dürfte er auf dem Weg nach Hause sein.«

»Wo wohnt er?«

Edmond machte ein Gesicht wie ein Kricketspieler, der sich plötzlich auf einem Baseballplatz wiederfindet. »Moment mal«, sagte er.

»Verdammte Scheiße, Sie sagen mir jetzt, wo er wohnt!« Hoffer griff nach hinten, um sich den Rücken zu kratzen.

»Er wohnt in London Nord«, sagte Edmond. Dann gab er dem Amerikaner die Adresse.

Tottenham schien eine ganz schön verschlafene Gegend zu sein. Trotz des warmen Sommerabends waren nicht viele Leute auf der Straße. Die paar, die Hoffer sah, waren schwarz,

was ihn nicht im Geringsten störte. Er war kein gottverdammter Rassist. Er konnte *jedem* die Fresse polieren.

Er bekam allmählich einen hübschen Haufen Taxispesen für Walkins zusammen. Er schwatzte auch diesmal seinem Fahrer ein paar Blankoquittungen ab und gab ihm dafür ein saftiges Trinkgeld. Das Haus, in dem Harry Capaldi wohnte, war ein schmalbrüstiges dreigeschossiges Gebäude, dessen drittes Geschoss nicht mehr als eine Mansarde war. Der Anzahl der Klingeln nach zu urteilen, hatte man daraus drei Wohnungen gemacht. Hoffer klingelte bei Capaldi. Nichts passierte. Er sah sich um. Die Straße war menschenleer und düster. Als hätten die den Saft runtergedreht; die Straßenlaternen warfen nur einen matten Schein, der jetzt auch von schwärzenden Insekten verfinstert wurde.

Hoffer warf sich mit der Schulter gegen die Tür. Er zielte tief, so dass seine Masse gegen das Schloss knallte. Die Tür gab ein wenig nach, hielt aber stand. Beim zweiten Versuch flog sie auf. Hoffer stieg schnell zum ersten Stock hinauf. Es hatte keinen Sinn, bei Capaldi anzuklopfen. Der Typ war entweder da und machte nicht auf, oder er war nicht da, und die einzige Möglichkeit, diese Frage zu klären, bestand darin, den einmal eingeschlagenen Weg fortzusetzen. Diesmal waren schon vier ernsthafte Versuche erforderlich, ehe die Tür nachgab. Als sie es schließlich tat, stolperte Hoffer in einen Flur, in dem es nach Bratfett und schalem Bier roch.

»Ich will nur reden«, rief er und stieß die Tür wieder zu.
»Ich bin kein Bulle, ich bin bloß ein Typ. Mr. Capaldi? Hallo, niemand zu Haus?«

Im Zimmer am Ende des Flurs brannte Licht, und ein Fernseher oder sonst was lief. Aber Capaldi konnte ihn auch angelassen haben, als die Polizei ihn abgeholt und in die Vine Street verfrachtet hatte. Oder vielleicht ließ er das Ding auch immer an, damit keiner auf die Idee kam, es wäre niemand in der Wohnung. Hoffer zog den Smith & Wesson aus der Tasche und fühlte sich gleich ein bisschen besser.

»Mr. Capaldi?«, wiederholte er. Dann drückte er die Tür am Ende des Ganges auf. Der Raum wirkte überfüllt, was vor allem an der ganzen Fotoausrüstung lag, die da herumstand. Edmond hatte davon gesprochen. Die Apparatur diente dazu, kleinformatige Sofortbilder zu machen und sie direkt auf Ausweiskarten oder Ähnliches zu drucken. Wie Edmond gesagt hatte, konnte die Polizei nichts unternehmen; Capaldi hatte die Kamera völlig legal erworben. Und er war klug genug, nichts anderes herumliegen zu lassen, keine gefälschten Ausweise oder sonst etwas, das ihn belastet hätte.

Am Fenster stand ein alter Esstisch, bei dem sich die Beine ein- und die Platte nach unten zusammenklappen lassen, so dass er wenig Platz wegnimmt. Darunter waren Geräusche zu hören, wie von einer Katze oder einem Hund. Hoffer bückte sich und sah nach, ging dann ein paar Schritte näher heran und warf noch einmal einen Blick darunter. Er hockte sich wieder hin und steckte den Revolver ein.

»Ich glaube«, sagte er, »wir könnten uns gemütlicher unterhalten, wenn sie da rauskommen würden, Mr. Capaldi.«

Capaldi kroch steifbeinig unter dem Tisch hervor. Er zitterte, und Hoffer musste ihm in einen Sessel helfen.

»Wer sind Sie?«, fragte Capaldi. Aber Hoffer war damit beschäftigt, irischen Whisky in ein benutztes Glas einzuschüpfen. Er reichte es Capaldi.

»Trinken Sie das. Tut mir leid, wenn ich Sie erschreckt habe.« Er sah hinüber zum Tisch. »Würde man gar nicht glauben, dass ein ausgewachsener Mann da drunterpasst, was?« Dann wandte er sich wieder zu Capaldi und grinste. »Sie müssen sich ja richtig vor Angst in die Hose geschissen haben. Was glaubten Sie eigentlich, wer bei Ihnen klingelte - Aliens? Dachten Sie, ich wollte Ihnen das Herz aussaugen? Quatsch, ich will mich lediglich ein bisschen mit Ihnen unterhalten... Herrgott, was ist bloß mit Ihrem Kopf los? Ist ja das reinste Schneegestöber.«

»Wer sind Sie?«, wiederholte Capaldi. Er fand seine Kappe und setzte sie sich fest auf den Kopf.

»Spielt keine Rolle, wer ich bin, Mr. Capaldi. Was zählt, ist, dass Sie mir was über Mark Wesley erzählen sollen.«

»Das habe ich der Polizei schon gesagt, ich hab den Typ bloß -«

»Ich weiß, in einer Bar kennengelernt. Aber ganz unter uns - Ihnen, mir und den Bullen: Das ist ein einziger Haufen Scheiße. So, die können nicht viel mehr tun, als ein bisschen die Stirn runzeln und Sie mit einer Verwarnung nach Hause schicken. *Ich* kann was Besseres tun.« Er zog wieder die Waffe heraus. »Ich kann Sie erschießen.« Capaldi sah so aus, als hätte ihn jemand mit Sekundenkleber am Sessel festgeplattet: Kopf, Arme, Beine, alles. »Ich will Sie nicht erschießen. Ich weiß nichts über Sie, vielleicht sind Sie ja ein total netter Mensch, wahnsinnig großzügig, freundlich zu Ihren Nachbarn, das ganze Pipapo. Offen gesagt, das ist mir völlig schnurz. Gut möglich, dass ich Sie trotzdem erschießen muss, wenn Sie nicht gleich anfangen, mir zu erzählen, was Sie der Polizei nicht erzählen wollten.«

Hoffer beugte sich vor und nahm Capaldi das Glas Whisky aus der schlaffen Hand. Er drehte das Glas herum, um sich die saubere Seite an die Lippen zu setzen, und leerte es in einem Zug. Jetzt ruhiger, bemerkte er den hämmерnden Bass, der von oben herabdröhnte und Decke und Wände zum Zittern brachte.

»Zehn Sekunden«, sagte er ruhig. »Und ich werde sie nicht laut abzählen.«

Er hielt grundsätzlich viel davon, Leuten genug Zeit zu lassen, sich ihren nächsten Schachzug zu überlegen - ganz besonders, wenn sie außer sich vor Angst waren. Er hatte früher selbst schon ein-, zweimal richtig Angst gehabt: Da setzte wirklich der Verstand aus. Man konnte essen, schmeckte aber nichts. Man roch nichts außer vielleicht den eigenen Schweiß. Der Tastsinn registrierte nur noch die kühler werdende Nässe

der eigenen Hosenbeine oder die Mündung der Pistole an der Schläfe. Klarsehen konnte man mit Sicherheit nicht, ebensowenig auf vernünftige Argumente hören.

Es war gut, wenn man ein bisschen Zeit hatte, wieder zu sich zu kommen.

»Neun, zehn«, sagte Hoffer. »Schade, dass es so enden musste, Mr. Capaldi.« Er drückte die Mündung an den Kopf des Fälschers.

Capaldi fing an zu reden, oder jedenfalls Laute von sich zu geben. Er brauchte allein fünf bis sechs Versuche, um das Wort »Gott« auszusprechen, und noch ein paar weitere, bevor er »Erschießen Sie mich nicht!« herausbrachte.

»Warum nicht?«

»Was?«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht... weil ich... Herrgott, ich hab doch bloß...« Damit blieb er stecken.

»Sie haben bloß was? Ihm einen neuen Ausweis gemacht? Was?« Dann verstummte auch Hoffer, mit offenem Mund. »Du Hurensohn«, sagte er endlich. »Du hast ihn gesehen, stimmt's? Ich meine, in den letzten ein, zwei Tagen?« Er warf einen Blick auf die Kamera, die mit sämtlichem Zubehör, Blitzleuchte und Stuhl für das Modell da stand.

»Er ist noch immer in der Stadt, stimmt's?« Hoffer konnte es kaum glauben. »Warum ist er noch hier? Nein, Moment.« Er wusste, dass es noch vorher zu stellende Fragen gab, so viele Fragen, dass er sie erst in die richtige Reihenfolge bringen musste. Capaldi starnte an Hoffers Schulter vorbei. Als Hoffer sich umdrehte, wusste er, warum. Im Flur standen zwei breitschultrige Schwarze und betrachteten die Szene. Ihr Mund stand offen, die Unterlippe war geschürzt.

»Alles in Ordnung, Jungs«, rief Hoffer ihnen zu.

Aber natürlich war einiges *nicht* in Ordnung. Sie hatten wahrscheinlich die aufgesprengte Haustür gesehen und dann Capaldis Tür in dem gleichen Zustand. Und für wen sie Hof-

fer auch halten mochten - für einen Polizisten ganz bestimmt nicht. Nicht mal in Tottenham liefen Bullen mit einer S&W 459 durch die Gegend.

Sie rannten zur Tür und brüllten dabei irgendeinen Namen. Er hörte, wie sie die Treppe zum zweiten Stock hinaufliefen. Hoffer wandte sich wieder zu Capaldi in Erwartung einer Erklärung.

»Die dealen ein bisschen mit Dope«, sagte Capaldi. »Sie mögen keine Fremden.«

»O Scheiße.« Hoffer versuchte, Capaldi hochzuzerren. »Du kommst mit.«

Aber Capaldi sträubte sich. Vor allem war er noch immer so verängstigt, dass ihm seine Beine nicht gehorchten, und Hoffer konnte ihn nicht tragen - nicht mit einer Bande von Dealern auf den Fersen.

»Wir unterhalten uns später weiter«, versprach er und hastete dann zur Tür. Von oben waren laute Stimmen zu hören, und nicht bloß zwei, sondern drei, vier oder fünf. Er keuchte die Treppe hinunter in Richtung Haustür, hörte Schritte hinter sich herpoltern. Es jetzt hinter sich bringen oder weiterlaufen? Er fragte sich, ob sie draußen auf der Straße auf ihn feuern würden. Falls ja, wäre es wohl besser gewesen, sie schon hier zu stellen. Aber irgendein Instinkt riet ihm dringend, sich und seine sämtlichen Zentner schleunigst ins Freie zu schaffen. Die Straße war nur auf einer Seite von Häusern gesäumt, auf der anderen verlief die teilweise gemauerte Böschung eines Bahndamms. Er wusste nicht, wohin er sich wenden sollte. Keine der beiden Richtungen versprach, eher zu einer belebteren Straße zu führen. Also wandte er sich nach links und rannte los.

Es kamen weitere Häuser, dann ein paar Garagen und ein kleiner Eckladen. Die Straße mündete dort in eine andere, und er erreichte die Ecke gerade, als vier Gestalten vorsichtig aus Capaldis Haus heraustraten. Einer der Männer zeigte auf ihn, und ein anderer hob eine Pistole. Es hätte sonst was sein kön-

nen: eine Luftpistole, eine Start-, ja sogar eine Wasserpistole. Aber Hoffer wollte keine Risiken eingehen.

Er zielte, soweit von Zielen die Rede sein konnte, über ihre Köpfe hinweg, aber nicht *so* weit darüber, dass sie hätten glauben können, er meinte es nicht ernst. Ein paar von ihnen spritzten wieder ins Haus, aber der mit der Pistole bewahrte die Ruhe und gab zwei Schüsse ab. Der erste ließ etwas Putz von der Wand des Eckladens abplatzen, während der zweite ein Loch in die Schaufensterscheibe stanzte, um das sich sofort ein sternförmiger Kranz langer Sprünge bildete.

»Scheiße«, sagte Hoffer und feuerte noch ein paar Schüsse ab, diesmal ohne sich darum zu kümmern, wohin sie gingen. Er bog um die Ecke, ohne die Leute zu beachten, die an ihre Fenster und Türen kamen. Sie schienen es zwar verdammt eilig zu haben, die Köpfe wieder einzuziehen, aber zumindest hatten sie nachgesehen, was da draußen vor sich ging, und das war mehr, als in New York passiert wäre. Am Ende der Straße sah er eine weitere, große, belebte und gut beleuchtete Straße, auf der Busse fuhren. Er meinte, sie von der Taxifahrt her wiederzuerkennen. Er sah ständig über die Schulter, aber niemand schien ihm zu folgen. Wahrscheinlich würden sie sich erst ein Auto besorgen. Knarrenschnürende Dealer waren heutzutage ziemlich bequem.

»Verdammkt«, sagte er, »ich könnte jetzt selbst etwas Dope gebrauchen.« Vielleicht würden sie ihm etwas verkaufen, bevor sie ihm den Kopf wegspusteten. Er hatte von Dealern gehört, die ihre Opfer mit einer Überdosis aus dem Verkehr zogen. Na, sollten sie das bei ihm ruhig versuchen - eher würden sie pleitegehen, als dass er davon abkratzte.

Er hatte sich die Pistole in den Hosenbund gesteckt und sein Jackett zugeknöpft. Jetzt rannte er nicht mehr, ging lediglich mit sehr raschem Schritt. Weiter vorn waren Sirenen zu hören. Richtig, er hatte auf dem Weg hierher eine Polizeiwache passiert. Als die Sirenen näher kamen, betrat er ein Pub und sah sich im Schankraum um, als suchte er nach jeman-

dem; als die Sirenen vorbeigeheult waren, ging er wieder nach draußen. Ein Stück weiter entdeckte er ein indisches Restaurant. Die Fenster zur Straße waren verhängt, niemand konnte hinaus- oder hereinschauen.

Wenn er weiterlief, würde ihn früher oder später jemand anhalten, sei es die Polizei oder die wütenden Dealer. Taxis waren weit und breit keine zu sehen, und die Busse fuhren nicht schnell genug, um ein sicherer Zufluchtsort zu sein. Er konnte weitergehen oder sich verstecken. Und wenn er sich schon versteckte, warum dann nicht gleich an einem Ort, an dem es etwas zu essen und zu trinken gab? Er drückte die Tür des Inders auf und sah sich einer weiteren Tür gegenüber, die er aufziehen musste. Im Restaurant war wenig los, und er bekam den gewünschten Tisch: hinten in einer Ecke, mit Blick auf die Tür. Wer immer ins Restaurant trat, musste die erste Tür schließen, bevor er die zweite öffnete. Ein, zwei Sekunden lang würde er dazwischen eingeschlossen sein. Hoffer würde ihn abknallen und dabei in aller Ruhe seine Sauce weiterlöffeln können - ganz wie in einer Szene aus dem *Paten*.

»Wenig los heute Abend«, sagte er zu dem jungen Kellner.

»Das ist unter der Woche immer so, Sir.«

Nach dem Essen genehmigte er sich ein paar Drinks in einer, wie's aussah, irischen Bar - kein einziges farbiges Gesicht zu sehen. An der Tür hing ein Schild mit der Aufschrift »Kein Zutritt für Fahrende«. Er wäre fast nicht hineingegangen, aber der Barkeeper erklärte ihm, dass damit keine Touristen, sondern fahrendes Volk, Zigeuner, gemeint seien. Über das Missverständnis schütteten sie sich beide schier aus vor Lachen.

Er nahm ein Taxi und ließ sich zu Capaldis Haus, dann aber, ohne anzuhalten, daran vorbeifahren. Wenn er es sich recht überlegte, würde Capaldi inzwischen längst verschwunden sein und vermutlich nicht wieder zurückkommen, bis sich die Aufregung gelegt hätte. Vielleicht würde

er *überhaupt* nicht wieder zurückkommen. Entweder er redete mit Hoffer, und dann würde ihn der D-Man töten, oder er hielt den Mund, und dann hätte ihn vielleicht Hoffer getötet. Wär kein so tolles Leben gewesen, oder?

»Piccadilly Circus, bitte«, sagte Hoffer zum Fahrer.

»Sie sind der Boss.«

Blöd, dass sie unterbrochen worden waren. Jetzt wusste Hoffer lediglich, dass der D-Man nach dem Mord in der Stadt geblieben war, anstatt, wie zu erwarten gewesen wäre, zu verschwinden. Warum? Das war die Frage. Was hielt ihn noch hier?

Der Tipp, es musste der Tipp sein, den die Polizei bekommen hatte. Der Killer war wütend darüber, und vielleicht wollte er was in der Sache unternehmen. Er würde seine Auftraggeber aufspüren. Er würde herauszufinden versuchen, wer ihm die Falle gestellt hatte.

»Verdammmt«, sagte Hoffer sich. Wenn das so weiterging, bestand selbst in einer Zehnmillionenstadt eine gute Chance, dass sie sich früher oder später über den Weg liefen.

Er verbrachte den Rest der Fahrt damit, sich zu fragen, wie seine ersten Worte lauten würden.

12

Bel und ich saßen herum und warteten darauf, Joe Draper sprechen zu können. Seine Produktionsfirma hatte ihre Räume im obersten Geschoss eines Hauses in der Nähe von Harrods. Wir waren extra früh losgefahren, damit Bel Gelegenheit zu einem Schaufensterbummel hätte. Ich bot ihr an, ihr alles zu kaufen, was sie wollte, aber sie schüttelte den Kopf, selbst dann noch, als ich sagte, ich würde es ihr vom Honorar abziehen.

Wir waren auch nicht lang im Kaufhaus geblieben. Nach einer Weile hatte man ihr angesehen, dass das Ganze sie ein

wenig anwiderte. Als wir zu Draper Productions geschlendert waren, hatte sie sich bei mir untergehakt.

»Entspann dich«, hatte sie zu mir gesagt.

Wir hatten die letzte Nacht miteinander im Bett verbracht. Bel hatte mich über mein Leben ausgefragt, und ich hatte mir überlegt, was ich darauf antworten sollte. Eine Zeit lang hatte ich sie mit Gesprächen über Waffen ablenken können. Sie wusste eine Menge über Waffen und Munition, aber das hieß nicht, dass sie sie mochte. Sie hatte eine Heidenangst davor.

Jetzt saßen wir in Drapers Vorzimmer und gaben uns für CID-Beamte aus. Wir trugen exakt dieselben Sachen wie am Vortag, bis hin zu den schwarzen Lederhandschuhen. So hinterließen wir nirgendwo Fingerabdrücke. Bel blätterte in einer Filmzeitschrift, während ich mir den Teletext ansah. Im Empfangszimmer waren drei kleinere Fernsehgeräte aufgestellt, die alle mit heruntergedrehtem Ton liefen. Eines zeigte eine Endlosmontage von Ausschnitten jüngerer Draper-Produktionen. Die Sekretärin leitete fortwährend Anrufe an Drapers Assistentin weiter.

»Das geht auf meine Kappe«, sagte ich. Bel sah von ihrer Zeitschrift auf. Im Teletext liefen gerade Nachrichten: Zwei osteuropäische Staaten standen kurz davor, ihre gemeinsame Grenze zu schließen. Zwischen den zwei Nachbarn hatten seit dem Zerfall der Sowjetunion große Spannungen geherrscht, aber durch einen mutmaßlichen Attentatsversuch auf einen in London akkreditierten Diplomaten hatte sich vor wenigen Tagen die Lage zugespitzt.

»Vielleicht solltest du da was unternehmen«, flüsterte sie. Das Flüstern war überflüssig, da die Sekretärin jetzt Kopfhörer trug und irgendetwas vom Band abzutippen begann.

»Was zum Beispiel?«

»Ich weiß nicht, ein Bekennerschreiben schicken oder so, erklären, dass der Diplomat gar nicht deine Zielperson war.«

»Aber damit würde ich verraten, *wer* meine wirkliche Zielperson war. Ich möchte die Polizei ganz gern weiter im Zweifel lassen.« Ich lächelte, Bel aber nicht.

»Du könntest einen Krieg auslösen, Michael.«

Ich hörte auf zu lächeln. »Du hast recht. Vielleicht könnte ich Draper die Exklusivrechte anbieten.«

Sie schlug mit der Zeitschrift nach mir und versenkte sich dann wieder in ihre Lektüre. Der Teletext schaltete auf die Nachrichtenübersicht. Fast ganz unten kam eine Meldung über eine Schießerei auf einer Straße in Nordlondon. Unter derselben Überschrift war auch was über eine Rede des Innenministers zu lesen, die »null Toleranz gegen Drogen« forderte. Ich nahm nicht an, dass das etwas zu bedeuten hätte, stand aber trotzdem auf und ging zur Sekretärin. Sie hielt ihr Band an.

»Ja?«

»Haben Sie eine Fernbedienung für die TV-Geräte?« Sie sah mich missbilligend an. »Ich will nicht umschalten, da ist bloß eine Meldung im Teletext, die ich mir gern anschauen möchte.«

Ohne etwas zu sagen, zog sie eine Schublade auf und holte ein paar Fernbedienungen heraus.

»Eine davon hat Teletext«, erklärte sie und ließ ihr Band weiterlaufen.

»Immerwährenden Dank«, murmelte ich. Ich richtete eine der Fernbedienungen auf den Bildschirm und drückte drei Zahlen. Und da kam auch schon die Story. Zuerst was über den Innenminister, dann ein kurzer Absatz über Schüsse, die auf einer Straße in Tottenham abgegeben worden waren. Es war die Straße, in der Harry die Kappe wohnte. Vielleicht gibt es Leute, die an Zufälle glauben. Ich gehöre nicht zu ihnen. Ich wusste, dass Hoffer mir allmählich zu dicht auf den Fersen war.

Gerade in dem Moment öffnete sich Drapers Tür, und ein junger Mann und eine junge Frau kamen heraus. Sie waren

wie Studenten angezogen, hielten aber Aktenkoffer in der Hand. Der Junge hatte einen Pferdeschwanz, dafür waren die blonden Haare des Mädchens militärisch kurz geschnitten und an den Spitzen rot gefärbt. Sie gaben Draper die Hand und wandten sich dann zum Ausgang. Draper sprach ein paar Worte mit der Sekretärin und kam dann auf uns zu.

»Tut mir leid, dass Sie warten mussten, Inspector West.«

»Keine Ursache, Sir, wir sind Ihnen dankbar, dass Sie Zeit für uns erübrigen konnten.«

Er führte uns in sein Büro. »Die Handschuhe sind eine nette Idee«, sagte er. Ich verstand die Bemerkung nicht. »Ich habe früher mal die Krimiserie *Shiner* produziert, vielleicht kennen Sie sie...?«

»Ich habe sie mir regelmäßig angesehen«, sagte Bel. Draper wirkte erfreut.

»Na ja«, sagte er, »und der Serien-Inspector trug immer solche Handschuhe wie Sie.«

»Ich verstehe«, sagte ich. Draper erkannte, dass er damit keine Pluspunkte erzielt hatte, und rutschte ein bisschen auf seinem Schreibtischsessel herum.

»Mir ist nicht ganz klar, was ich für Sie tun kann. Ich habe Ihren Kollegen schon alles gesagt, was ich weiß.«

»Nur noch ein paar Fragen, Sir. Ein neuer Blickwinkel.«

»Na dann, gut.« Er verschränkte die Hände vor sich auf dem Schreibtisch. »Tee, Kaffee?«

»Nein, danke, Sir. Das ist übrigens DC Harris.«

Draper hatte schon eine ganze Weile Bel angestarrt. »Wir spielen mit dem Gedanken, eine Polizei-Doku-Serie zu starten«, teilte er ihr mit. »Haben Sie niemals Lust gehabt, ins Fernsehen zu kommen?«

Sie lächelte professionell. »Ich glaube nicht, Sir. Grelles Licht macht mich nervös.«

Draper lachte. »Erinnert zu sehr an den Verhörraum, was?« Jetzt wandte er sich mir zu. »Schießen Sie los.«

Er meinte vermutlich, ich könne anfangen, meine Fragen zu stellen.

»Wir würden gern ein wenig mehr über Ms. Ricks erfahren - ihre Angehörigen, Kollegen, Feinde, die sie gehabt haben könnte.«

»Also, unter ihren Kollegen hatte sie keine Feinde. Lainie verfügte über einen hervorragenden Ruf. Alle ihre Journalistenkollegen bewunderten sie. Ich könnte mir zwar durchaus vorstellen, dass beim Fernsehen ein paar Leute *schon* anfingen, die Messer zu wetzen, aber nur im metaphorischen Sinn.«

»Wie meinen Sie das?«

Er breitete die Hände aus. »Sie wäre ein Star geworden. Sie war fürs Fernsehen wie geboren, ein Naturtalent.« Er sah wieder Bel an. »Und wissen Sie, warum? Weil sie dem Medium misstraute. Und das kam rüber, diese Aufrichtigkeit, diese Gewissheit, dass sie sich mit nichts, was irgendwie nicht sauber war, arrangieren würde.«

»Aber sie hatte bislang noch gar keine Sendungen gemacht, oder?«

»Das ist richtig, ich rede von den *Mock-ups*, die wir immer vorab machen, besonders mit Neulingen - Probe->Sendungen<, die dann aber nie gesendet werden. Lainie hat's spielend durchgezogen. Man könnte sagen, sie wandelte auf dem Wasser. Mir war klar, sobald wir sie auf den Bildschirm gebracht hätten, würde sie sich... na ja, nicht direkt *Feinde* machen, aber es würde schon gewisse Ressentiments auf Seiten anderer Moderatorinnen und Moderatoren geben, denn sie würde ihnen zeigen, wie man den Job *richtig* mache.« Er schüttelte den Kopf und beruhigte sich ein bisschen. »Es ist ein großer Verlust.«

Es klang so, als betrachtete er sie als eine fehlgeschlagene Investition.

»Wie steht's mit ihren Angehörigen?«, fragte ich. »Kannten Sie sie?«

»O ja, ich kannte sie wohl so gut wie kaum jemand.«

»Das bedeutet?«

Draper seufzte, als ob er normalerweise nicht tratschen würde, aber da wir nun einmal die Polizei waren, ihm nichts anderes übrig bliebe.

»Freddy macht es einem schwer, ihn zu mögen, Inspector. Ich meine, sein Stern hängt so tief, dass er schon Furchen über den Acker zieht. Und das steckt Freddy nicht gut weg. Er spielt noch immer gern den Soap-Star. Haben Sie ihn jemals in *Stand By Your Man* gesehen? Das war nicht gerade anspruchsvoller Stoff. Außerdem ist das schon zehn Jahre her - was Freddy nicht kapieren zu wollen scheint. Er sieht, wie diese ganzen ollen Sitcom-Kamellen in der Glotze wiederholt werden, und seine Sachen sind nicht dabei. Was, beiläufig gesagt, niemanden wundert. Und gleichzeitig sieht er, wie seine Frau ins Fernsehen einsteigt, und ich erzähle ihr lang und breit, wie großartig sie sich da machen wird. Da kann man schon verstehen, dass es nicht leicht für ihn ist.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Gab es Streit zwischen den beiden?«

»Andauernd.«

»Worüber?«

»Über alles, was Sie sich nur vorstellen können. Möchten Sie ein Beispiel hören?« Ich nickte. »Okay, Freddy hat ihre gemeinsamen Ersparnisse für einen Trip nach Hollywood auf den Kopf gehauen. Er hoffte, dort Arbeit zu finden, aber als er zurückkam, hatte er lediglich ein braun gebranntes Gesicht und ein paar Streichholzbriefchen von teuren Restaurants vorzuweisen. Lainie hat vor Wut geschäumt.« Er schwieg kurz. »Hören Sie, Freddy hätte nie im Leben einen Killer auf Lainie angesetzt, das will ich damit überhaupt nicht sagen. Sie haben sich gestritten, aber handgreiflich sind sie nie geworden. Sie haben sich nicht mal richtig angeschrien. Sie kochten bloß so leise vor sich hin und wechselten wochenlang kein Wort mi-

teinander. Ich meine lediglich, sie führten nicht gerade die ideale Ehe. Aber wer tut das schon?«

Bel hatte eine Frage. »Was hielten Sie menschlich von Ms. Ricks, Mr. Draper - mochten Sie sie?«

»Ob ich sie mochte? Ich *liebte* sie. Ich hätte mir nichts Beseres gewünscht, als...« Er verstummte und schüttelte den Kopf. »Ich weiß auch nicht.« Seine Augen füllten sich mit Tränen, aber andererseits hatte er seit weiiß wie lange tagaus mit Schauspielern zu tun. Irgendetwas *musste* ja hängen bleiben.

»Sie hatte einen Sohn«, half ich nach.

»Stimmt, einen nichtsnutzigen Schaumschläger namens Archie. Und ich sag Ihnen was - der ist mit einundzwanzig Millionär.«

»Was macht er?«

»Er ist in einer Band, programmiert Sampler, so Sachen eben.«

»Elektronik.«

»Ja. Dass die Band es zu was bringt, kann ich mir nicht vorstellen. Ich habe mir aus Höflichkeit mal ihre Sachen angehört, für den Fall, dass wir was davon als Soundtrack für unsere Sendungen gebrauchen könnten. Können Sie vergessen. Aber *Archie* ist ein Genie, auf seinem begrenzten Gebiet. Ich kann ihn mir gut als Musikproducer vorstellen, und *damit* wird er ein Vermögen machen.«

»Mr. Draper, ich weiß, dass Ihnen diese Frage schon von meinen Kollegen und wahrscheinlich auch von den Medien gestellt worden ist, aber haben Sie eine Idee, wer sich Eleanor Ricks' Tod gewünscht haben könnte?«

Er schüttelte den Kopf. »Das kann nur ein Versehen gewesen sein. Der Dreckskerl war offensichtlich auf Prendergast oder den Ausländer aus. Kann gar nicht anders sein.«

»Sie hatten Ms. Ricks den Auftrag gegeben, Molly Prendergast zu interviewen?«

»Nein, es war Lainies Idee. Ich meine, sie hatte die ganze Sendung in der Hand. Es war von A bis Z ihre Story, mit einem minimalen Input meinerseits. Sie sagte, sie wolle den und den Kurs einschlagen, wir unterhielten uns darüber, und dann marschierte sie los und zog es durch. *Sie* stand am Ruder, nicht ich. Ich saß irgendwo im Stauraum, bloße Fracht. Ich bekam kaum etwas mit.«

»Und was war das für ein Kurs, den sie eingeschlagen hatte?«

Er seufzte. »Wahrscheinlich wird nichts mehr daraus werden.«

»Wir haben uns mit Ms. Ricks' Anwalt unterhalten, einem Mr. Johns. Er sagte was von Sekten...?«

Draper nickte. »Prendergasts Tochter war über ein Jahr lang in einer Sekte. Am Ende hat Prendergast ein regelrechtes Kommandounternehmen durchgezogen, um sie da rauszuholen. Das war vor ein paar Jahren, hat damals Schlagzeilen gemacht. Die Tochter ist mittlerweile soweit wieder in Ordnung; wir wollten eigentlich *sie* für den Film, aber ihre Mutter sagte Nein, wenn wir mit jemandem sprechen wollten, dann würde sie diejenige sein. Vereinbart hatte Lainie das Treffen zum Teil, um Prendergasts Story zu bekommen, zum anderen Teil aber, um sie nach Möglichkeit umzustimmen. Wir dachten, wenn Prendergast erst Lainie kennengelernt hätte, würde sie vielleicht ein bisschen aufstauen.«

»Sollte es also ein Film über Prendergasts Tochter werden?«

»Gott, nein, *sie* war bloß ein Satz, ein Nebensatz in einem ganzen Buch. Nein, Lainie hatte sich die Sekte selbst vorgenommen.«

»Welche Sekte?«

»Die ›Disciples of Love‹. Klingt wie eine Band aus den Sechzigern, oder?«

»Wie sollte der Dokumentarfilm... aufgezogen werden?«

»Es war im Wesentlichen als Analyse der Funktionsweise der Gruppe konzipiert. Die haben einen dieser charismatischen Führer, Sie wissen schon, wie in Waco oder bei den Children of God. Aber die meisten Sekten haben es zunächst einmal auf den Geldbeutel ihrer Jünger abgesehen und erst in zweiter Linie auf deren Seele, und die ›Jünger der Liebe‹ sind nicht so. Sie nehmen arme Leute auf.«

»Wo liegt das Problem?«

»Tja, sie verraten nicht, wie sie sich finanzieren. Lainie schätzte, dass es jährlich Tausende, vielleicht sogar Hunderttausende kosten müsste, den Betrieb am Laufen zu halten, und ihre Gesamteinkünfte können nicht einmal die Hälfte davon ausmachen. Wo kommt das Geld also her?«

»Hatte sie versucht, die Sekte selbst zu fragen?«

»Zu sagen, dass die Leute mauerten, wäre die größte Untertreibung des Jahrhunderts. Sie setzte ein paar Finanz-Cracks auf die Sache an. Wir haben eine Rechnung von denen bekommen, die unserem Budget fast den Todesstoß versetzt hat, aber rausgekommen ist dabei nichts.«

»Verfügen Sie hier über irgendwelche Unterlagen zu dem Projekt? Ich meine, etwas, das ich mitnehmen könnte?«

»Sicher, ich habe ein paar Exemplare der Bibel da.«

»Bibel?«

Er lächelte wieder. »Das ist unsere Arbeitsvorlage, ein möglichst detaillierter Entwurf dessen, wie der Dokumentarfilm später aussehen soll. Wir benutzen es, um das Interesse potenzieller Geldgeber zu gewinnen.« Er öffnete einen Schrank. Er war voll von dicken Aktenordnern und ganzen Stößen von beschriebenem Papier, Skripts und so weiter. Es dauerte ein paar Sekunden, bis er gefunden hatte, wonach er suchte.

»Bitte schön, für jeden eine.«

Die »Bibel« hatte eine Spiralbindung und einen laminierten Pappumschlag. In den Umschlag waren Fenster geschnitten,

durch die man den Namen des Projekts, Drapers und Ricks' Namen und ein paar andere Daten sehen konnte.

Das Projekt hieß einfach *Jünger der Liebe* - aber mit einem Fragezeichen.

»Ich danke Ihnen sehr, Mr. Draper. Ich werde dafür sorgen, dass Sie die zurückbekommen.«

Er zuckte die Achseln. »Behalten Sie sie ruhig. Ohne Eleanor Ricks ist die Sache sowieso gestorben.«

»Nur noch eins - gab es eine bestimmte Farbe, die sie am liebsten trug?«

Die Frage brachte ihn aus dem Konzept, also lächelte ich beruhigend. »Wir fragen uns noch immer, ob der Killer sie nicht möglicherweise für Mrs. Prendergast gehalten hat.«

»Ich verstehe, was Sie meinen: Lainie könnte so angezogen gewesen sein, wie man es normalerweise bei Prendergast sieht.« Er nickte vor sich hin. »Also, eines weiß ich, sie fühlte sich gern in ihre Interviewpartner ein, und das konnte manchmal bedeuten, sich wie sie zu kleiden. Was Lieblingsfarben anbelangt...« Er schüttelte den Kopf. »Das Beste, was ich Ihnen bieten kann, ist: leuchtende Farben - Rot-, Blau-, Gelbtöne. Primärfarben.«

Ich nickte. Man hatte mir gesagt, ich solle nach Gelb und Blau Ausschau halten. Ich fixierte Draper, versuchte, etwas in seinen Augen zu erkennen, irgendeine Andeutung von Schuld. Aber wo wäre sein Motiv gewesen? Nein, da war nichts.

»Wie steht's mit Mrs. Prendergast?«, fragte Bel plötzlich.

»Was ist mit ihr?«, fragte Draper zurück.

»Sie ist eine Person des öffentlichen Lebens und eine taffe Frau, außerdem hat sie ein persönliches Interesse an der Sekte.« Draper konnte ihr noch immer nicht folgen. »Vielleicht ließe sie sich überreden, dort weiterzumachen, wo Ms. Ricks abbrechen musste.«

Draper sprang auf. Ich dachte schon, er würde eine Flanke über den Schreibtisch machen, aber er beugte sich lediglich darüber, hin zu Bel.

»Genial!«, kreischte er. »Das ist absolut genial!« Er schlug mit beiden Händen auf die Schreibtischplatte und schüttelte den Kopf wie ein Verrückter, befand sich irgendwo im Niemandsland zwischen Lachen und Weinen. »Das ist einfach *so* genial... Warum bin ich bloß nicht selbst darauf gekommen?«

Der Blick, den Bel mir zuwarf, bestätigte meinen Eindruck, dass sie dies für eine tautologische Fragestellung hielt. Draper hatte es jetzt furchtbar eilig, uns loszuwerden, bemühte sich dabei aber, höflich zu bleiben. Er hatte Bel eine Hand auf die Schulter und mir eine auf den Rücken gelegt und bat sie, darüber nachzudenken, ob sie nicht doch die Moderation seiner Dokuserie übernehmen wolle.

»In Ordnung«, sagte sie, »ich werde darüber nachdenken.«

»Das wäre ein großer Verlust für die Truppe«, sagte ich zu ihr beim Hinausgehen.

Draußen steuerte ich den ersten Zeitungskiosk an, den ich sah, und kaufte mehrere Tagesblätter. Ich wollte mehr über die Schießerei in Tottenham erfahren. Ich nahm nicht an, dass Harry geplaudert hatte, aber wie sicher konnte ich mir da sein? Ohne eine Fahrt nach Tottenham, lautete die Antwort, *konnte* ich es nicht.

Ich sagte Bel, dass sie ein bisschen Zeit für sich haben solle, und schaffte es, ihr fünfzig Pfund aufzudrängen, ein Betrag, der in Knightsbridge ziemlich genau für ein passables Mittagessen reichen würde. Dann fuhr ich nach Norden. Ich wusste, dass das eine der größten Dummheiten war, die ich je gemacht hatte, aber ich konnte sie mir einfach nicht ausreden. Eins war sicher: Wenn ich Hoffer treffen sollte, durfte Bel unter keinen Umständen dabei sein. Mochte sie auch meine beste Tarnung sein - ich hatte versprochen, sie nicht in Gefahr zu bringen.

Bevor wir uns trennten, wollte sie noch, dass ich einen Anruf erledigte. Anschließend, sagte ich, würden wir uns im Ho-

tel sehen. Sie gab mir einen Kuss auf die Wange, und ich legte ihr einen Finger ans Kinn. Sie bat mich nicht, vorsichtig zu sein, aber ich wusste, dass sie das dachte.

Auf dem Weg nach Tottenham ertappte ich mich dabei, dass ich etwas tat, was ich sonst niemals tue. Ich dachte über die Vergangenheit nach. Nicht die ferne Vergangenheit, mit der habe ich keine Probleme, sondern die jüngere, und mein Leben als Berufskiller. Aber was hätte ich mit meinem Leben auch sonst anfangen können? Für Bürojobs hatte ich noch nie was übriggehabt, und die Army wollte mich auch nicht. Als Teenager kam ich in der Schule gut mit, langweilte mich aber leicht, und es frustrierte mich, weder Rugby noch Fußball spielen zu dürfen. Manchmal versuchte ich trotzdem mitzumachen, aber die anderen Jungs wussten über mich Bescheid und gingen mir aus dem Weg. Das war vermutlich freundlich gemeint, aber ich empfand das damals nicht so. Ich spürte lediglich, dass ich anders war. Ich begann, immer mehr Zeit auf dem Schießstand zu verbringen, und entwickelte mit der Zeit eine brauchbare Fertigkeit.

Darauf gebracht hatte mich mein Vater, trotz der Bedenken meiner Mutter. Er war selbst ein hervorragender Schütze. Er ließ mich mit Luftpistolen und Luftgewehren anfangen, dann gingen wir zu echten Schusswaffen über, zunächst Kleinkaliber. Komisch, sich vorzustellen, dass diese »Vater-Sohn-Nachmittage« mich letztlich zu dem gemacht hatten, was ich war: einem Auftragsmörder, der jetzt über seine Opfer nachdachte.

Gewissensbisse hatte ich eigentlich nie gehabt. Wie ich zu sagen pflege: Bluten tut jeder. Aber dann hatte ich ein Ziel verfehlt und ein unschuldiges Mädchen getötet. Da war das Gerücht entstanden, ich wäre am Ende. Ich hatte um das Mädchen geweint. Ich hatte auf den Bahamas an einem Hotel-Swimmingpool gesessen und die ganze Szene noch einmal im Kopf durchgespielt, immer und immer wieder: die New Yorker Kälte, diese vereiste Stufe, dieser einzige Ausrutscher ...

Man nannte mich den »Demolition Man«, aber das Einzige, was ich jemals wirklich demoliert hatte, waren Menschenleben. Eine zerbombte Mülltonne und zerbrochene Fensterscheiben konnte man ersetzen, Wände konnte man mit neuen Backsteinen und Mörtel reparieren. Aber vorhin im Büro hatte ich etwas erkannt: Ich hatte Drapers Schmerz erkannt. Er hatte jemanden verloren, und entgegen meiner schnodderigen gedanklichen Kommentare war es nicht ausschließlich ein finanzieller Verlust für ihn gewesen. Er hatte einen geliebten Menschen verloren. Er mochte ein knallharter Geschäftsmann sein, ein Intrigant, ein rücksichtsloser Vermarkter von Gerüchten und Leid. Ich hatte die Vorschauclips zu einigen seiner Dokus gesehen; sie konzentrierten sich auf Nahaufnahmen weinender Gesichter und in die Enge getriebene Interviewte. Aber er hatte auch eine menschliche Seite. Er konnte das Gleiche empfinden wie seine Opfer. Er machte es gerade jetzt durch.

Sehen Sie, das ist der Grund, warum ich den Tatort immer möglichst schnell hinter mir lasse. Ich kaufe mir nach einem Job keine Zeitungen. Ich lese nichts über mich und schneide auch keine Berichte über meine Taten aus, um sie in irgendein Sammelalbum zu kleben. Ich erledige den Job und suche das Weite. Ich denke anschließend nie darüber nach. Ich ertränke die Erinnerungen in Alkohol und Reisen.

Tja, und da war ich nun, stocknüchtern und unterwegs *zu* etwas, nicht davon weg. Ich war nicht einmal bewaffnet, und Hoffer, das wusste ich, *würde* es sein.

Ich ließ mich vom Taxifahrer auf der High Road absetzen und ging die letzten paar hundert Meter zu Harrys Straße zu Fuß. Die Haustür war noch immer nicht repariert worden. Ich sah das gesprengte Schloss, aber keinerlei Anzeichen dafür, dass sie aufgestemmt worden wäre, keine Kratzer, wie sie eine Brechstange hinterlässt. Auch keine Fußabdrücke auf der Türfüllung, was bedeutete, dass der Eindringling mit der Schulter dagegen angerannt war.

Ich hörte Schritte auf der Treppe. Ein Schwarzer kam heraus und starrte mich finster an.

»Was ist hier passiert?«, fragte ich. Er schenkte mir keinerlei Beachtung. »Ich bin ein Freund von Harry.«

Er warf mir einen Blick zu, der von Misstrauen troff. »Is nich da, Mann.«

»Was ist mit der Tür passiert?«

»Irgendso'n fetter weißer Scheißer hat sich dagegen geschmissen.« Wäre er ein Hund gewesen, hätte er mich beschnüffelt. »Bulle?« Ich schüttelte den Kopf. Er sah sich um, die Straße hinauf und hinunter. Ein Zug, der bislang im Bahnhof gestanden hatte, setzte sich in Bewegung und fuhr, hoch oben auf dem Damm, an uns vorbei. »Irgendso'n fetter Typ, okay? Hat die Tür eingetreten und die von Harry auch noch. Also sind wir rein, und dieser Typ hat'ne Knarre in der Hand und hält sie Harry vor die Fresse. Harry sieht aus, als ob er gleich den Löffel abgibt, okay? Also haben wir den Fucker verjagt.«

Ich stieß einen Pfiff aus. Er verlagerte sein Gewicht auf den anderen Fuß und schien stolz über die Rolle zu sein, die er in dem Drama gespielt hatte.

»Aber Harry geht's gut?«

»Keine Ahnung, Mann, der hat die Flatter gemacht. Die Bullen wollten mit ihm reden, aber Harry war weg.«

»Kann ich ihm nicht verdenken.«

»Eben.«

»Hat also keinen Zweck, bei ihm zu klingeln?«

»Die Bude ist leergeräumt. Die Bullen haben kein Schloss drangemacht, da sind irgendwelche Kids rein und haben alles mitgenommen. Die mussten wir dann auch noch rausscheuchen.«

Ich nickte, obwohl ich den Verdacht hegte, dass der größte Teil von Harrys Habseligkeiten in der Wohnung der Dealer aufgestapelt lag.

»Danke, dass Sie ihm geholfen haben«, sagte ich.

»Hey«, meinte er achselzuckend, »dazu sind doch schließlich Nachbarn da, oder?«

Wieder in meinem Hotelzimmer, legte ich mich aufs Bett und nahm mir die »Bibel« des »Jünger der Liebe?«-Projekts vor. Eleanor Ricks hatte nicht viel weniger als eine Hinrichtung geplant. Die Sekte hatte ihre Wurzeln im Nordwesten der USA - einer Region, die mir vertraut war -, aber ihre Ausläufer erstreckten sich über die ganze Welt. Allein in Europa gab es mehr als ein Dutzend Kommunen, davon allerdings nur eine in Großbritannien. Prendergasts Tochter hatte eigentlich einer Kommune in Südwestfrankreich angehört, aber der Brennpunkt von Ricks' Recherchen war die britische Enklave an der schottischen Westküste gewesen.

Wie aus einigen handschriftlichen Notizen am Ende des Dossiers hervorging, war sie zweimal in Schottland gewesen, hatte aber beabsichtigt, sobald ihre »Primärrecherchen«, wie sie sie nannte, abgeschlossen gewesen wären, noch einmal zu einem viel längeren Aufenthalt dorthin zu fahren. Nur dass man ihr nicht erlaubt hatte, diese Recherchen abzuschließen.

Die Finanzierung der Sekte schien der Schlüssel zu sein. Solange sie niemand offenlegte, war jede Vermutung möglich: Drogen, Prostitution, Erpressung, Nötigung. Das Dossier enthielt Zeitungsausschnitte mit Artikeln über weitere Sekten, nicht bloß die texanischen Davidianer, sondern auch die Children of God in Argentinien und ein paar Splittergruppen der Southern Baptists in Louisiana und Alabama. Soweit ich feststellen konnte, leisteten Sekten im Allgemeinen einen wertvollen Dienst: Sie sorgten dafür, dass Waffenhändler weiter Geschäfte machen konnten. Koreshs Gruppe in Waco hatte ein Waffenarsenal gehabt, das für Armageddon und mehr gereicht hätte. Ich war schon in Texas gewesen. Um eine Schusswaffe - jede beliebige Schusswaffe - zu kaufen, brauchte man da lediglich einen texanischen Führerschein und eine Unterschrift auf der vorgedruckten Erklärung, dass man

noch nie in einer Irrenanstalt gewesen und nicht drogenabhängig war. In Texas kommen auf jeden Mann, jede Frau und jedes Kind rund vier Schusswaffen. Und das sind nur die *legal* erworbenen. Aber ich wusste, dass es jede Menge Waffenhändler gab, die von ihren Kunden keinerlei Ausweis verlangten - ein Packen Geldscheine reichte vollauf. Ich hatte einmal ein Nachtsichtgerät von einem Mann mit Militärhaarschnitt gekauft, mit dem ich in einer Bar in Lubbock ins Gespräch gekommen war. Ich zahlte nur die Hälfte des Listenpreises. Das war das einzige Gute, was mir in Lubbock passierte, bis ich Spike kennenlernte. Spike war, sieht man von Max und Bel ab, der einzige Freund - oder das, was dem am nächsten kam -, den ich auf der ganzen übervölkerten Welt hatte.

Und Spike war ein Irrer, ein Waffennarr.

Bel gab das verabredete Klopfzeichen und kam herein. Als sie sich neben mich aufs Bett plumpsen ließ, hatte sie ganz rote Wangen.

»Ich muss kilometerweit marschiert sein«, sagte sie. »Wie ist es gelaufen?«

»Ich glaube nicht, dass wir noch länger bleiben können.«

»Na, das macht ja die Sache einfach.«

»Wie meinst du das?«

Sie drehte sich auf die Seite und stützte den Kopf in eine Hand. »Ich hab eine Stunde lang in einem Café gesessen und das Dossier gelesen.« Sie nickte in Richtung meines Exemplars. »Und wie ich die Sache sehe, sind die Disciples of Love die Hauptverdächtigen.«

»Wie hätten sie wissen können, was sie an dem Tag tragen würde?«

»Sie müssen jemanden gehabt haben, der sie beobachtete, anders hätten sie die ganzen Informationen, die sie dir geschickt haben, gar nicht zusammenstellen können. Vielleicht ist der betreffenden Person aufgefallen, dass sie immer ähnliche Sachen trug - oder zumindest immer dann, wenn sie Interviews machte.«

Ja, daran hatte ich auch schon gedacht. »Kann sein«, sagte ich.

»Schau«, fuhr Bel fort, »wir haben den eifersüchtigen Ehemann, den unverstandenen halbwüchsigen Sohn, den Produzenten, der am liebsten mit ihr ins Bett gehüpft wäre, den Anwalt, der vielleicht das Gleiche wollte.«

Es stimmte schon, dass der Anwalt, Geoffrey Johns, bei unserem Gespräch ein mehr als nur berufliches Interesse an Eleanor Ricks gezeigt hatte.

»Wir haben also eine Menge möglicher Auftraggeber«, sagte ich.

»Zugegeben, aber keiner kommt dafür besser infrage als die Liebesjünger. Schau dir doch an, was sie über sie sagen wollte. Ich meine, nach diesen Ausschnitten aus amerikanischen Zeitungen zu urteilen, sind das Leute, mit denen man sich besser nicht anlegt.«

Auch da hatte Bel recht. Die Disciples of Love hatten in den USA Ärger mit der Justiz bekommen, nachdem ein Journalist zusammengeschlagen worden war und man einem anderen seine Kamera um die Ohren gehauen hatte.

»Wir wissen nicht, ob sie auch bis zu einem Auftragsmord gehen würden.«

»Wir wissen aber auch nicht, dass sie das *nicht* tun würden. Außerdem kommt jetzt mein letztes Argument.«

Ich lächelte. Bislang hatte sich alles so sehr mit meinen eigenen Überlegungen gedeckt, dass ich wusste, was sie sagen würde.

»Die Notwendigkeit, aus London zu verschwinden«, erwiderte ich. Bel pflichtete mir mit einem Kopfnicken bei.

»Uns stehen zwei Möglichkeiten offen«, sagte sie. »Entweder wir warten hier, bis Shattuck auftaucht, weil er der Einzige ist, der uns mit Sicherheit sagen kann, wer dir den Auftrag gegeben hat. Oder wir hauen ab. Wir können später zurückkommen, und in der Zwischenzeit versuchen wir, etwas Nütz-

liches zu tun, wie zum Beispiel die Disciples of Love unter die Lupe zu nehmen.«

»Du nimmst mir die Worte aus dem Mund«, sagte ich.
»Und auf dem Weg nach Norden kann ich dich bei Max absetzen.«

»Was?« Sie setzte sich auf. »Wie meinst du das?«

»Bel, ich brauchte dich hier als eine Art Tarnung. In Schottland brauche ich das nicht.«

»Woher willst du das wissen?«

»Ich weiß es eben. Da oben durchkämmen sie *nicht* die Straßen nach einem Killer.«

»Aber da ist noch dieser Hoffer. Wenn er's geschafft hat, sich die Sache bis hierher zusammenzureimen, wer sollte ihn dann davon abhalten, *ebenfalls* nach Schottland zu fahren?«

»Und was, *wenn* er's tut? Würdest du mich vor ihm beschützen?«

Ich lächelte, während ich das sagte, sie aber nicht. Mit zusammengebissenen Zähnen fing sie an, auf meine Arme zu boxen. »Du lässt mich *nicht* zurück, Weston!«

»Bel, sei doch vernünftig, ja?«

»Nein, bin ich nicht.« Sie boxte mich immer noch. »Ich komme mit!«

Ich stand vom Bett auf und rieb mir die Arme. Bel schlug eine Hand vor den Mund.

»O mein Gott«, sagte sie, »ich hab nicht dran gedacht! Michael, ist alles in Ordnung?«

»Keine Angst. Wird vielleicht ein paar blaue Flecken geben, aber das ist alles.«

»Herrje, es tut mir leid. Ich hatte es völlig vergessen...« Sie stand ebenfalls auf und umarmte mich.

»Hey, nicht *zu* fest«, sagte ich. Ich lachte dabei, aber als ich Bel ansah, hatte sie Tränen in den Augen. »Ist schon gut«, sagte ich. »Ich bin Bluter, keine aufgeblasene Papiertüte. Ich werd schon nicht platzen.«

»Ich komme mit«, erklärte sie. Ich küsste sie auf beide Augen, schmeckte Salz an ihren Wimpern.

»Wir werden mit Max reden«, sagte ich.

13

»Kommen Sie bitte herein, Mr.... äh...«

»Hoffer.«

»Natürlich. Nehmen Sie doch Platz.«

Geoffrey Johns' Büro war der Inbegriff all dessen, was Hoffer an England verabscheute und liebte. Es war altmodisch, ein bisschen verstaubt und verströmte den Mief der Jahrhunderte - von Geschichte, Familie und Tradition. Es strahlte etwas Rechtschaffenes, Feierliches und Diskretes aus. Es wäre unmöglich gewesen, sich Johns mit roten Hosenträgern und à la Gekko angeklatschten Haaren dabei vorzustellen, wie er übers Telefon Milliardendeals abwickelte. Er schien mehr Beichtvater als Anwalt zu sein, und obwohl er noch nicht so alt war, schaffte er es ganz ausgezeichnet, den Eindruck von Weisheit, Güte und reizender Schusseligkeit zu vermitteln. Wie zum Beispiel indem er Hoffer dazu zwang, sich vorzustellen, obwohl er verdammt genau wusste, wer er war. Hoffer hätte dem Mann am liebsten die Halbbrille von der Nase gerissen und in den Papierkorb geworfen und ihm ein paar Schläge auf den Kopf verpasst, damit er endlich aufwachte. Das zwanzigste Jahrhundert neigte sich dem Ende zu, und Geoffrey Johns lebte noch immer in der Dickens-Zeit.

»Also dann, Mr.... äh... Hoffer.« Er schob irgendwelche Papiere auf dem Schreibtisch herum. Sie waren nicht viel mehr als Requisiten, also fasste sich Hoffer vorläufig in Geduld, setzte sich, verschränkte die Arme und lächelte. »Tee vielleicht? Oder Kaffee? Ich glaube, Amerikaner ziehen Kaffee vor.«

»Wir ziehen es vor, Mr. Johns, den ganzen einleitenden Scheiß zu überspringen und gleich zum Thema zu kommen.«

Johns musterte Hoffer nicht durch die Brille, sondern darüber hinweg. »Es gilt, die Gebote der Höflichkeit zu beachten, Mr. Hoffer. Mrs. Ricks' Familie ist nach wie vor in Trauer. Ich selbst stehe noch immer wie unter Schock.«

»Sie war eine gute Mandantin, was?«

Johns verstand die Andeutung sofort. »Ich betrachtete sie als eine *Freundin*, als eine langjährige Freundin.«

Hoffer hatte das Bakelittelefon bemerkt. Er musste darüber lächeln. Der Anwalt zog einen falschen Schluss.

»Gütiger Gott, Mann, was gibt es da zu lächeln?«

»Ihr Telefon«, erwiderte Hoffer. »Das ist doch unecht oder? Ich meine, eine Fälschung.«

»Ich glaube, es ist ein Replikat.«

»Gibt jede Menge Fälschungen auf dem Markt heutzutage, Mr. Johns. Ich nehme Tee, bitte, Milch und zwei Stück Zucker.«

Johns starzte ihn an, und überlegte wohl, ob er dem unverschämten Amerikaner überhaupt Tee bringen lassen sollte. Seine guten Manieren gewannen die Oberhand. Johns summte seine Sekretärin an und bat um eine Kanne Tee.

»Ich würde mal annehmen«, sagte Hoffer, »dass die Interessen Ihrer Mandanten für Sie oberste Priorität besitzen. Würden Sie mir darin recht geben, Mr. Johns?«

»Natürlich.«

»Nun, eine von ihnen ist ermordet worden. Und deren Angehörige haben Sie um Hilfe gebeten. Also ich sehe die Sache so: Die wollen, dass ihr Mörder gefasst wird, *sie selbst* würde wollen, dass ihr Mörder gefasst wird, und Sie wollen das wahrscheinlich auch.«

»Natürlich will ich es«, ereiferte sich der Anwalt. »Da kann von »wahrscheinlich« gar keine Rede sein. Ich bin der Meinung, dass man für Terroristen die Todesstrafe wieder einführen sollte.«

»Terroristen? Wie kommen Sie denn *darauf*?«

»Worauf?«

»Dass der Mörder ein Terrorist war?«

»Nun, wer war sein eigentlich beabsichtigtes Opfer?«

»Ich habe keinen Grund zu der Annahme, dass es *nicht* Mrs. Ricks war.«

»Wirklich? Aber die Ministerin und der Diplomat...?«

Hoffer schüttelte den Kopf. »Der Demolition Man trifft in der Regel sein Ziel.«

»Ja, aber in den Zeitungen steht, dass er einmal in New York die falsche Person erschoss. Und dass damit *Ihre* Geschichte angefangen hätte.«

Hoffer nahm das huldvoll hin. Er war am Tag zuvor und am Vormittag von ein paar Zeitungsfritzen und einem Radiomenschen interviewt worden. Vom Fernsehen bislang noch nicht, was erstaunlich war. Die Story gewann durch die zwei osteuropäischen Länder, die ihre gemeinsame Grenze dichtmachten, eine neue Dimension. Der Demolition Man war noch immer eine Meldung wert, und Hoffer lieferte guten Ton.

»Wie ich die Sache sehe, Mr. Hoffer«, fuhr Johns fort, »ist es meine Pflicht, die offiziellen polizeilichen Ermittlungen in jeder mir möglichen Weise zu unterstützen. Ich glaube nicht, dass Sie zum Ermittlungsteam gehören, deswegen bin ich nicht *verpflichtet*, mit Ihnen auch nur zu sprechen.«

»Wenn Sie auch nur ein bisschen Grips im Kopf haben«, sagte Hoffer, »dann wissen Sie auch, dass wenn überhaupt, nur einer diesen Mann fassen wird, und der bin ich.«

»Wirklich? Und wie lang sind Sie ihm schon auf der Spur? Seit einer ganzen Weile, wenn ich mich nicht irre.«

Hoffer fand den Mann irgendwie immer sympathischer.

»Haben Sie sich mit der Polizei unterhalten?«, fragte er.

»Praktisch täglich, gestern sogar *zweimal*.« Johns schüttelte den Kopf. »Ich versuche zu helfen, wo immer ich kann, aber manche Fragen...«

Ein Teetablett erschien. Hoffer sah sich die Sekretärin, während sie neben ihm stand und sich vorbeugte, um das Tab-

lett auf den Schreibtisch zu stellen, gründlich an. Tolle Beine, hübscher Arsch, aber ein so scharfes und spitzes Gesicht, dass man damit hätte nähen können.

»Danke, Monica«, sagte Johns. Sobald die Sekretärin den Raum verlassen hatte, schenkte er mit der Anmut einer Herzogin Milch und Tee ein.

»Mit Zucker bedienen Sie sich bitte selbst.«

Hoffer bediente sich. »Was für Fragen?«, erkundigte er sich beiläufig.

»Nun, eine, die mich wirklich irritierte, lautete: Welche Farben trug sie gern? Inwiefern *das* von Bedeutung sein sollte, ging über mein Fassungsvermögen, aber der Officer sagte, er hätte seine Gründe, diese Frage zu stellen.«

»Ohne aber zu verraten, was diese Gründe waren?«

»Mit keinem Wort. Ein typischer Polizeibeamter, wie ich leider sagen muss.«

»Ihre Lieblingsfarben, hm?« Hoffer dachte jetzt selbst über die Frage nach, suchte nach ihrem tieferen Sinn, während er in seiner Teetasse rührte. Es war eine dieser eleganten kleinen Porzellantassen mit einem so verschnörkelten und winzigen Henkel, dass Hoffer am Ende das ganze Ding mit der Hand umfasste und den Henkel Henkel sein ließ.

Johns schien mit seinem eigenen Henkel keinerlei Schwierigkeiten zu haben. Wahrscheinlich lernten sie solche Kunststücke während des Jurastudiums.

»Sie sollten wissen, Mr. Johns, dass ich ziemlich eng mit der Londoner Polizei zusammenarbeite. Sie weiß, dass ich auf der richtigen Seite stehe. Ich meine, wir haben doch alle das-selbe Ziel, richtig?«

»Ja, ich versteh-e.«

»Missverständen Sie mich also bitte nicht.« Hoffer lächelte bescheiden. »Die Medien stellen mich nicht immer richtig dar. Ich bin nicht auf Ruhm oder sonst was aus, ich bin kein besessener Irrer mit einem göttlichen Auftrag. Ich bin bloß ein

Bulle, der seinen Job macht.« Aufrichtigkeit war ein Kinder-spiel. »Und ich wäre Ihnen für Ihre Hilfe dankbar.«

Johns stellte seine Tasse ab. »Und die sollen Sie auch ha-ben, soweit dies in meiner Macht steht.«

Das Telefon unterbrach ihn. Es mochte ein Replikat sein, aber es hatte einen hübschen alten blechernen Klingelton, der, nachdem Johns den Hörer abgenommen hatte, noch leicht nachhallte.

»Monica, bitte keine Anrufe... Also gut, stellen Sie ihn durch. Hallo, Ray, was kann ich für Sie tun? Nein, ich habe heute früh keine Nachrichten gehört. Worum geht's?« Er sah Hoffer an und wandte den Blick danach nicht mehr ab. »Das ist interessant. Wann war das? Hmm, tja, ich weiß nicht, was ich davon halten soll. Nein, diesmal kein Kommentar. Danke, auf Wiedersehen.«

Er legte auf, ließ aber die Hand auf dem Hörer.

»Das war ein Reporter«, teilte er Hoffer mit. »Er sagt, ein örtlicher Radiosender sei von jemandem angerufen worden, der behauptete, der Auftragsmörder zu sein.«

»Irgendein Spinner«, meinte Hoffer. »Was hat er sonst noch gesagt?«

»Er sagt, er möchte den zwei osteuropäischen Staaten ver-sichern, dass er nicht den Auftrag hatte, den Diplomaten zu ermorden. Er sagt, er habe genau die Person getroffen, auf die er es abgesehen hatte.« Johns sah sehr blass aus, als er die Hand vom Telefonhörer nahm. »Ich glaube, ich brauche jetzt etwas Stärkeres als Tee.«

Unter dem Fenster stand ein Getränkeschrank. Johns goss eine dunkle Flüssigkeit in zwei winzige Kelchgläser. Das Glas, das er Hoffer reichte, enthielt kaum mehr als einen klei-nen Schluck. Hoffer schnüffelte daran.

»Sherry«, erklärte Johns und leerte sein Gläschen in einem Zug.

Hoffer, der dem Zeug bislang nur im englischen Trifle be-gegnet war, kippte es sich beherzt in den Mund und ließ es

dort einmal kreisen, bevor er es hinunterschluckte. Im ersten Moment schmeckte es streng, aber dann wurde es zu einer reifen Glut, die ihm den Magen wärmte.

»Nicht schlecht«, sagte er.

»Glauben Sie noch immer, dass der Anruf von einem Spinner kam?«, fragte der Anwalt.

»Ich weiß nicht.«

»Vielleicht hat Ihr Mann gerade sein Gewissen entdeckt.«

»Tolles Gewissen.« Hoffer konnte sich auf die Frage nach Ricks' Kleidung noch immer keinen Reim machen. »Der Polizist, mit dem Sie gestern gesprochen haben, der, der wissen wollte, was Mrs. Ricks normalerweise trug - dürfte ich fragen, wer das war? War es vielleicht Chief Inspector Broome? Oder DI Edmond?«

»Nein, keiner von beiden - mit denen hatte ich schon vorher gesprochen. Er war neu im Ermittlungsteam. Er entschuldigte sich dafür, dass er Fragen stellen würde, die man mir wahrscheinlich bereits gestellt hatte.«

»War er allein?«

»Nein, er war in Begleitung eines anderen Officers.«

»Er hatte nicht zufällig braunes Haar?«

»Schwarzes Haar - sehr kurz geschnitten, wie ich mich erinnere.«

Hoffer geriet langsam ins Grübeln. Mark Wesley hatte von Capaldi einen gefälschten Ausweis bekommen ...

»Haben sich die beiden ausgewiesen?«

»Oh, durchaus. Der Mann hieß Wes... nein, warten Sie.« Hoffer war beinah vom Stuhl aufgesprungen, aber der Anwalt kramte wieder auf seinem Schreibtisch herum, versuchte, irgendeinen Zettel oder sonst was zu finden. »Da ist es. Inspector West.«

»Kein Vorname?«

»Nein. Der andere Officer war eine Frau, eine Detective Constable Harris.«

Hoffer schüttelte langsam den Kopf. »Kenn ich beide nicht«, sagte er, hatte aber gewisse Zweifel, dass das wirklich so stimmte.

Bob Broome schien nicht begeistert, ihn zu sehen. Die Vine-Street-Wache war das gewohnte düstere Tohuwabohu. Broome wollte Hoffer nicht zu sich herauflassen, also wartete Hoffer darauf, dass Broome herunterkam.

»Ich hab zu tun«, sagte Broome kurz angebunden, als er endlich erschien.

»Sie werden schon Zeit für mich finden, Bob, wenn Sie erst mal hören, was ich habe.«

Broomes Augen verengten sich. »Ich hab schon so genügend Spinner am Hals.«

»Sie glauben doch nicht, dass dieser Anrufer ein Spinner war, oder?«

»Ich weiß nicht.«

»Haben Sie eine Aufzeichnung davon oder nur eine Abschrift?«

Broome kniff die Augen noch enger zusammen. »Sind Sie nur deswegen hier - um mich wegen des Anrufs auszuhören?«

Hoffer schüttelte verächtlich den Kopf. »Sagen Sie mir nur eins; DI West und DC Harris, kennen Sie die?«

»Vornamen?« Hoffer schüttelte den Kopf. Broome ließ noch ein paar Sekunden verstreichen. »Von beiden noch nie was gehört.«

»West klingt doch ein bisschen wie Wesley, nicht?«

»Kommen Sie schon, Hoffer, wie lautet Ihre Story?«

»Könnten wir uns vielleicht oben darüber unterhalten? Hier unten im Wachraum komme ich mir vor wie ein Opfer.«

Broome beschloss, dem Amerikaner trotz schwerster Bedenken eine Chance zu geben.

»Na, dann kommen Sie.« Auf dem Weg nach oben begegnete ihnen Barney. Er zwinkerte Hoffer zu.

»Morgen können Sie's haben«, sagte er.

»Danke«, erwiderte Hoffer und bemühte sich, schuldbe-wusst oder verlegen zu klingen, während Broome ihm einen giftigen Blick zuwarf.

Als sie in seinem Büro waren, sah Broome demonstrativ auf die Uhr. »Sie haben fünf Minuten«, sagte er zu Hoffer. Dann setzte er sich und machte ein Gesicht, als säße er im Theater und wartete darauf, dass die Show begänne.

»Ich bin bei keiner Schauspielergewerkschaft eingeschrieben, Bob.« Hoffer setzte sich gemütlich hin und brauchte dann noch einige Zeit, um eine bequeme Sitzhaltung zu finden. »Ich werde offen mit Ihnen reden, aber hören Sie auf, so zu tun, als würden Sie schmollen.«

»Schmollen? Sie laufen hier rum, als wären *Sie* der Chief Inspector und ich bloß irgend so'n Bürodienner, der Ihnen ständig im Weg steht. Ich schmolle nicht, Hoffer, ich bin stinksauer! Also, was haben Sie mir zu sagen?«

Ein Detective Constable betrat das Zimmer und legte ein kleines Päckchen auf Broomes Schreibtisch. Broome zeigte keinerlei Reaktion und wartete darauf, dass Hoffer anfing zu reden. Hoffer deutete auf das Päckchen.

»Ist das das Band, Bob?« Broome gab keine Antwort.
»Kommen Sie schon, hören wir es uns an.«

»Erst erzählen Sie mir, was Sie wissen.«

»Na ja, ›wissen‹ wäre ein bisschen zu viel gesagt. Aber da ist dieser Anwalt, Geoffrey Johns. Wissen Sie übrigens, was *johns* in den Staaten sind? Ach, vergessen Sie's.«

»Ich kenne Mr. Johns.«

»Ja, das tun Sie. Aber Sie kennen niemanden namens West oder Harris. West ist Mitte dreißig, groß und dünn, kurzes schwarzes Haar. Er wird von einer jungen Frau begleitet, ziemlich groß, kurzes blondes Haar. Ich überlass es Ihren Jungs, sich von Johns und seiner Sekretärin detailliertere Personenbeschreibungen zu holen.«

»Zu gütig. Sie glauben also, West ist Wesley?«

»Ja.«

»Und er gibt sich als Polizeibeamter aus?«

»Mit einem Ausweis, den Capaldi ihm fabriziert hat.«

»Warum?«

Broome hatte eine der Fragen gestellt, die Hoffer nicht beantworten konnte.

»Und wer ist seine Partnerin?«

Und jetzt die andere. Hoffer zuckte die Achseln. »Ich weiß es nicht, aber er hat sich nach der Ricks erkundigt. Was zählt, ist: Er befindet sich noch immer in der Stadt, läuft herum und stellt Fragen. Von Rechts wegen sollte er sonstwo sein, aber er ist hier, direkt vor unserer Nase.« Das Bild erinnerte Hoffer an etwas. Er schniefte den Gedanken fort. »Er ist *hier*, Bob, und ich kann mir nur einen Grund vorstellen, warum er noch hier ist - weil er etwas vorhat.« Er legte eine Kunstpause ein. »Ich glaube, er ist hinter seinem Auftraggeber her.«

»Was?«

»Der anonyme Anruf, dem er zu verdanken hat, dass man ihn um ein Haar erwischt hätte - er ist hinter dem Anrufer her. Klingt einleuchtend, dass es jemand aus dem näheren Umfeld der Toten sein muss, wie sonst hätte er wissen können, wo sie in dem Moment war?« Er schnippte mit den Fingern. »Deswegen fragt er nach ihrer Kleidung.«

»Ihrer Kleidung?«

Jetzt begannen Hoffers Gedanken zu rasen. »Man hatte ihm offenbar mitgeteilt, was sie anhaben würde! Herrgott, könnte es das sein?«

»Ich komm, ehrlich gesagt, nicht ganz mit, Hoffer.«

Hoffer ließ sich, soweit es ihm möglich war, in seinem Sessel zurücksacken. »Ich auch nicht, jedenfalls nicht ganz. Nur teilweise, und die Teile ergeben nicht immer einen Sinn.«

Broome spielte mit dem Päckchen herum, schien es aber nicht eilig zu haben, es zu öffnen. »Hoffer«, sagte er, »gestern Abend gab es eine Schießerei in Nordlondon.«

»Ja, ich hab darüber gelesen.«

»Wir haben die Beschreibung eines dicken Mannes bekommen, der beim Weglaufen beobachtet wurde.«

»Ach ja?«

Broome kniff sich in die Nasenwurzel. »Es hat auch einen Überfall auf offener Straße gegeben, nur dass dem Opfer kein Geld abgenommen wurde.« Broome sah auf. »An dieser Stelle sollten Sie mich fragen, wer das Opfer war.«

Hoffer putzte sich die Nase, bevor er fragte. »Also, wer war's?«

»Mr. Arthur, der Bankfilialleiter.«

Hoffer warf das benutzte Papiertaschentuch in den Papierkorb, der neben Broomes Schreibtisch stand.

»Sie wissen nicht zufällig was davon, Hoffer?«

»Nun machen Sie mal einen Punkt, Bob. Ich hab niemanden mehr überfallen, seit ich vom NYPD weg bin. Haben Sie eine Beschreibung der Angreifer?«

Broome starrte Hoffer unverwandt an. »Er wurde von hinten niedergeschlagen. Er hat eine Gehirnerschütterung.«

Hoffer schüttelte den Kopf. »Und dabei ist er doch so ein netter Kerl. Niemand ist heutzutage mehr sicher.«

Broome seufzte und rieb sich die Augen. »Also gut«, sagte er, »hören wir uns das Band an.«

Er befahl einem DC, einen tragbaren Kassettenrecorder zu bringen, und schloss ihn an.

»Dieser Stadtsender scheint ja schwer auf Zack zu sein«, meinte Hoffer.

»Die zeichnen grundsätzlich alle Anrufe auf, die in der Nachrichtenredaktion eingehen, zum Teil als Gefälligkeit uns gegenüber.«

»Inwiefern?«

»Weil die IRA oft bei solchen Radiosendern anruft, um die Verantwortung für einen Sprengstoffanschlag zu übernehmen. Auf die Art wird die Nachricht schneller verbreitet, und es sieht außerdem nicht so aus, als würde sie, also die IRA, mit uns kooperieren.«

»Dann ist der Radiosender also eine Art Mittelsmann?«

»So was in der Richtung, ja.« Broome legte die Kassette ein und drückte auf »Play«. Es erklang ein leises Rauschen, das zunehmend lauter wurde, bis jemand sprach.

»Nachrichtenredaktion, Joely am Apparat.«

»Hier spricht der Demolition Man, verstehen Sie?«

»Demo...? Ach ja, ja, ich verstehe.«

»Dann hören Sie zu. Senden Sie, dass ich mein beabsichtigtes Ziel erwischt habe, kapiert? Ich war nicht hinter dem Diplomaten her. Er stand da einfach zufällig herum. Verstanden?«

»Hm, ja.« Joely schrieb offensichtlich alles mit. »Ja, das habe ich. Dürfte ich bloß fragen -«

»Keine Fragen. Sollte jemand das hier für einen Schwindel halten, sagen Sie nur: Ägypten, Kairo Hilton, zwölfter Dezember vor zwei Jahren.«

»Hallo? Hallo?« Aber der Demolition Man hatte schon aufgelegt. Broome lauschte ein paar Sekunden lang dem Schweigen, hielt dann das Band an und spulte zurück.

»Das Original ist schon im Labor«, sagte er. »Wir werden sehen, was die Jungs sagen.«

»Klang nach einer Telefonzelle, und nach Ortsgespräch. Er ist Engländer, stimmt's?«

»Klingt so. Klang außerdem so, als versuchte er, seine Stimme zu verstellen.«

Hoffer lächelte. »Sie sind also nicht auf seine Jimmy-Durante-Nummer reingefallen?«

»Vielleicht ist er ja erkältet.«

»Ja, klar, vielleicht.«

Broome sah Hoffer an. »Ägypten?«

Hoffer nickte. »Ja, ist'n Sache, von der nur wenige wissen. Keiner konnte das mit Sicherheit mit dem D-Man in Verbindung bringen, und so ist es nie in die Zeitungen gekommen. Es war ein Präzisionsschuss, große Distanz, aber er ließ keine

Bombe zurück. Oder er hinterließ eine, die aber nicht detoniert ist.«

»Wen hat er getötet?«

»Irgend so'n arabischen Millionär mit Spielschulden, die er unklugerweise ignorierte.« Hoffer zuckte die Schultern. »Der Zocker war eine große Nummer, bildete sich ein, keiner könne ihm was. Er hatte einen gepanzerten Mercedes und vier Bodyguards, die nicht mal ein Granatwerfer umgeworfen hätte. Sie standen immer dicht gedrängt um ihren Boss, wenn er irgendwohin ging, als wär er Muhammad Ali auf dem Weg zum Ring. Und dann, patsch, schlägt dem Typ eine Kugel mitten ins Herz, und alle sehen sich um, nur weiß keiner, wo hin er gucken soll, weil es nichts zu sehen gibt. Die schätzen, es war ein Treffer aus sechs-, vielleicht siebenhundert Metern.«

»Sie wissen eine ganze Menge darüber.«

»Ich hatte eine Menge Zeit für Recherchen. Ich habe eine Akte über mehr als sechzig Auftragsmorde aus den letzten fünfzehn Jahren. Er könnte hinter wer weiß wie vielen davon stecken.«

»Ist anzunehmen, dass sonst noch jemand davon weiß?«

»Nur jemand, der so besessen ist wie ich.« Hoffer schwieg kurz. »Das ist *er* auf dem Band, ich weiß, dass er es ist.«

»Wir werden ja sehen, ob die Eierköpfe was rauskriegen.«

»Zum Beispiel?«

»Sie würden sich wundern. Wir haben Sprachexperten, die in der Lage sind, seinen Akzent ganz genau zu identifizieren, selbst wenn Sie und ich gar nicht hören können, dass er überhaupt einen Akzent hat. Sie können ihn bis auf eine Region oder ein County eingrenzen.«

»Wow, ich bin beeindruckt.«

»Es ist langsame und methodische Arbeit, Hoffer - das ist die Art und Weise, wie wir hier vorgehen. Nicht wie Elefanten im Porzellanladen oder wandelnde Selbstschussanlagen.«

»Hey, *ich* bin derjenige, der hier Witze reißt.«

»Passen Sie nur auf, dass Sie nicht selbst zu einer Witzfigur werden, klar?«

»Ganz ruhig, Bob, okay, Sie haben gewonnen, ich verneige mich vor Ihrer überragenden Schlagfertigkeit. Wie wär's jetzt, wenn ich eine Kopie von dem Band bekäme?«

»Wie wär's, wenn Sie keine bekämen?«

»Immer noch sauer auf mich, hm?«

»Was ist es, das Sie morgen von Barney kriegen?«

»Nur ein paar Namen von Waffenhändlern.« Hoffer zuckte die Schultern. »Sie sind nicht der Einzige, der langsam und methodisch arbeiten kann. In meinem Job kommt man viel rum, Bob, man latscht sich die Füße platt und klopft an eine Menge Türen.«

»Sehen Sie bloß zu, dass Sie fürs Erste nicht bei mir anklöpfen, Leo.«

»Ganz, wie Sie meinen, Bob.« Broome nannte ihn Leo; bald würde zwischen ihnen alles wieder im Lot sein. Hoffer erhob sich langsam. »Was ist jetzt mit Inspector West?«

»Ich schick jemanden zu Mr. Johns, geb dann eine Personenbeschreibung heraus.« Hoffer nickte. »Erwarten Sie jetzt keinen Rosenstrauß, Hoffer, Sie haben lediglich das getan, was Sie die *ganze Zeit* tun sollten. Wenn Sie sonst was herausfinden, stehen Sie umgehend hier auf der Matte und erteilten mir Bericht.«

Hoffer verzog das Gesicht zu einem hämischen Grinsen. »Sie können mich am Arsch lecken, Bob.« Er öffnete die Tür, drehte sich dann aber noch einmal um. »Sie wissen doch, wie das geht, oder?«

Und dann war er weg.

Am nächsten Morgen saß Hoffer bei seinem Hotelfrühstück. Das Restaurant des Hotels, in dem er wohnte, ging auf die Straße und war nicht nur für Gäste, sondern für jedermann offen. Irgendetwas in Hoffer mochte das überhaupt nicht. Jeder X-beliebige konnte von der Straße hereinspaziert kommen

und sich neben einen setzen. Am Fenster hockte ein Typ, der so aussah, als hätte Boris Karloff bei einer Samenbank gespendet und Bette Davis hätte sich das entsprechende Reagenzglas gegriffen. Er trug eine Gestapobrille mit kleinen runden Gläsern, die mehr Licht reflektierten, als überhaupt zum Reflektieren da war. Er las eine Zeitung und aß Rührei auf Toast. Hoffer bekam von seinem Anblick eine Gänsehaut.

Hoffer ging's ohnehin nicht sonderlich gut. Die Ohren taten ihm zwar nicht mehr weh, aber dafür hatte er einen Schmerz in der Seite, der auf irgendeine Form von Krebs hindeuten konnte. Während der Nacht war er von einem brennenden Schmerz aufgewacht, der ihm von oben bis unten durch eine Seite des Rückens stach. Er war ins Bad getaumelt, dann wieder raus und hatte schon einen Rettungswagen rufen wollen, als ihm plötzlich ein gewaltiger Rülpser entfuhr. Danach fühlte er sich ein bisschen besser, also probierte er es noch einmal und bekam einen weiteren riesigen Rülpser zustande. Jemand hämmerte ein paar Sekunden lang gegen die Wand, aber das kümmerte ihn nicht. Er blieb mit nacktem Arsch auf dem Teppich hocken, bis er das Zittern unter Kontrolle bekam.

O Gott, hatte er einen Schiss gehabt! Das Adrenalin hielt ihn noch eine weitere Stunde wach, und K.o.-Pillen besaß er keine mehr.

Er hatte es auf die Nerven geschoben. Er hatte Walkins angerufen, und Walkins war über Hoffers Bericht nicht eben erbaut gewesen.

»Mr. Hoffer, ich wünschte, Sie würden nicht jedes Mal so begeistert klingen.«

»Was?«

»Ich weiß nicht, was Sie sich eigentlich denken. Ich meine, Sie rufen mich wegen irgendwelcher angeblich wichtiger Neuigkeiten an und klingen dabei unglaublich optimistisch. Aber, Mr. Hoffer, das hatten wir schon mal, das hatten wir schon *mehrmals*, und jedes Mal machen Sie mir Hoffnungen, bloß um mir anschließend zu erzählen, dass der Tipp sich als

falsch erwiesen hat oder die Spur inzwischen kalt geworden ist. Ich will mehr als Ihre Hoffnungen, Mr. Hoffer. Ich will ein Resultat. Also, Schluss mit dem Theater, Schluss mit den Versuchen, mir immer mehr Geld aus der Tasche zu ziehen. Finden Sie ihn einfach, und finden Sie ihn schnell. Die Medien wären nur zu froh, mir mitteilen zu können, dass Sie von vornherein nichts als ein Schwindler waren.«

»Hey, jetzt ist's aber gut, ja? Ich reiß mir hier den Arsch auf, arbeite rund um die Uhr. Sie glauben, Sie zahlen mir zu viel? Sie könnten mir nicht *halb* so viel zahlen, wie ich eigentlich verdienen würde für das, was ich Ihretwegen durchmache!«

»Meinetwegen?«

»Da können Sie Gift drauf nehmen! Für wen denn sonst?«

»Für sich selbst vielleicht, für Ihren Ruf.«

»Das ist totale Scheiße, und das wissen Sie auch.«

»Hören Sie, lassen Sie uns jetzt nicht streiten.«

»Ich hab nicht damit angefangen.« Hoffer stand vor der Frisierkommode und starre in den Spiegel. Er hyperventilierte und versuchte, sich zu beruhigen. Walkins war Tausende von Kilometern weit entfernt. Er konnte ihm nicht die Fresse polieren, und er hatte keine Lust, einem Ersatzmann eine reinzuhauen. Also atmete er stattdessen langsam und tief ein und aus, ein und aus.

»Das weiß ich, Mr. Hoffer, es ist nur, dass... dass wir das alles schon mal hatten. Sie haben schon früher so geklungen, als wären Sie ganz dicht an ihm dran, so aufgeregt, so *sicher*. Können Sie sich vorstellen, wie es ist, an diesem Ende der Leitung zu sitzen, immer nur auf Ihren nächsten Anruf zu warten? Das können Sie unmöglich. Es ist wie Feuer unter den Fingernägeln, Messerklingen zwischen den Rippen. Es ist... Ich kann mich praktisch nicht rühren, wage es nicht, etwas anderes zu tun als zu warten. Ich bin so ans Haus gefesselt wie ein Schwerbehinderter.«

Hoffer wollte ihm schon die Anschaffung eines Mobiltelefons empfehlen, bezweifelte aber, dass Schnoddrigkeit gut angekommen wäre.

»Sir«, sagte er ruhig, »ich tu, was ich kann. Wenn Sie das Gefühl haben, dass ich Ihnen ohne ausreichende Begründung Hoffnungen mache, so tut es mir leid. Ich nahm lediglich an, Sie wollten wissen, wie die Sache momentan steht.«

»Das will ich auch. Aber am liebsten wäre es mir, einfach zu hören, dass der Dreckskerl tot ist.«

»Mir auch, Sir, glauben Sie mir.« Hoffer starnte auf die Pistole, die auf seinem Nachtschränkchen lag. »Mir auch.«

Und da saß er nun am nächsten Morgen und wartete auf sein Full English Breakfast mit Orangensaft, Toast und Kaffee. Die Kellnerin war eine alte Vettel und wahrscheinlich in der Küche gerade dabei, Galle unter seine Rühreier zu mischen. Er fragte sich, ob sie möglicherweise eine Schwester besaß, die in dem Pornokino arbeitete, in dem er letzte Nacht mehr Geld als Zeit vergeudet hatte. Es standen drei Filme auf dem Programm, aber er schaffte es bloß bis zur Hälfte des ersten. Das Zeug, das die zeigten, war so heiß wie kalter Kaffee, und die Platzanweiserin, die mit einem Bauchladen voller Eiskonfekt den Mittelgang entlanggewatschelt kam, hatte so ausgesehen, als ob sie eine Halloweenmaske trüge. Trotzdem hatte sie mehr Sexappeal ausgestrahlt als die bleichen synchronisierten Gestalten auf der unscharfen Leinwand. Der Film hieß *Schwedische Nymphenparty*, aber er begann damit, dass ein paar Autos vor einer Berghütte vorfuhren, deren Nummernschilder hundert Pro deutsch waren, nicht schwedisch. Danach konnte sich Hoffer einfach nicht mehr auf den Film konzentrieren.

London ging langsam vor die Hunde.

Ein paar weitere hungrige Gäste kamen von der Straße herein. Es war niemand da, der sie an einen Tisch hätte geleiten können, also gingen einige wieder raus, während andere sich eigenmächtig irgendwo hinsetzten und sich dann fragten, ob

sie vielleicht versehentlich bei Madame Tussaud gelandet waren.

»Mr. Hoffer.«

»Hey, Barney, setzen Sie sich.« Hoffer stand halb auf, um den Polizisten zu begrüßen. Sie nahmen einander gegenüber Platz. »Ich würde Sie ja einladen mitzusessen, nur ist mein Frühstück leider noch nicht da, und bei dem Tempo, in dem hier bedient wird, könnten Sie wahrscheinlich nach Dienstschluss noch mal vorbeischauen, und die wären gerade dabei, den Kaffee einzugießen.«

»Danke, ich bin wunschlos glücklich.«

»Schön, dass das wenigstens einer ist. Danke, dass Sie gekommen sind.«

»Ich glaube, das ist in unser beider Interesse. Sie sind in der Vine Street nicht gerade das Pin-up des Monats.«

»Ja, Bob ist richtig sauer, hm? Und alles bloß, weil er nicht mehr auf meiner Gehaltsliste steht. Apropos...« Hoffer schob zwei Zwanziger rüber. »Das dürfte Ihre Auslagen decken.«

»Man dankt.« Barney steckte die Geldscheine ein und zog ein zusammengefaltetes Blatt liniertes Schreibpapier hervor. Es machte den Eindruck, als hätte er es aus dem Papierkorb gefischt.

»Sieht ja richtig klasse aus, Barney.«

»Wenn ich das getippt hätte, hätten Sie's überhaupt nicht entziffern können, und Namen sind Namen, oder?«

»Klar, absolut.« Hoffer faltete das Blatt mit spitzen Fingern auseinander und legte es auf den Tisch. Es handelte sich um eine handgeschriebene Liste von Namen. Sie waren in zwei Spalten eingeteilt, die eine mit »London/Südosten« und die andere mit »Sonstige« überschrieben. Aber da standen nur Namen, keine Adressen oder weiteren Informationen.

»Vielleicht zahle ich zu viel«, meinte Hoffer.

»Was ist los?«

»Das verrät mir weniger als die Gelben Seiten, Barney. Was soll ich jetzt Ihrer Meinung nach tun, das Telefonbuch nach den Typen durchblättern, oder was?«

»Sie sagten, Sie wollten die Namen.«

»Ja, und was dachten Sie, was ich damit machen würde? Mir den schönsten davon aussuchen und meinen ersten Sohn so nennen?« Der Polizist machte ein verständnisloses Gesicht. Er begriff nicht, warum Hoffer nicht zufrieden war.

»Das ist alles topsecret. Ich meine, nach außen hin sind diese Typen sauber. Das ist nicht die Sorte Infos, die Sie an jeder Straßenecke kriegen würden.«

»Das ist mir klar, und das weiß ich zu schätzen, ehrlich. Ich höre, was Sie sagen. Aber mein Gott, Barney, ein bisschen mehr hätte ich schon erwartet!«

Barney nahm die Liste wieder an sich und sah sie aufmerksam durch. »Tja, ein paar Adressen könnte ich Ihnen aus dem Kopf sagen.«

»Das würde hilfreich sein, und ich wäre Ihnen echt dankbar.« Hoffer nahm ihm die Liste wieder ab und zog einen Stift aus der Tasche. Er sah sich vergeblich nach seinem Frühstück um. »Noch zwei Minuten, und ich schwöre, ich geh in die Küche und stell mich selbst an den Scheißherd.«

Eine neue Kellnerin war im Restaurant erschienen, händigte gerade Neuankömmlingen Speisekarten aus und nahm von anderen Gästen Bestellungen entgegen. Dann tauchte Hoffers Kellnerin mit einem voll beladenen Tablett auf, ging damit aber an einen anderen Tisch.

»Der Arschficker ist nach mir gekommen!«, zischte Hoffer. »Hey! Entschuldigen Sie mal!« Aber die Kellnerin war schon wieder in der Küche verschwunden.

»Diese ersten drei wohnen in Südlondon«, sagte Barney derweil, den Finger auf der Liste. »Der hier in Clapham, dieser da in Catford und der dritte in Upper Norwood. Na ja, Shattuck ist nicht so sehr ein Händler als ein Käufer, aber

manchmal versucht er auch, Zeug weiterzuverkaufen.« Hoffer kritzelt alles mit. »Und was diese anderen da angeht...«

»Moment mal, Sie hatten was von Adressen gesagt.«

Also kniff Barney die Augen zusammen und konzentrierte sich so, als wäre er der letzte verbliebene Kandidat in einer Quizsendung. Er kam schließlich auf drei Straßen, aber nur eine einzige sichere Hausnummer.

»Aber das sind keine langen Straßen.«

»Ich bin gebührend dankbar«, meinte Hoffer skeptisch. Die Kellnerin erschien mit einem weiteren Frühstück, das sie diesmal tatsächlich Hoffer brachte.

»Ich sag Ihnen was, Schätzchen«, sagte er, »die Hungenden in Afrika werden schneller gespeist als Ihre Gäste.«

Sie nahm das gelassen auf. »Wir haben ein Personalproblem.«

»Stimmt, der Koch braucht länger als andere, um Schinken zu braten. Raten Sie ihm, den Herd das nächste Mal rechtzeitig einzuschalten.«

»Sehr witzig.« Sie wandte sich mit ihrem leeren Tablett ab. Hoffer nahm ein kleines dickes Würstchen in Angriff und punkte es in das glibbrige Gelb seines einsamen Spiegeleis.

»Das ist ein wahrlich trauriges Frühstück«, sagte er. Es sah fast so kummervoll wie Barney aus und strahlte den ganzen Charme des Typen mit der Gestapobrille aus, der inzwischen bei seiner dritten Tasse Kaffee angelangt war. Der Toast fühlte sich so an, als wäre er frisch aus der Pathologie geklaut, wo er nicht weit von den tiefgefrorenen Butterstückchen gelegen haben musste.

»Diese anderen«, redete Barney inzwischen weiter, »die anderen Namen aus London, die hocken auf der Nordseite der Themse oder ein bisschen weiter in den Randbezirken. Der da wohnt in Clapton, der da in Kilburn, der hier in Dagenham und der Letzte in Watford.«

»Adressen?«

Barney zuckte die Achseln. »Dann gibt es noch die außerhalb von London. Der eine hockt in der Nähe von Hull, dann gibt's zwei in Yorkshire, ein paar in Newcastle, einen in Nottingham und einen in Cardiff.« Er verstummte. »Welcher wo hingehört, kann ich Ihnen allerdings nicht so genau sagen - nicht aus dem Stegreif.« Sein Gesicht hellte sich auf. »Der hier wohnt allerdings eindeutig in Bristol.«

»Bristol, hm? Tja, danke für Ihre Hilfe. Tausend Dank.« Er probierte den Kaffee. Nach den bisherigen kulinarischen Erlebnissen konnte der eigentlich kaum noch Überraschungen bergen. Dementsprechend lakonisch fiel Hoffers Urteil aus. »Scheiße«, sagte er. »Wissen Sie, Barney, viele schimpfen auf das Essen in den Staaten. Sie sagen, es wär hübsch zurechtgemacht, toll anzusehen, würd aber nach nicht viel schmecken. Entweder das, oder es wär überhaupt nur Fastfood, Sie wissen schon, Hamburger und Pizza, aber richtige *Küche* gäb es keine. Aber ich schwör's Ihnen, verglichen mit dem Fraß, den ich in London gegessen habe, ist ein Poor-Boy-Sandwich aus irgendeiner mückenwimmelnden Bruchbude in den Everglades die reinste geträufelte Gänseleberpastete.«

Er starre Barney an. Barney starre zurück.

»Sie stehen also nicht so drauf?«

Hoffer starre noch immer. »Sagten Sie Yorkshire?«

»Bitte?«

»Zwei von diesen Typen wohnen in Yorkshire?«

»Ja, Yorkshire... oder Lancashire, da in der Gegend.«

»Das ist jetzt wichtig, Barney. Yorkshire? Denken Sie nach.«

»Ich weiß nicht... ich glaub schon, ja.«

»Welche sind's?«

Barney merkte, dass Hoffer wirklich viel daran lag. Er schüttelte den Kopf wie ein Musterschüler, der seinen Lehrer enttäuschen muss. »Ich weiß es nicht. Nein, Moment mal, Harrison sitzt in Yorkshire.«

Hoffer konsultierte die Liste. »Max Harrison?«, fragte er.

»Ja, er wohnt in Yorkshire, aber ich glaube, er hat sich zur Ruhe gesetzt. Er hat Krebs oder so. Hat ihm das ganze Gesicht zerfressen.«

»Wahnsinn. Trotzdem hätte ich gern seine Adresse.« Hoffer sprach langsam und deutlich.

»Kann ich rauskriegen.«

»Dann tun Sie's. Es ist *sehr* wichtig.«

»Warum gerade Yorkshire?«

»Weil der Demolition Man einige Zeit da verbracht und einiges Geld dort ausgegeben hat.« Hoffer nahm sich wieder die Liste vor und stocherte sich währenddessen mit einer Zinke der Gabel zwischen den Zähnen herum. Bei keinem der Namen klingelte es. »Ich muss so bald wie möglich Näheres über die Dealer aus Yorkshire erfahren, *capisce*?« Barney sah ihnverständnislos an. »Kapiert?« Jetzt nickte Barney. »Braver Junge. *Wie* bald?«

»Heute im Lauf des Tages, vielleicht aber auch erst morgen.«

Was im Klartext bedeutete, dass Barney die Informationen nicht vor morgen bekommen würde, es aber nicht so explizit zugeben wollte.

»Ich meine«, fuhr er fort, »ich hab auch meinen eigentlichen Job, wissen Sie. Ich kann nicht plötzlich lospritzen und was anderes machen - nicht ohne triftigen Grund.«

»Ist mein Geld nicht Grund genug?«

»Na ja, ich will nicht behaupten, dass es nicht willkommen wäre.«

»Ein Hunderter, wenn ich die Sachen noch heute kriege, sonst sind's noch mal vierzig.«

Barney spielte mit dem Gedanken zu feilschen. Er war in London geboren und aufgewachsen, und Londoner waren berühmt für ihre Cleverness, ihre Geschäftstüchtigkeit. Aber ein Blick auf den New Yorker reichte, und Barney wusste, dass er den Kürzeren gezogen hätte.

»Ich werd tun, was ich kann«, sagte er und stand auf.

»Und, Barney, getippt diesmal, ja? Schmieren Sie wenn nötig eine Sekretärin. Lassen Sie Ihren Charme spielen.«

»Okay, Mr. Hoffer.« Barney schien froh zu sein, gehen zu können. Er suchte nach einem passenden Abschiedsgruß und wedelte dazu mit dem Arm. »Dann guten Appetit noch.«

»Danke, Barney«, sagte Hoffer mit einem starren Lächeln. »Den werde ich in der Tat brauchen.«

Er hielt sich an den Kaffee und den Toast. Schließlich war das Frühstück im Zimmerpreis inbegriffen. Der Toast leistete der Vorstellung, sich verzehren zu lassen, einigen Widerstand, aber der Kaffee schien eine erfreulich korrosive Wirkung zu besitzen. So sehr war Hoffer in den Kampf vertieft, dass er nicht bemerkte, wie das Karloff-Bette-Davis-Retortenbaby aufstand und sich durch den Speiseraum auf den Weg zur Tür ins eigentliche Hotel machte. Wohl aber entging ihm nicht, dass der Mann an seinem Tisch stehenblieb und ihm von oben herab zulächelte.

»Was bin ich, eine Zirkusnummer?«, fragte Hoffer und sprühte dabei Krümel von zerkaute Toast auf das burgunderrote Jackett des Mannes. Es war eines von diesen »englischen« Jacketts, die Engländer eher selten trugen, bei Amerikanern aber um so beliebter waren.

»Ich konnte nicht vermeiden mitzuhören, wie Sie... äh, die Aufmerksamkeit der Kellnerin zu erregen versuchten«, sagte der Unbekannte. »Ich bin ebenfalls Amerikaner.«

»Well«, sagte Hoffer leutselig, »dann setzen Sie sich doch, *pardner*. Es ist immer schön, einen anderen patriotischen Amerikaner zu treffen.«

Der Mann war im Begriff sich zu setzen.

»Hey«, bellte Hoffer, »das war ironisch gemeint.«

Aber der Mann nahm trotzdem Platz. Er hatte ein von breiten, fleischlosen Lippen produziertes dünnes hartnäckiges Lächeln. Sein Gesicht war mit Sommersprossen übersät, sein Haar kurz und gebleicht. Aber seine halb unter schweren Lidern verborgenen Augen wirkten über den dunklen Tränensä-

cken fast schwarz. Er war nicht besonders groß, aber breitschultrig. Alles, was er tat, war ziel- und zweckgerichtet. Jetzt zum Beispiel legte er die Hände fest auf den Tisch.

»Und, wie läuft's so, Mr. Hoffer?«

»Ach so, mal wieder ein Fan, ja? Heute keine Autogramme, Kumpel, okay?«

»Sie wirken nervös, Mr. Hoffer.«

»Just in dem Moment wäre ich gerade nervös genug, um Ihnen die Fresse zu polieren.«

»Aber Sie sind auch neugierig. Sie fragen sich, wer ich eigentlich bin. Nach außen hin geben Sie sich verächtlich, aber unter der Oberfläche arbeitet Ihr Verstand auf Hochtouren.«

»Und momentan sagt er meinen Fäusten, *sie* sollten das Reden übernehmen.«

»Das wäre unklug.« Zwischen den Wörtern ließ er lange Abstände.

»Überzeugen Sie mich.«

Der Mann warf einen Blick auf das kalt gewordene Essen, das noch auf Hoffers Teller lag. »Das Essen hier ist grauenvoll, nicht? Ich war enttäuscht, als Sie ein Zimmer in diesem Hotel gebucht haben. Ich hatte eher an das Connaught oder Savoy gedacht. Haben Sie schon mal im Grill Room gegessen?«

»Was sind Sie, Restaurantkritiker?«

»Mein Hobby«, antwortete der Mann. »Was macht Ihre Mission?«

»Mission?«

»Die Jagd nach dem Demolition Man.«

»Alles erledigt, er sitzt oben in meinem Zimmer und guckt Disney Channel. Wer sind Sie?«

»Ich arbeite für die Firma.«

Hoffer lachte. »Warum kleckern, wenn man auch klotzen kann? Die *Firma*? Warum sollte sich die CIA für meine Angelegenheiten interessieren?«

»Sie sind hinter einem Killer her. Er hat Bürger der Vereinigten Staaten ermordet. Hinzu kommt, dass seine Opfer oft Politiker sind.«

»Klar, Abschaum aus irgendwelchen Bananenrepubliken.« Hoffer nickte. »Vielleicht sind das ja alles Freunde von Ihnen, hm? Wie kommt's, dass Sie sich nicht schon früher vorgestellt haben?«

»Tja, sagen wir mal, *jetzt* sind wir mehr interessiert.«

»Sie meinen, jetzt, wo er fast den Dritten Weltkrieg ausgelöst hat? Oder jetzt, wo er eine Journalistin umgelegt hat? Lassen Sie mal'n Ausweis rüberwachsen, Kumpel.«

»Ich habe keinen bei mir.«

»Lassen Sie mich raten, Sie haben ihn in Ihrem anderen roten Schwuchteljäckchen stecken lassen, stimmt's? Verpissten Sie sich.«

Der Mann schien nicht bereit zu sein, das Feld zu räumen.

»Ich kann ziemlich gut auf dem Kopf lesen«, sagte er.

Hoffer verstand zunächst nicht, was er meinte, dann sah er, dass Barneys Liste noch immer offen neben seinem Teller lag. Er faltete sie zusammen und steckte sie ein.

»Waffenhändler?«, tippte der Mann. Als Hoffer nichts erwiderte, ging sein Lächeln in die Breite. »Wir wissen über die Bescheid, wir hatten diese Informationen schon vor Tagen.«

»Ooh, *da* bin ich aber beeindruckt.«

»Wir wissen sogar, was Sie gestern Chief Inspector Broome gesagt haben.«

»Wenn Sie sowieso schon alles wissen, was wollen Sie dann von mir?«

»Wir wollen Sie warnen. Sie haben es geschafft, ziemlich dicht an den Demolition Man ranzukommen, aber Sie sollten wissen, dass wir ihm ebenfalls dicht auf der Pelle sitzen. Sollte es zu einer Konfrontation kommen... tja, dann sollten wir besser über Sie Bescheid wissen und Sie über uns. Wäre nicht so gut, wenn's damit endete, dass wir aufeinander schießen und der Killer sich derweil davonmacht.«

»Wenn Sie auf ihn aus sind, dann lassen Sie mich doch einfach weitermachen.«

»Ich glaube nicht, Mr. Hoffer.«

»Tun Sie nicht, nein? Wissen Sie, was *ich* glaube? Ich glaube nicht, dass Sie von der Firma sind. Ich habe schon mit mehreren Typen von der Firma zu tun gehabt, und die waren kein bisschen wie Sie. *Sie* riechen nach etwas Üblerem.«

»Wenn Sie mir ein wenig Zeit lassen, kann ich einen Ausweis vorlegen.«

»Klar, so viel Zeit, wie ein Fälscher braucht, um einen zu fabrizieren. Es gab mal einen ganz Geschickten in Tottenham, der ist bloß leider momentan nicht greifbar.«

»Ich versuche lediglich, höflich zu sein.«

»Überlassen Sie die Höflichkeit den Brits. Seit wann sind *wir* höflich?« Jetzt glaubte Hoffer, den Mann einordnen zu können. »Sie sind von der Army, oder?«

»Ich war eine Zeit lang bei der Army.«

Hoffer wollte nicht denken, woran er gerade dachte. Er dachte an die Special Operations Executive. Er dachte an den NSC, den Nationalen Sicherheitsrat. Die CIA hatte ihre eigenen Gesetze, aber der NSC hatte politischen Einfluss, Freunde an den höchsten und an den niedrigsten Stellen, was ihn unendlich gefährlicher machte.

»Vielleicht verstehen wir uns allmählich«, sagte der Mann endlich.

»Nennen Sie mir einen Namen, von mir aus auch einen erfundenen.«

»Ich heiße Don Kline, Mr. Hoffer.«

»Wollen Sie was Komisches hören, Mr. Kline? Als ich Sie vorhin zum ersten Mal sah, habe ich ›Gestapobrille‹ gedacht. Was komisch ist, denn normalerweise würde ich bei so was an John Lennon denken. Zeigt doch, wie hellsichtig man manchmal sein kann, hm?«

»Das bringt uns nicht gerade weiter, Mr. Hoffer.« Kline stand auf. »Vielleicht sollten Sie die Finger von den Betäu-

bungsmitteln lassen, sie scheinen Ihre Urteilskraft zu beeinträchtigen.«

»Dafür, *Sie* zu beurteilen, reicht sie aber allemal noch. Ciao, Baby.«

Um irgendetwas zu tun, steckte sich Hoffer eine Zigarette an. Er sah Kline nicht nach. Er hörte nicht einmal seine Schritte auf dem gefliesten Fußboden. Hoffer wusste nicht genau, wer Kline war, aber er kannte die Sorte. Näheren Kontakt hatte er mit ihr bislang noch nicht gehabt, sie war ihm fremd. Wie kam es also, dass diese Spezies sich jetzt auf einmal für den D-Man interessierte? Kline hatte Hoffers diesbezügliche Frage nicht beantwortet. Hing es mit der Journalistin zusammen? Was hatte sie noch mal recherchiert? Sekten? Ja, religiöse Sekten. Vielleicht sollte er sich die Sache etwas gründlicher ansehen. Wäre es nicht genau das, was der D-Man tun würde? Doch, natürlich.

Er sah ein Dreiecks-Showdown mit dem D-Man und Kline voraus. Für einen Moment wusste er nicht, auf welchen von beiden er zuerst schießen würde.

Seine Kellnerin war wieder zur Stelle.

»In diesem Teil des Speisesaals ist Rauchen verboten.«

»Sie sind ein Engel des Himmels, wissen Sie das?«, sagte er zu ihr, während er die Zigarette austrat. Sie starre ihn ausdruckslos an. »Das ist mein Ernst. Ich dachte, solche wie Sie gäbe es heutzutage gar nicht mehr. Sie sind umwerfend.« Solche Worte hatte die Kellnerin offensichtlich noch nie gehört, und ihre Miene wurde weicher. Um ihre Mundwinkel zeichnete sich der Hauch eines spröden Lächelns ab.

»Also, was haben Sie heute Abend vor?«, fuhr Hoffer fort und stand auf. »Ich meine, außer kleine Kinder erschrecken?«

Das war ein Tiefschlag, aber nicht tiefer als der, den sie dann *ihm* verpasste.

Zweiter Teil

14

Wir nahmen in Euston einen Zug nach Glasgow.

Ich hatte mich dagegen entschieden, in London einen Wagen zu mieten. Mietverträge ließen sich immer überprüfen oder nachverfolgen. Mittlerweile bestand die Möglichkeit, dass die Polizei - oder sogar Hoffer - von DI West und DC Harris erfahren hatte. Außerdem wussten sie ja über meinen Anruf beim Radiosender Bescheid und dass ich mich noch immer in der Stadt befand. Sie würden Hotels, Autoverleihfirmen und Ähnliches überprüfen.

Also bezahlte ich unsere Eisenbahntickets in bar und ebenso, als wir auscheckten, das Hotel. Ich steckte sogar der Empfangsdame zwanzig Pfund zu und fragte sie, ob sie ein Geheimnis wahren könne. Dann erzählte ich ihr, dass Ms. Harris und ich offiziell gar nicht zusammen wären, wenn also jemand fragen sollte... Sie schloss sich mit einem Nicken der Verschwörung an. Und selbst wenn sie jemandem gegenüber meinen Namen erwähnen sollte, fügte ich noch hinzu, wäre ich ihr dankbar, wenn sie Bel außen vor lassen würde.

Bel hatte Max angerufen und ihm von ihrer Absicht erzählt, mit mir nach Norden zu fahren. Er war nicht sehr begeistert gewesen, besonders als sie gesagt hatte, dass wir nicht bei ihm Zwischenstation machen würden. Schließlich hatte sie mir den Hörer gereicht.

»Max«, sagte ich, »wenn du nicht damit einverstanden bist, dass ich sie mitnehme, dann akzeptiere ich das, das weißt du.«

»Wenn sie weiß, wo du hinwillst, und sie sich die Sache in den Kopf gesetzt hat, würde sie dir wahrscheinlich sowieso hinterherfahren.«

Ich musste lächeln. »Du kennst sie ziemlich gut.«

»Muss ich ja wohl, da sie ganz nach mir kommt. Bislang keine Schwierigkeiten gehabt?«

»Nein, aber viel weiter gekommen sind wir auch nicht.«

»Du glaubst, dass diese Fahrt nach Norden dich weiterbringt?«

»Keine Ahnung. Aber zumindest dürfte es da weniger gefährlich sein.«

»Schön, bring sie ohne einen Kratzer wieder zurück.«

»Versprochen. Bis dann, Max.«

Ich gab Bel den Hörer zurück und ging in mein Zimmer, um zu packen.

Im Zug las ich das Dossier über die Disciples of Love noch einmal durch.

»Du musst das Ding ja inzwischen auswendig kennen«, sagte Bel zwischen zwei Exkursionen zum Speisewagen. Wir saßen in der so gut wie leeren ersten Klasse, aber sie ging gern den ganzen Zug ab, um mir dann anschließend berichten zu können, wie proppenvoll die zweite Klasse war.

»Deswegen sitzen wir ja auch hier«, erklärte ich. Es ist eine lange Fahrt nach Glasgow, und ich hatte jede Menge Zeit zum Lesen. Was ich las, bescherte mir jedoch keine Inspiration.

Die »Jünger der Liebe« waren von einem ehemaligen Collegetozenten namens Jeremiah Provost gegründet worden, der in den Siebzigern in Berkeley unterrichtete. Vielleicht hatte es ihn gewurmt, die Sechziger nicht mehr mitgekriegt zu haben, als man der Stadt und dem College den Spitznamen »Berserkley« gab. Als er da ankam, war alles, trotz gelegentlicher Nakedeparaden, schon ein ganzes Stück zahmer. Die Stadt besaß noch immer eine ganze Menge chronisch zugedröhnter Hippies und unerfahrener Kids, die versuchten, den »verlorenen Geist Kaliforniens« wiederzubeleben, aber nicht viel mehr zustande brachten, als die Haupteinkaufsstraßen zu verstopfen, während sie versuchten, ein paar Dollar zu erbetteln und Glasperlchen oder Rastahaarbänder zu verkaufen.

Das alles entnahm ich den Zeitungs- und Illustriertenaus schnitten. Sie betrachteten Provost als eine halbe Witzfigur. Schon als Juniorprofessor hatte er »ausgewählte« Studentin-

nen und Studenten übers Wochenende zu sich nach Hause eingeladen und es geschafft, seine Klassen zu polarisieren, bis es darin nur noch solche gab, die ihn vergötterten, und solche, die sein Geschwätz über Mystik sterbenslangweilig fanden. Ein Journalist meinte, er sehe aus wie »der Beatpoet Allen Ginsberg, bevor er weiße Haare bekam«. Auf Fotos hatte Provost langes, in der Mitte gescheiteltes krauses dunkles Haar, einen ziemlich langen Bart und eine Brille mit dicken Gläsern. Es ist nicht leicht, sich aus einem College rauswerfen zu lassen, besonders, wenn man Dozent ist, aber Provost brachte das Kunststück fertig. Seine Arbeitgeber führten als Kündigungsgrund nicht sein exzentrisches Verhalten an, sondern gruben ein bisschen alten Schmutz aus und wiesen ihm nach, dass er in seinem Bewerbungsschreiben und bei einem späteren Vorstellungsgespräch gelogen hatte.

Provost blieb in der Stadt, wurde wegen Drogenhandels festgenommen, aber wie sich herausstellte, hatte er sie lediglich verschenkt, nie verkauft. Er avancierte rasch zu einem stadtbekannten Undergroundhelden. Sein Haus - eine Bruchbude in einer ruhigen Wohnstraße in Berkeley - wurde zu einer Anlaufstelle für Globetrotter, Schriftsteller, Musiker und Künstler. Das Haus schmückte ein riesiger, die Fassade emporkletternder Pappmaché-King-Kong, bis die Stadtverwaltung ihn abmontieren ließ. Das Haus selbst war so bemalt, dass es wie ein Raumschiff aussah, wenn auch ein würfelförmiges. *Im* Haus war Jeremiah Provost dabei, langsam, aber sicher den Planeten Erde zu verlassen.

Aus diesem Asyl für Unangepasste gingen die Disciples of Love hervor. Anfangs war es nur ein kleiner Verein, der - wie Enthüllungsjournalisten herausfanden - durch eine Erbschaft finanziert wurde, von der Provost gelebt hatte. Er stammte aus einer reichen Südstaatenfamilie, und je mehr von der älteren Generation in die ewigen Jagdgründe einging, desto mehr Geld und Immobilien gingen in Provosts Besitz über. Er verkaufte ein paar Plantagenpaläste, einen davon an ein Museum.

Und auch sonst kam Bargeld rein, da Tanten und Onkel feststellten, dass er ihr einziger noch lebender Erbe war.

Eine kalifornische Illustrierte hatte mehr herausgefunden als die meisten anderen und berichtete von Provosts Kindheit in Georgia. Man hatte ihn dank einer ihn abgöttisch liebenden Mutter verhätschelt und dank eines auf eiserne Disziplin haltenden Vaters - dessen Vater wiederum den örtlichen Ku-Klux-Klan finanziert hatte - gehörig vertrimmt. Er war ein brillanter, wenn auch sprunghafter Schüler gewesen, später ein ebensolcher Student. Er hatte einen Posten in einem kleinen College in Oklahoma ergattert, bevor er nach Nebraska und dann nach Kalifornien weitergezogen war.

Seine Bestimmung fand er erst bei den Disciples of Love. Mit der Zeit wurde er das Oberhaupt einer weltumspannenden Religionsgemeinschaft, aufgebaut auf vagen Idealen, zu denen Sex, Drogen und Biogemüse zu gehören schienen. Die amerikanischen Boulevardblätter konzentrierten sich auf die ersten beiden Elemente und sprachen von »bizarren Initiationsriten« und »obligatorischen sexuellen Beziehungen zu Provost«. Großformatige Fotos zeigten ihn auf einer Art Thron, umgeben von langhaarigen Schönheiten, die ihn anschmachteten, ihm sehnstüchtig in die Augen blickten und sich zweifellos fragten, welche von ihnen er als Nächste für die »obligatorischen sexuellen Beziehungen« auswählen würde. Seine Anhängerschaft bestand in der Hauptsache aus langhaarigen jungen Frauen, die alle gleich aussahen. Sie trugen lange, wallende Gewänder und hatten typische amerikanische Middleclass-Gesichter, mit kräftiger Kinnpartie, buschigen Augenbrauen und den Spuren einer verhätschelten Kindheit - Puppen vom Fließband.

Was mich alles überhaupt nichts anging, wenn man davon absah, dass ich Provost um seinen Beruf beneidete. Das Einzige, was mich anging, war die Frage, ob die Organisation dieses Mannes einen Auftragsmörder engagiert haben konnte. Wahrscheinlicher war es einerseits, dass sie einen Selbst-

mordattentäter aus ihren eigenen Reihen losgeschickt, aber dadurch andererseits die Justiz sofort auf sich aufmerksam gemacht hätten. Und so dumm waren die »Jünger der Liebe« wahrscheinlich nicht.

So richtig hoben die Disciples 1985 ab. Ausgebildete Adepten wurden in andere Bundesstaaten und sogar ins Ausland geschickt, wo sie »Missionen« gründeten und neue Jünger anwarben. Sie boten freie Kost und Logis und die übliche spirituelle Versorgung an. Es war ein ziemlich großes Unternehmen. In einem Zeitschriftenartikel wurden die Betriebskosten geschätzt, und man wollte nun wissen, woher das Geld kam. Offenbar hatten keine weiteren älteren Verwandten Provosts das Zeitliche gesegnet, und nur durch geschickte Investitionen oder plötzlich aufgelaufene Zinsen konnte das Geld nicht zusammengekommen sein.

Es musste noch eine andere Quelle geben, und der Presse passte es nicht, dass es ihr nicht gelang herauszufinden, welche es war. Reporter belagerten das Hauptquartier der Disciples - noch immer das alte Raumschiff Berkeley -, bis Provost sich entschied umzuziehen. Er brach die Zelte ab und fuhr mit seiner ganzen Bagage gen Norden, erst nach Oregon und dann weiter nach Washington, wo sie schließlich auf der Olympic-Halbinsel landeten, direkt am Rand des Olympic-Nationalparks. Mit dem Versprechen, es nicht zu erschließen, gelang es Provost, ein großes Stück Land am Ufer eines Sees zu erwerben. Es wurden neue Hütten gebaut, die wie alte aussahen, aus Wiesen entstanden Gemüsebeete, und die Jünger machten sich - diesmal durch Wachleute und -hunde von der Außenwelt abgeschirmt - wieder an die Arbeit.

Provost war kein Apokalyptiker. Nichts in seinen Schriften oder öffentlichen Reden deutete darauf hin, dass er in näherer Zukunft das Ende der Welt erwartete. Aus diesem Grund bekam er auch keine Schwierigkeiten mit den Behörden, die mit Waffen hortenden Sekten ohnehin schon genug zu tun hatten. (Diese Presseberichte waren größtenteils vor der Sache mit

den Davidianern entstanden.) Die Jungs von der Finanzbehörde waren allerdings immer interessiert. Sie fragten sich, wie die Sekte ihre kostspieligen Projekte finanzierte und ob die ganze Geschichte nicht lediglich der Steuerhinterziehung diente. Sie konnten keinerlei Unregelmäßigkeiten feststellen - was nur bedeuten konnte, dass Provost sich der Dienste eines guten Buchhalters versichert hatte.

In letzter Zeit war es an der Disciples-Front nachrichtenmäßig ruhig geworden. Ein paar Journalisten hatten beim Versuch, auf das Gelände der Sektenzentrale vorzudringen, Prügel bezogen, aber aus amerikanischer Sicht stellte das praktisch keine Straftat dar.

Und wohin hatte mich das alles gebracht? Die Antwort lautete: auf einen Zug, der in Richtung Norden fuhr, wo ich vielleicht mehr über die britische Dependence der Sekte erfahren würde. Bel saß mir gegenüber, und unsere Knie, Beine und Füße berührten sich ständig. Sie war aus ihren Schuhen geschlüpft, und ich stieß immer wieder an sie, entschuldigte mich und musste anschließend erklären, wofür ich mich eigentlich entschuldigte.

Wir aßen im Speisewagen. Bel brauchte eine Weile, um sich zu entscheiden, und wählte dann das billigste Hauptgericht auf der Karte.

»Du kannst alles haben, was du möchtest«, sagte ich.

»Das weiß ich«, meinte sie und drückte meine Hand. Wir hielten uns an alkoholfreie Getränke. Sie nahm einen Schluck von ihrem Tonic Water und lächelte dann wieder.

»Was werden wir Dad erzählen?«

»Über was?«

»Über uns.«

»Ich weiß nicht, was meinst du?«

»Tja, hängt ganz davon ab, nicht? Ich meine, wenn das bloß so eine... Urlaubsaffäre ist, ist es wohl am besten, wenn wir nichts sagen.«

»Von wegen Urlaub«, witzelte ich. »Und er käme sowieso von selbst drauf, egal, was wir sagen würden.«

»Aber wenn es etwas *mehr* ist, dann sollten wir es ihm schon sagen, meinst du nicht?«

Ich nickte wortlos.

»Und?«, bohrte sie nach. »Was ist es nun?«

»Was meinst *du*?«

»Du treibst mich zum Wahnsinn.«

»Schau, Bel, wir kennen uns... auf *die* Art, meine ich ... noch nicht allzu lange. Die letzten Tage waren nicht gerade das, was man früher eine ›Werbungszeit‹ nannte, oder?«

Sie grinste bei den Erinnerungen: wie ich in Chucks Fitnessklub die MP gezogen hatte, wie wir in Upper Norwood vor seinen Männern geflohen waren, uns in Tottenham hatten falsche Ausweise machen lassen, uns als Polizeibeamten ausgegeben hatten ...

»Außerdem«, sagte ich, »eigne ich mich bei meinem Beruf nicht gerade für ein häusliches Leben. Ich habe keinen einzigen richtigen Freund, und ich glaube, ich weiß nicht einmal, wie man die Art von Beziehung, die dir vorzuschweben scheint, auch nur *anfängt*.«

Jetzt sah sie verletzt aus. »Tja, das war sehr offen gesprochen, Michael. Klingt bloß ein bisschen armselig, ein bisschen nach Selbstmitleid.«

Mein erster Gang kam. Ich aß ein paar Mundvoll, bevor ich etwas sagte. Bel schaute währenddessen aus dem Fenster, es sei denn, sie betrachtete mein Spiegelbild. Mir ging auf, wie wenig sie eigentlich von mir wusste. Der Mensch, den sie bislang erlebt hatte, war nicht gerade typisch für mich. Es war so, als hätte sie die ganze Zeit nur eine Projektion gesehen.

»Wenn man mich erst mal näher kennenlernen«, vertraute ich ihr an, »bin ich ein furchtbar langweiliger Typ. Ich tu nicht viel, ich sag nicht viel.«

»Was versuchst du, mir zu sagen? Du glaubst, ich bin auf der Suche nach einem Actionhelden, aber das bin ich nicht!«

Sie faltete ihre Serviette auseinander. »Hör mal, vergiss einfach, dass ich überhaupt was gesagt habe, okay?«

»Okay«, sagte ich.

Ich dachte über unsere bisherige Beziehung nach. Es hatte ein paar Küsse und Umarmungen gegeben, und wir hatten zwei Nächte miteinander verbracht. Getan hatten wir allerdings nichts, nur im Dreivierteldunkel, entspannt und halb ausgezogen, nebeneinander gelegen. Es war nicht so, dass ich nicht gern mit ihr geschlafen hätte. Ich weiß nicht, was es war.

Ein Teil von mir wünschte, ich hätte sie in London zurückgelassen oder darauf bestanden, dass sie in Yorkshire ausstieg. Es fiel mir schwer, mich zu konzentrieren, wenn sie bei mir war. Und ich wusste, dass es auch schwerer sein würde, Risiken einzugehen. In London war ich durchaus welche eingegangen und hatte es anschließend bereut. In Schottland würde ich nichts riskieren - nicht, solange sie dabei war. Ich würde wie ein Harley-Fahrer sein, der umständshalber gezwungen ist, einen Helm zu tragen. Aber wenn ich sie über den Tisch hinweg betrachtete, freute ich mich darüber, dass sie da war und meinen Blick - wenn auch schmollend - erwiderte. Sie lenkte mich von Hoffer ab. Der schien allmählich zu meiner fixen Idee zu werden. So nah war er mir schon einmal gekommen, ein Jahr zuvor, nach einem Abschuss in Atlanta, nicht weit von der World of Coca-Cola. Vor dem Abschuss hatte ich das Museum besucht, da ich wusste, dass mein Zielobjekt während seines Aufenthalts in der Stadt dort vorbeischauen würde. Am Ende hatte ich ihn aber erwischt, als er vor einem Büroblock aus seiner Limousine stieg. Solange er sich in Atlanta befand, wohnte er in der Penthouse-suite. Der Dreckskerl war so zäh, dass er selbst nachdem meine Kugel ihn getroffen hatte, noch ein paar Stunden lebte. Das ist bei Herzschüssen sonst nicht die Regel und auch der Grund dafür, warum ich nicht auf den Kopf ziele: Man kann einen ganzen Batzen Schädel und Gehirn wegpussten, und wenn man

Pech hat, überlebt das Opfer trotzdem. Nicht so bei Herzschüssen. Er wurde ins Krankenhaus geschafft, und ich wartete auf die Meldung seines Ablebens. Wenn er überlebt hätte, wäre das der zweite Misserfolg bei drei Anschlägen gewesen, und mit meiner weiteren beruflichen Laufbahn hätte es nicht so doll ausgesehen.

Sobald sein Tod bekanntgegeben wurde, checkte ich aus meinem Hotel aus. Ich hatte tagelang dort gesessen und bloß gewartet. Auf der anderen Straßenseite stand ein hässliches Gebäude ohne Fenster, irgend so ein Textilkaufhaus. Ein Mann, mit dem ich in der Hotelbar einen getrunken hatte, beschrieb es als »ein ganzes Bekleidungsviertel in einem Schuhkarton«. Es war so grau und eintönig, dass ich ein Ticket nach Las Vegas gebucht hatte, wo ich zwar nicht viel Geld ausgab, aber gern zusah, wie andere Leute welches gewannen. Die wenigen Gewinner waren leicht zu erkennen; die unzähligen Verlierer eher unauffällig. Hoffer sah wie ein Verlierer aus, weswegen er auch trotz seiner Körpermasse so schwer auszumachen war. Aber dann beging er einen Fehler. Er ließ sich im Hotelcasino selbst ausrufen. Ich horchte bei seinem Namen auf und beobachtete, wie er den Informations-schalter aufsuchte. Dann ging ich in mein Zimmer und packte. Ich hätte ihn wegputzen können, aber schließlich bezahlte mich keiner dafür. Und außerdem hatte ich meine Waffen schon entsorgt.

Ich weiß immer noch nicht, wie er mir auf die Spur gekommen war. Er hat die Spürnase eines Bluthunds und dazu eine gut gefüllte Tasche. Solange Watkins ihn bezahlt, werde ich mobil bleiben oder den Hurensohn töten müssen.

War das ein Leben, das man mit jemandem teilen konnte?

In Vegas erfuhr ich, dass mein Opfer ein prominenter Geschäftsmann aus Chicago gewesen und wegen eines Baseballspiels nach Atlanta gekommen war. In Chicago hatte er lang und breit getönt, er werde in der Stadt aufräumen, unsaubere Geschäfte aufdecken und Fälle von Geldwäsche und Beam-

tenbestechung ans Licht bringen. In Vegas war die einhellige Meinung der Bargäste gewesen, dass der Typ einen Knall haben musste, um sich auf so was einzulassen.

»Steht auf dem Schild ›Vorsicht - Klapperschlangen‹, geht man nicht her und steckt die Nase unter jeden Felsen. Hab ich recht, oder hab ich recht?«

Natürlich hatte der Mann recht, aber deswegen ging es mir noch lange nicht besser. Ich fühlte mich geschlagene zwei Stunden und fünf Cognacs lang mies; anschließend fühlte ich so gut wie gar nichts mehr.

Und dann war Hoffer aufgekreuzt, so willkommen wie ein Bibelverkäufer vor der Haustür, und hatte mich wieder auf die Reise geschickt.

Nein, das war wahrhaft kein Leben für zwei - nicht einmal, wenn die zweite Person jemand wie Bel war.

In Glasgow blieben wir gerade lang genug, um einen Wagen zu mieten. Jetzt, wo London und die Ermittlungen erst mal hinter mir lagen, hatte ich diesbezüglich keine Bedenken. Es war wieder ein Ford Escort, diesmal weiß und ohne Sondervereinbarungen. Aus der Stadt rauszukommen war kein ungetrübtes Vergnügen. Das Zentrum, im Prinzip nach dem amerikanischen Rastersystem angelegt, wies jede Menge Überführungen, Schnellstraßen und Kreuzungen ohne irgendwelche Hinweisschilder auf. Mal fuhren wir nach Süden, mal nach Westen, obwohl wir eigentlich nach Norden wollten. Die Wegbeschreibung, die uns der Mann von der Autovermietung gegeben hatte, erwies sich als nutzlos, also hielt ich an einer Tankstelle und besorgte mir einen Autoatlas. Jetzt befanden wir uns zwar auf der Straße nach Greenock, aber wir konnten in Erskine über eine Brücke fahren und mit etwas Glück auf die A 82 stoßen.

Als das Straßenschild uns mitteilte, dass wir tatsächlich die A 82 gefunden hatten, brachen wir in Jubel aus, und ab dann wurde es eine schöne Fahrt. Während uns die Straße entlang

dem Loch Lomond führte, stimmte Bel halb vergessene Lieder über hohe und niedrige Straßen und Männer in Kilts an. Nachdem wir in Crianlarich, hinter Loch Lomond, Zwischenstation gemacht hatten, um einen Happen zu essen, fuhren wir weiter durch eine wilde und windgepeitschte Landschaft nach Westen auf die A 85. Seit der Grenze hatte es immer wieder mal geregnet, aber jetzt artete das Ganze in einen Dauerwolkenbruch aus, und der Wind peitschte Regenschwaden über die Frontscheibe. Wir streiften den Zipfel eines weiteren abweisenden Lochs und erreichten die Küste. Wir hielten in Oban, um uns die Beine zu vertreten und uns nach einer Unterkunft umzusehen.

Da überall »Alles-belegt«-Schilder hingen, fragten wir in einem Pub an der Ausfallstraße nach. Bel hatte den Wunsch geäußert, in der Nähe des Hafens abzusteigen. Mir war es recht, ich hoffte nur, es würde ihr auf der Mole nicht zu kalt werden. Als sie jedoch unsere zwei Zimmer im Claymore sah, hellte sich ihre Stimmung auf.

Die Räume rochen frisch gestrichen und wirkten renoviert. Bel hatte sogar ein Zimmer mit Aussicht auf Felder und Wiesen, auf denen Schafe weideten. Verkehrslärm war keiner zu hören. Es hatte sogar aufgehört zu regnen.

»Und ich hab alles verstanden, was die Wirtin gesagt hat«, behauptete Bel stolz, womit sie auf unsere mühsame Unterhaltung mit dem Autovermieter in Glasgow und dem Eingeborenen in Crianlarich anspielte, der versucht hatte, Bel in ein Gespräch über die Kunst des - wenn wir unseren Ohren trauen konnten - »Forellenkitzels« zu verwickeln.

Wir aßen in der Bar zu Abend und fragten unsere Wirtin beiläufig, ob sie wüsste, wo Ben Glass sei.

»Da müssen Sie raus an Diarmid's Pillar vorbei. Sind Sie Bergsteiger?«

»Nicht direkt.«

Sie lächelte. »Der *Beinn Ghlas* ist ein Gipfel zwischen Loch Nell und Loch Nant.«

»Klingt nicht nach dem, wonach wir suchen. Müsste mehr so was wie... eine Kommune sein, eine religiöse Gemeinschaft.«

»Sie meinen die New Ager? Ja, die sind auch da in der Gegend.«

»Aber wo genau wissen Sie nicht?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie war der Scotch broth?«

»Der war köstlich«, sagte Bel. Später fragten wir, ob sie uns eine Landkarte von der Umgebung leihen könne. Die meisten eingezeichneten Straßen waren kaum mehr als Feldwege. Der einzige Ben Glass, den ich ausfindig machen konnte, war besagter Gipfel.

»Im Telefonbuch werden sie wohl nicht stehen, was?«, meinte Bel.

»Wir könnten in den Gelben Seiten unter ›Sekten‹ gucken.«

Stattdessen gingen wir zurück ins Zentrum von Oban. Es war zu spät am Tag, um mit unserer eigentlichen Arbeit zu beginnen, also wurden wir wieder zu Touristen. Der Wind hatte nachgelassen, und als wir das Hafenviertel und die schon geschlossenen Läden entlangwanderten, wehte nur noch eine leichte arktische Brise. Fest bei mir eingehakt, schmiegte sich Bel an meine Seite. Sie hatte den Kragen ihrer Jacke hochgeklappt und den Reißverschluss ganz hochgezogen. Es waren auch andere Urlauber unterwegs, aber sie schienen an das Klima gewöhnt zu sein.

»Gehen wir da rein?«, fragte Bel bei einem x-beliebigen Pub. Ich sah auf den ersten Blick, dass es eine Schänke für Einheimische war und Fremde dort kein besonders herzliches Willkommen erwarten durften. Die Gäste sprachen mit gedämpfter Stimme, als versuchten sie, das Lokal geheim zu halten. Bel schenkte der Atmosphäre - beziehungsweise dem Nichtvorhandensein einer solchen - keinerlei Beachtung und bestellte zwei Malts.

»Was für'n Malt?«, fragte der rotwangige Mann hinterm Tresen.

»Talisker«, antwortete sie schnell, da sie gerade erst in einem Schaufenster eine Flasche davon entdeckt hatte.

Der Barkeeper kniff ein Auge leicht zusammen. »Gehalt?«

Das brachte sie aus dem Konzept. Sie hatte keine Ahnung, wovon er redete.

»Vierzig, würd ich sagen«, erklärte ich.

»Und Doppelte«, sagte Bel, bemüht, ihre Haltung zurückzugewinnen. Als der Barkeeper an sein Flaschenregal ging, sah sie, dass es den Talisker in drei verschiedenen Stärken gab: 40-, 45- und 57-prozentig. Sie nickte mir zu und lächelte achselzuckend. Wir bezahlten unsere Drinks und setzten uns an einen Ecktisch. Stille senkte sich über den Schankraum, und alle spitzten erwartungsvoll die Ohren. Da hatten sie aber Pech gehabt. Die Tür flog auf, und eine Gruppe kichernder Teenager stürmte herein. Sie konnten noch nicht lange volljährig sein, und ein paar von ihnen waren es möglicherweise auch noch nicht. Aber das machten sie durch Selbstbewusstsein wett. Plötzlich kam Leben in die Bude. Jemand steckte Geld in die Jukebox, jemand anders baute den Rack zu einer Poolpartie auf, und der Barkeeper zapfte ein Pint Lager nach dem anderen.

Sie sahen immer wieder zu uns herüber, wahrscheinlich weil Bel die einzige Frau im Lokal war. Einer der Poolspieler kam rüber und zog sich einen Stuhl heran. Er sah uns nicht an, aber nachdem er gespielt hatte, kehrte er wieder zurück. Diesmal beglückte er uns mit einem gewinnenden Lächeln.

»Keine Ahnung, warum ich mich überhaupt darauf einlasse«, sagte er. »Der macht mich sowieso jedes Mal fertig.«

Ich sah, wie der andere Spieler seinen dritten Ball hintereinander versenkte. »Er scheint tatsächlich ziemlich geschickt zu sein.«

»Er ist *kriminell*. Gucken Sie sich an, wie er dieses Loch verbaut.« Er stand auf, um zu spielen, war aber schnell wieder da. »Auf Urlaub?«

»Mehr oder weniger.«

»Ist schon okay, ich hab nichts gegen Touristen. Ich bin Schreiner. Arbeit für so'n Typen, der Lampen und so Zeugs aus altem Holz schnitzt. Die einzigen Leute, die das kaufen, sind Touristen.«

»Vielleicht schauen wir ja mal vorbei«, meinte ich. »Wo ist sein Geschäft?«

»Er hat kein Geschäft, nur eine Werkstatt, aber er verkauft die Sachen über Geschäfte in der Stadt. Andenkenläden, Geschenkshops.«

»Wir werden danach Ausschau halten«, sagte Bel. »Können Sie mir inzwischen einen Gefallen tun?«

Er leckte sich die Lippen und sah sehr interessiert aus. Bel beugte sich über den Tisch. Sie sahen sehr vertraut aus, und seine Freunde fingen schon an, Kommentare abzugeben und zu lachen.

»Wir haben gehört, dass es hier in der Nähe eine Art religiöse Gemeinschaft geben soll.«

Er sah von Bel zu mir herüber. Ich bemühte mich, harmlos, touristisch auszusehen, aber er schien mehr zu erkennen. Er stand langsam auf und ging an den Pooltisch. Er kam nicht wieder.

Am nächsten Morgen fuhren wir wieder in den Ort und besorgten uns eine eigene Autokarte. Sie war neueren Datums als die vom Hotel, half uns aber trotzdem nicht weiter. Wir setzten uns in einen Coffeeshop und studierten sie. Die anderen Gäste waren durchweg Touristen, denen ein weiterer kühler, nasser Tag die Laune verhagelt zu haben schien. Der Regen war so fein wie ein Sprühnebel, Bel besorgte als Mitbringung für Max eine Flasche Talisker.

Ein alter Van tuckerte an dem Fenster vorbei, an dem wir saßen. Es war ein alter VW-Bus, größtenteils grün lackiert, mit Ausnahme der blauen Beifahrtür. Er quetschte sich in eine Parklücke auf der anderen Straßenseite. Dann stieg der Fahrer aus, ebenso der Beifahrer. Der Fahrer zog die seitliche Schiebetür auf, und drei weitere Passagiere kamen zum Vor-

schein. Alle hielten Zettel in der Hand, vielleicht Einkaufslisten. Sie verteilten sich und verschwanden jeder in einer anderen Richtung.

»Bleib hier«, sagte ich zu Bel.

Bis ich das Café verlassen hatte, waren sie nicht mehr zu sehen. Ich überquerte die Straße und ging einmal um den VW-Bus herum. Er war vierundzwanzig Jahre alt, zwei Jahre älter als Bel. Die Kanten der Kotflügel und Türen waren stark angerostet, und die Karosserie sah insgesamt ziemlich rampaniert aus, aber der Motor hatte vorhin noch ganz zuverlässig geklungen. Ich warf einen Blick durch die Frontscheibe. Die Karre war noch für drei weitere Monate zugelassen. Wäre interessant gewesen zu sehen, ob sie die nächste Hauptuntersuchung auch noch schaffen würde. Im hinteren Teil des Busses lagen ein paar Einkaufstüten und leere Pappkartons. Die Sitzbänke waren abmontiert worden, um mehr Platz zu schaffen. Auf dem Boden lag ein schmutziger Teppich, auf dem ein Reservekanister stand.

Die Passagiere hatten wie New Ager ausgesehen: Pferdeschwänze, selbstgedrehte Zigaretten und zerrissene Jeans. Sie hatten diesen schlaksigen Gang, der eine Post-Hippie-Haltung verriet. Die wenigen New Ager, die ich bislang kennengelernt hatte, waren ein ganzes Stück taffer als ihre Vorfahren in den Sechzigern. Sie gaben sich zynisch, und statt aus dem System auszusteigen, wussten sie, es zu ihrem Vorteil auszunutzen. Sah man von ihrer äußereren Erscheinung ab, hatte ich für diejenigen, die ich getroffen hatte, eine Menge übrig.

»Stimmt was nicht?«

Ich drehte mich um. Der Fahrer stand da und zündete sich gerade eine Zigarette aus einem neuen Päckchen an.

»So wie Sie guckten«, fuhr er fort, »dachte ich, wir hätten einen abgefahrenen Reifen oder so.«

Ich lächelte. »Nein, nichts dergleichen.«

»Vielleicht möchten Sie den kaufen?«

»Ziemlich nah dran. Ich hatte früher selbst mal so einen, hab länger keinen mehr gesehen.«

»Wo war das?«

»Drüben in den Staaten.« Genau genommen hatte nicht ich einen gehabt, sondern die New Ager, denen ich dort über den Weg gelaufen war.

Der Fahrer nickte. »Da drüben gibt's noch ne ganze Menge davon, vor allem an der Westküste.«

»Stimmt«, sagte ich. »Da streuen sie kein Salz.«

»Genau. Da halten die länger als diese Rostlaube.« Er verpasste dem Bus einen freundschaftlichen Klaps.

»Bei dem, den ich hatte, ist die Maschine geplatzt. Ich hatte ihm einen Doppelvergaser eingebaut.«

Er schüttelte den Kopf. »Das war ein Fehler. Sie sind aber nicht aus der Gegend, was?«

»Nein, woran merken Sie das?«

»Sie reden. Das tut hier nicht jeder.«

»Sie sind also auch kein Einheimischer?«

»Ich wohn noch nicht lange hier.«

Er zog an seiner Zigarette und betrachtete die Glut. Er war in den Zwanzigern, eher in Bels als in meinem Alter, hatte kurzes, welliges, schwarzes Haar, einen Siebentagebart und trug dunkelrotbraune Doc Martens zu fleckigen Jeans und einem dicken Holzfällerhemd.

»Ich bin nur auf der Durchreise«, erklärte ich.

»Na, dann viel Spaß.« Er knipste die Glut ab und steckte die Zigarette in das Päckchen zurück, stieg dann in den Bus und schaltete irgendwelche Musik ein. Was ihn betraf, war ich schon weg.

Ich ging ins Café zurück und holte Bel ab.

»Ich hätte beinah losgeschrien, als ich gesehen hab, wie er aus dem Laden kam«, sagte sie. »Ich wusste, dass du ihn nicht sehen konntest. Was hat er gesagt?«

»Nicht viel. Komm.«

Wie stiegen in den Escort und fuhren in die Richtung, aus der der VW-Bus gekommen war. Sobald wir außer Sichtweite waren, parkte ich am Straßenrand.

»Du glaubst, das sind sie?«

»Den Eindruck hab ich. Wir werden's herausfinden.«

Also warteten wir im Auto, bis sich der Bus mit seinem hochtourig drehenden Motor ankündigte. Zu meiner Erleichterung fuhr er ziemlich schnell. Ich hatte nicht viel Erfahrung im Verfolgen von Fahrzeugen, aber ich wusste, dass ich bei dem wenigen Verkehr auf den Landstraßen, Probleme damit gehabt hätte, von einem schleichenden VW-Bus den nötigen Abstand zu halten. Die Karre besaß keine Außenspiegel, was die Sache erleichterte, da der Fahrer in seinem Rückspiegel wahrscheinlich nicht viel mehr als die Köpfe seiner Passagiere sehen konnte. Die Häuser lichteten sich, je weiter wir fuhren, und ein plötzlicher Regenschauer zwang uns, vom Gas zu gehen - den Fahrer des Busses allerdings nicht. Schließlich endete die asphaltierte Straße, wir fuhren durch ein Gattertor und dann weiter auf einem Schotterweg. Ich bremste.

»Was gibt's?«, fragte Bel.

»Wenn er uns im Rückspiegel sieht, weiß er, dass wir daselbe Ziel wie er haben. Was glaubst du wohl, wie viele Häuser an dieser Straße liegen?«

»Wahrscheinlich bloß das eine.«

»Eben, also kann er uns ja eigentlich gar nicht entkommen, oder? Wir warten hier ein Weilchen, und dann fahren wir ihm in aller Ruhe nach.«

»Und was sagen wir, wenn wir da sind?«

»Nichts, dieses erste Mal noch nichts. Wir schauen uns das Ganze nur aus sicherer Entfernung an.«

Ich warf einen Blick in den Rückspiegel. Ich erwartete zwar keine anderen Fahrzeuge, aber ...

Das Tor hinter uns war geschlossen.

Ich drehte mich auf dem Sitz herum, als traute ich dem Spiegel nicht.

»Was ist los, Michael?«

Draußen standen mehrere Gestalten. Ein Mann riss die Beifahrertür auf. Bel stieß einen Schrei aus. Der Mann bückte sich und schaute uns an. Er war groß und kräftig, durchnässt und schien zu frieren, und sein Bart sah so aus, als würden Fausthiebe wirkungslos von ihm abprallen.

»Bleibt auf dem Weg«, sagte er. Er hatte einen englischen Akzent. »Sind noch knapp anderthalb Kilometer.«

»Können wir Sie mitnehmen?«, fragte ich. Aber er knallte die Tür wieder zu. Jetzt zählte ich vier Männer, alle hinter unserem Auto aufgebaut. Wenn ich den Rückwärtsgang einlegte und genug Gas gab, hätte ich sie auseinanderscheuchen und vielleicht durch das Tor brechen können. Aber es wirkte wie ein sehr stabiles Tor, und da wir schließlich da waren, wo wir hinwollten, konnten wir ebenso gut weiterfahren.

Also fuhr ich im Schritttempo vorwärts. Die Männer folgten uns zu Fuß.

»Michael...«

»Vergiss nur nicht unsere Geschichte, Bel, das ist alles, woran wir denken müssen.«

»Aber Michael, die haben uns *erwartet*.«

»Vielleicht wird das Tor ja auch rund um die Uhr bewacht.« Aber ich war selbst nicht allzu sehr davon überzeugt. Der Mann hatte nicht gefragt, was wir wollten oder ob wir uns verfahren hatten. Es stimmte, man hatte uns erwartet.

Schön, sie mochten uns erwartet haben, aber mit dem, was ich im Kofferraum hatte, rechneten sie wohl kaum.

Der MP5.

Die Kommune lag in einem kleinen, von einem Bach durchflossenen Tal. Sie erinnerte mich an eine dieser frühen Wildwestsiedlungen, unmittelbar bevor die Schurken in die Stadt geritten kamen. Die Häuser, kaum mehr als Hütten, waren aus Holz gebaut. Hier und da standen ein paar Fahrzeuge herum, von denen nur die Hälfte so aussah, als würde sie noch be-

nutzt werden, während die anderen sich in einem mehr oder weniger fortgeschrittenen Stadium des Verfalls befanden. Sonnenkollektoren starrten in Richtung einer Sonne, die sich nicht blicken ließ. Ein großes Stück Land war gerodet und kultiviert worden, und ein paar magere schwarze Schweine versuchten sich an der Urbarmachung eines weiteren Stücks. Ich entdeckte Ziegen und Hühner und an die dreißig Leute, von denen einige, durchweg Frauen, gerade mithalfen, den VW-Bus zu entladen. Als wir hielten, nickte uns der Fahrer des Busses zu. Ich stieg aus.

»Sie wollen also doch ein Angebot machen?«, fragte er und verpasste dem VW-Bus wieder einen Klaps.

Aus der größten Hütte trat ein älterer Mann. Er forderte uns mit einer Geste auf hereinzukommen.

Innen war die Hütte spartanisch eingerichtet, aber auch nicht spartanischer als viele Junggesellenwohnungen oder Hotelzimmer. Die Möbel wirkten selbstgeschreinert. Auf einem Tisch stand eine Lampe. Ich strich mit der Hand über ihren knorriegen Holzfuß.

»Sie sind also der Schreiner?«, sagte ich und wusste jetzt, warum man uns erwartet hatte.

Der Mann antwortete mit einem Nicken. »Setzt euch«, sagte er. Er selbst nahm nicht auf einem Stuhl Platz, sondern ließ sich auf dem Fußboden nieder. Ich machte es ebenso, aber Bel griff sich einen Stuhl. An der Wand über dem Kamin hing ein großes Foto eines mild dreinblickenden Jeremiah Provost. Er sah jünger aus als auf manchen der Zeitungsfotos, die ich gesehen hatte. An einer anderen Wand hing ein Bildteppich, und auf diesem eine Uhr, deren Zifferblatt aus einer Baumscheibe bestand.

»Ihr habt euch nach dieser Gemeinschaft erkundigt«, sagte der Mann, ohne Zeit mit Vorstellungen zu vergeuden.

»Ist das ein Verbrechen?«, fragte Bel. Er richtete den Blick auf sie. Seine Augen waren geringfügig weiter geöffnet als normal, als wäre er Zeuge eines Wunders gewesen, das er

noch immer nicht ganz begreifen konnte. Er trug einen langen, von Silbersträhnen durchzogenen Bart. Ich fragte mich, ob die Länge des Barts in dieser Kommune etwas über den sozialen Status des jeweiligen Trägers aussagte. Das Gesicht des Mannes hatte diese typische Frischluftbräune, die das ganze Jahr über hält, und er war in Arbeitskluft, bis hin zu den schweren Arbeitshandschuhen, die aus dem Bund seiner ausgebeulten braunen Kordhose ragten. Sein Haar war schütter und fettig und stark angegraut. Er musste in den Vierzigern sein und machte den Eindruck, als wäre er nicht schon immer Schreiner gewesen.

»Nein«, sagte er, »aber es ist uns lieber, wenn sich Besucher erst vorstellen.«

»Das lässt sich leicht nachholen«, meinte Bel. »Ich bin Belinda Harrison, und das ist ein Freund von mir, Michael Weston. Wer sind Sie?«

Der Mann lächelte. »Ich höre Angst und Zorn in deiner Stimme, Belinda. Es klingt so, als würden dich diese Gefühle beherrschen. Nützen können sie dir aber, wenn überhaupt, nur dann, wenn *du sie* beherrschst.«

»Solche Sprüche hab ich schon dutzendweise in Frauenzeitschriften gelesen, Mr....«

»Ich heiße Richard, einfach nur Rick.«

»Rick«, sagte ich, meine Stimme ganz Honigseim und Diplomatie, »Sie gehören zu den Disciples of Love, stimmt's? Denn andernfalls wären wir hier am falschen Ort.«

»Du bist da, wo du sein willst, Michael.«

Ich wandte mich zu Bel. »Dann frag ihn, Belinda.«

Sie nickte knapp. »Ich bin auf der Suche nach meiner Schwester, sie heißt Jane.«

»Jane Harrison? Du glaubst, dass sie hier ist?«

»Ja, das glaube ich.«

»Und wie kommst du darauf?«

»Als sie durchgebrannt ist, habe ich mich in ihrem Zimmer umgesehen, und sie hatte Artikel aus Zeitungen und Illustrerten gesammelt, die alle von den Disciples of Love handelten.«

»In einem davon«, fügte ich ruhig hinzu, »stand, Ihre sei die einzige Niederlassung der Sekte in Großbritannien.«

»Tja, Michael, das stimmt, allerdings planen wir, bald einen neuen *chapter* in Südengland zu gründen. Kennst du London eigentlich?«

»Wir kommen gerade von dort.«

»Meine Heimatstadt«, sagte Rick. »Wir hoffen, ein Stück Land zwischen Beaconsfield und Amersham kaufen zu können.«

Ich nickte. »Beaconsfield kenne ich. Wäre es vielleicht möglich, dass Jane dort ist und mithilft, diesen neuen ... *chapter* aufzubauen? Ich gehe davon aus, dass sie sich *hier* nicht befindet, sonst hätten Sie es ja wohl gesagt.«

»Nein, wir haben hier niemanden mit Namen Jane. Wenn ich wüsste, wie sie aussieht, würde es die Sache vielleicht erleichtern.«

Bel zog ein Foto aus der Tasche und reichte es ihm. Während Rick es sich ansah, beobachtete ich sein Gesicht. Es war das Foto, das wir aus der Wohnung in Upper Norwood mitgenommen hatten, das, auf dem Scotty Shattuck mit seiner Freundin zu sehen war.

»Das ist sie«, sagte Bel, »vor ungefähr einem Jahr aufgenommen.«

Rick starrte weiter auf das Foto und schüttelte dann den Kopf. »Nein. Diese Frau habe ich noch nie gesehen.«

»Sie könnte sich in der Zwischenzeit die Haare kürzer geschnitten haben«, erklärte Bel. Sie entwickelte sich zu einer richtig guten Schauspielerin.

»Sehen Sie es sich bitte noch einmal an«, drängte ich. Er tat wie ihm geheißen. »Sie ist mit ihrem Freund durchgebrannt, das ist der auf dem Foto.«

»Tut mir leid, Belinda.« Rick gab ihr das Foto zurück.

»Und Sie sind sicher, dass sie nicht gerade mithilft, Ihre neue Dependance aufzubauen?«

»Wir sagen *chapter* dazu, Michael. Nein, das ist absolut unmöglich. Das Land gehört uns noch gar nicht, es gibt auch einen anderen Interessenten. Keines von unseren Mitgliedern ist zurzeit da unten.«

Jetzt sah ich, dass in einer Ecke des Zimmers, hinter Rick, ein Fax und ein Telefon standen.

»Sie stehen mit dem Makler in telefonischem Kontakt?« Rick nickte. »Noch einmal, es tut mir leid. Bel, warum stört es dich so, dass Jane von zu Hause weggegangen ist? Darf sie nicht ihre eigenen Entscheidungen treffen?«

Vielleicht ging das Theaterspielen allmählich über ihre Kräfte. Jedenfalls brach Bel in Tränen aus. Rick sah sie verdutzt an.

»Wenn Sie ihr vielleicht ein Glas Wasser holen könnten...«, bat ich und legte ihr einen Arm um die Schultern.

»Natürlich.« Rick stand auf und verließ den Raum. Als ich Bel anblickte, lächelte sie und zwinkerte mir zu.

Ich stand ebenfalls auf und schaute mich ein bisschen um. Ich weiß nicht, wonach ich eigentlich suchte, da im Zimmer nichts zu sehen war, worin man irgendetwas hätte verstecken können. Auf dem Fax und dem Telefon standen keine Nummern, aber das Fax hatte Zielwahltasten. Ich drückte auf die 1, und auf dem LCD-Display erschien die internationale Vorwahl für die USA, dann 212 - die Vorwahl für den Bundesstaat Washington - und die ersten zwei Ziffern der eigentlichen Nummer. Rick stand also mit der Weltzentrale der Disciples über Fax in Verbindung. Die Taste 2 lieferte eine weitere Washingtoner Nummer, während 3 eine einheimische ergab.

Bel wischte sich die Augen und schniefte, als Rick zurückkam. Er sah mich neben dem Faxgerät stehen.

»Komisch«, sagte ich, »ich hatte eigentlich gedacht, der Sinn einer solchen Siedlung wäre, jeden Kontakt zur Außenwelt abzubrechen.«

»Ganz und gar nicht, Michael. Wie viel weißt du über die Disciples of Love?«

Ich zuckte die Achseln. »Bloß, was Belinda mir erzählt hat.«

»Und diese Informationen hat *sie* wiederum aus Magazinen, die mehr daran interessiert sind, Geschichten zu erzählen, als die Wahrheit zu verbreiten. Wir pflegen keine jungen Leute dazu zu verführen, sich uns anzuschließen, um sie anschließend einer Gehirnwäsche zu unterziehen. Wer hier nicht glücklich ist und deswegen weiterziehen möchte, der zieht eben weiter. Wir haben nichts dagegen. Es tut uns lediglich leid, sie gehen zu sehen. So wie ihr euch hier angeschlichen habt, könnte man meinen, wir seien Guerilleros oder Kidnapper. Wir versuchen lediglich, ein einfaches Leben zu führen.«

Ich nickte nachdenklich. »Ich meine, ich hätte was von einer Ministerin gelesen, die...«

Rick lachte. »Ach ja, die Sache. Wie hieß die Frau noch mal?« Ich zuckte wieder die Achseln. »Trotz allem, was ihre Tochter ihr sagte, war sie davon überzeugt, man würde sie gefangen halten. Keine unserer Missionen ist ein Gefängnis, Michael. Sieht das hier etwa aus wie eine Zelle?«

Ich räumte ein, dass dem nicht so war. Mittlerweile glaubte ich auch, dass Rick Scotty Shattuck noch nie in seinem Leben gesehen hatte. Er hatte sich das Foto sehr genau angeschaut und nicht das leiseste Anzeichen von Wiedererkennen gezeigt. Was bedeutete, dass unsere ganze Reise pure Zeitverschwendungen gewesen war.

»Prendergast«, sagte Rick, »so hieß die Frau. Wisst ihr, es würde mich nicht wundern, wenn sie ihrer Tochter einen irreparablen seelischen Schaden zugefügt hätte. Und nach dem, was *ich* gelesen habe, ist die Tochter jetzt eine Gefangene in ihrem eigenen Heim. Sie darf nur in Begleitung eines Aufpas-

sers aus dem Haus. Wer ist also der Schurke in diesem Theaterstück?« Als er mit seinem Vortrag fertig war, wandte er sich zu Bel. »Geht's dir jetzt ein bisschen besser?«

»Ja, danke.«

»Gut. Ihr hattet eine lange Anfahrt von London hierher, und es tut mir leid, dass sie umsonst gewesen ist. Darf ich euch herumführen? Wenn Jane sich für uns interessiert, könnte es ja sein, dass sie früher oder später hierherfindet. Ich kann euch nicht versprechen, euch dann zu informieren... das müsste, wenn, schon *sie* tun. Aber wenigstens kann ich euch vorab davon überzeugen, dass wir sie nicht hinter Schloss und Riegel halten würden.«

»Das wäre nett, ja.«

Er führte uns nach draußen, hielt sich beim Gehen sehr aufrecht und schwang die Arme langsam vor und zurück. Ich vermutete, dass er an dem Morgen meditiert oder Drogen genommen hatte. Draußen stand der VW-Bus-Fahrer, eine Hand auf der Kofferraumhaube, neben unserem Escort. Ich suchte sein Gesicht nach irgendwelchen Hinweisen darauf ab, dass er einen Blick hineingeworfen hatte, aber der Kofferraum war abgeschlossen, und der Typ sah nicht danach aus, als ob er mit Dietrichen so geschickt umgehen konnte wie Bel.

»Ich führe eben Belinda und Michael herum«, sagte Rick zu ihm. »Häufelt schon jemand die Kartoffeln?«

Der Fahrer verstand den Wink und ging sich einen Spaten besorgen.

Unsere Besichtigungsrunde dauerte nicht lange. Rick erklärte, dass Jeremiah Provost für ein Gleichgewicht zwischen Wildnis und Zivilisation eintrat, weswegen ein großer Teil des Landes unbebaut geblieben war. Er führte uns in den Wald und zeigte uns, dass sie für Brennstoff und Baumaterial Bäume fällten, aber Bäume, die von selbst umfielen, liegen ließen.

»Warum?«

»Weil sie Nährstoffe an den Boden abgeben und schließlich selbst zu einem Nährboden für andere Pflanzen werden.«

Ich sah Bel an, dass sie das Ganze langsam satt hatte. Am Ende würde sie vielleicht noch vergessen, dass sie angeblich eine verschollene Schwester suchte.

»Wir sollten uns jetzt besser auf den Weg machen«, sagte ich. Rick begleitete uns zum Auto und gab uns die Hand.

»Belinda kann sich freuen, einen Freund wie dich zu haben«, meinte er.

»Ich glaub, das weiß sie.«

Bel saß schon auf dem Beifahrersitz, bevor Rick um den Wagen herumgehen konnte. Sie winkte ihm zu, aber ohne zu lächeln oder ihr Fenster herunterzukurbeln. Rick legte die Hand flach an die Fensterscheibe, zog sie dann weg und trat ein paar Schritte zurück.

»Von dem Kerl hab ich Gänsehaut gekriegt«, sagte Bel, während wir den Schotterweg entlang zurückfuhren.

»Ich fand ihn ganz okay.«

»Vielleicht bist du zu gutgläubig.«

»Vielleicht, ja.«

Von unserem Empfangskomitee war weit und breit nichts zu sehen, aber als wir das Tor erreichten, hatte es jemand für uns geöffnet. Ich preschte zurück nach Oban und zerbrach mir den Kopf, wie es jetzt weitergehen sollte.

15

Hoffer bekam Kline nicht wieder zu Gesicht, worüber sich der nur freuen konnte. Hoffer litt an den übelsten Kopfschmerzen seit der Schweinebuchtkrise. Er hatte versucht, zu einem Arzt zu gehen, aber das Londoner Gesundheitssystem war der reinste Witz. Der einzige Arzt, der sich dazu bereit erklärte, ihm einen Termin zu geben, hatte ihm anschließend eine gesündere Ernährung und etwas Paracetamol empfohlen.

»Wollen Sie mich verarschen?«, brüllte Hoffer. »Solche Sachen sind in den Staaten *verboten!*«

Aber Tylenol oder Kodein waren nirgendwo aufzutreiben, also begnügte er sich mit Aspirin, wovon er Sodbrennen und eine noch üblere Laune bekam. Er hatte den Arzt nach der Möglichkeit einer Gehirn-CT gefragt - schließlich zahlte er ja für den Arztbesuch, da konnte er auch wohl was für sein Geld erwarten -, doch der Mann hatte ihm tatsächlich ins Gesicht gelacht. Offensichtlich war es in Großbritannien nicht Usus, Ärzte zu verklagen. Wenn man in den Staaten zum Arzt ging, wurde man praktisch im Rollstuhl vom Wartezimmer ins Sprechzimmer gefahren, damit man nicht am Ende über den Teppich stolperte und sofort nach dem Anwalt zu rufen begann.

»Sie können von Glück sagen, dass ich meine Knarre nicht dabei habe«, hatte Hoffer dem Arzt gedroht. Aber selbst dann noch hatte der Mann geglaubt, er würde Witze machen.

Folglich war er nicht in allerbester Stimmung, als er bei Draper Productions ankam. Kaum hatte Draper erfahren, wer er war, begann der Typ Luftsprünge zu machen. Er sagte, er hätte über Hoffer gelesen. Er sagte, Hoffer wäre praktisch der bekannteste Privatdetektiv der Welt, und fragte, ob jemand schon ein Feature über ihn gemacht hätte.

»Sie meinen, fürs Fernsehen?«

»Ich meine fürs Fernsehen.«

»Tja, äh, ich hab heute einen TV-Auftritt, aber nur als Guest in so einer Talkshow.« An dem Morgen war die Bestätigung gekommen, dass Hoffer für einen mit Grippe darniederliegenden Comedian einspringen würde.

»Ich denke an etwas Größeres, Leo, glauben Sie mir.«

Also war ein Geschäftssessen in einem Restaurant fällig gewesen, in dem die Beschreibungen der einzelnen Gerichte auf der Speisekarte mehr Platz einnahmen, als anschließend die Gerichte selbst auf dem Teller. Nach dem Lunch hatte Hoffer sich noch anderswo einen Hamburger reinziehen müssen. Joe Draper fand das wahnsinnig komisch. Es sah ganz danach aus, als ob heute jeder Hoffer zu seinem Lieblingskomiker erküren

würde. Draper wollte nach New York kommen und Hoffer bei der Arbeit begleiten, ganz im »Fly-on-the-wall«-Stil.

»Das könnten Sie nie senden, Joe. Das meiste von dem, was ich tue, ist nicht familientauglich.«

»Wir können jederzeit schneiden.«

Schon ziemlich am Anfang ihrer Bekanntschaft hatten Draper und Hoffer eine wichtige Gemeinsamkeit festgestellt. Vielleicht lag es an Hoffers dauerndem Schniefen und Nasenputzen und Über-Sommerallergien-Fluchen. Draper hatte als Erster etwas Nasenpuder vorgeschlagen, und Hoffer hatte sein Laguiole gezückt.

»Hübsche Klinge«, sagte Draper, während er in eine Schublade seines Schreibtischs griff und einen Spiegel hervorholte ...

So dauerte es alles in allem schon ein Weilchen, bis Hoffer tatsächlich dazu kam, nach Eleanor Ricks zu fragen.

»Lainie«, sagte Draper im Restaurant, »war eine Löwenbändigerin, glauben Sie mir. Ich meine, im Berufsleben. Gott, das ist der beste *pâté*, den ich jemals gekostet habe!«

Hoffer hatte seine *salade langoustine* schon aufgegessen. Er goss sich ein Glas weißen Burgunder ein und wartete.

»Sie war toll, wirklich«, fuhr Draper fort, während er Brot butterte, als wäre er ein Küchengehilfe. »Ohne sie haben sich drei meiner anstehenden Projekte in Rauch aufgelöst.« Er zerquetschte etwas Gänseleberpastete auf der Brotscheibe, faltete diese zusammen und steckte sie sich in den Mund.

»Wie viel würde ich für diesen Dokumentarfilm bekommen?«, fragte Hoffer.

»Himmel, wir reden noch nicht von Geld, Leo. Wir müssen eine Kalkulation erstellen, dann das fertige Paket den Geldgebern vorlegen. Das letzte Wort haben *die*.«

»Woran arbeitete Eleanor gerade, als sie starb?«

»An den Disciples of Love.«

»Ich glaube, ich hab den Film gesehen.

»Das ist kein Film, das ist eine Sekte.« Also musste Draper jetzt einiges *darüber* erzählen. »Ich hab Infomaterial im Büro. Ich sollte es eigentlich verkaufen, nicht einfach so verschenken. Zwei Detectives waren da und haben zwei Kopien mitgenommen, zusätzlich zum halben Dutzend, das ich sowieso schon verteilt hatte. Hat sich aber gelohnt. Die eine hat vorgeschlagen, dass Molly Prendergast Lainies Disciples-Projekt fortsetzen könnte.«

»Das ist die Frau, mit der sie zusammen war, als sie erschossen wurde?«

»Genau.«

»Und wer waren diese zwei Detectives?«

»Der Mann hieß Inspector Best.«

»West?«, schlug Hoffer vor. »Und seine Kollegin war eine gewisse Harris?«

»Ach, Sie kennen die beiden?«

»Allmählich kommt es mir so vor«, antwortete Hoffer. »Haben die sich danach erkundigt, welche Farben Ms. Ricks am liebsten trug?« Draper nickte.

»Geradezu unheimlich!«, meinte er.

»Das ist so eine angeborene Fähigkeit - meine Großmutter war Hellseherin. Joe, ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie mir alles geben könnten, was die beiden bekommen haben.«

»Sicher, gar kein Problem. Aber jetzt reden wir über Sie...«

Nach dem Lunch und dem Hamburger-Nachtisch gingen sie zurück in Drapers Büro, um das »Disciples of Love?«-Dossier zu holen und sich eine abschließende Nase reinzuziehen. Hoffer gab Draper seine Geschäftskarte, sagte aber, der Produzent solle erst anrufen, wenn er konkrete Zahlen habe.

»Und nicht vergessen, Joe, ich rechne nach Stunden ab.«

»Genau wie alle Nutten, die ich kenne. Was aber nicht heißt, dass sie keine guten Menschen wären.«

Die Fernsehsendung sollte am Spätnachmittag aufgezeichnet und am folgenden Morgen ausgestrahlt werden. Hoffer ging

in sein Hotel zurück, um sich zu waschen und umzuziehen. Er hatte sich für den Anlass ein paar neue Sachen gekauft und darauf spekuliert, dass er sie wahrscheinlich als Betriebskosten würde absetzen können. Er schaute in den Spiegel und fühlte sich wie ein Hochstapler. Er sah gut aus. Der Anzug war bequem geschnitten, ein Ding aus dunkelblauer Wolle. Sogar die Hose war gefüttert, wenn auch nur bis zu den Knien. Diese Londoner Schneider beherrschten wirklich ihren Job. Und mit Preisen kannten sie sich auch aus, die Ärsche.

Mit dem weißen Hemd und der roten Paisleykrawatte machte er wohl einen ausreichend seriösen und telegenen Eindruck. Es war nicht immer leicht, beides gleichzeitig zu erreichen. Ein Taxi sollte ihn abholen, also brauchte er nichts weiter zu tun, als zu warten. Der Hamburger lag ihm im Magen, also schluckte er etwas dagegen, legte sich dann aufs Bett und sah fern. Das Telefon klingelte, und er nahm ab.

»Ja?«

»Mr. Hoffer, an der Rezeption liegt ein Brief für Sie.«

»Was für ein Brief?«

»Ein Bote hat ihn gerade gebracht.«

»Okay, hören Sie zu, ich erwarte ein Taxi, das mich ins Fernsehstudio bringen soll.« Er konnte es sich nicht verkneifen, obwohl er das der Rezeptionistin schon einmal erzählt hatte. »Ich breche in ungefähr fünf Minuten auf, ich hol den Brief dann auf dem Weg nach draußen ab.«

»Ja, Sir.«

Hoffer legte schnell auf. Seine Eingeweide meldeten sich zu Wort, und er stürzte ins Bad.

Als er in seinem Taxi saß, sagte er sich, dass es doch eher an den Langusten liegen musste. Es sei denn, er bekam allmählich ein Geschwür oder was in der Art; der Schmerz fühlte sich ganz danach an, eine Art Krampf. Er packte seine Eingeweide und quetschte sie zusammen, ließ dann wieder los. Irgendwas mit dem Dickdarm vielleicht. Nein, es war nur das Essen. Egal wie luxuriös sich ein Restaurant auch gab - seine

Küche war und blieb trotzdem eine Küche, und Krustentiere waren und blieben Krustentiere.

Er riss den braunen Umschlag auf, der an der Rezeption auf ihn gewartet hatte, und erkannte an der Handschrift, in der sein Name geschrieben war, dass der Brief von Barney stammte. Im Umschlag lag lediglich ein maschinengeschriebenes Blatt. Jesus Maria, der Mann hatte das wirklich selbst getippt, aber wichtig waren nur zwei Zeilen: die zwei Adressen in Yorkshire. Der Waffenhändler namens Darrow wohnte in Barnsley, während der mit Namen Max Harrison in der Nähe von Grewelthorpe lebte.

»Grewelthorpe?«, sagte Hoffer laut, als traute er seinen Augen nicht.

»Was ist das, Chef?«, fragte der Taxifahrer.

»Ein Ort oder so.«

»Nie von gehört.«

»Liegt in Nord-Yorkshire.«

»Dann ist ja alles klar, weiter nördlich als Rickmansworth bin ich noch nie gewesen. Yorkshire ist Ausland, hier runter kommen die Eingeborenen nur zu Rugby- oder Fußballspielen. Komische Typen, das können Sie mir glauben. Sie arbeiten also beim Fernsehen?«

Bislang hatte dieser Trip Hoffer lediglich fünf kurze Zeitungsinterviews, ein Feature in einer Sonntags-»Lifestyle«-Beilage, einen Artikel in einer Illustrierten, den er sich mit einem bald anlaufenden Kriminalthriller hatte teilen müssen, und ein halbes Dutzend kurze Radiobeiträge eingebracht. Aber jetzt war das Fernsehen auf ihn aufmerksam geworden, und er schwatzte der Produktionsassistentin das Versprechen ab, dass er eine Kopie der Aufzeichnung bekommen würde.

»Wird aber auf einem amerikanischen Gerät nicht laufen«, warnte sie ihn.

»Dann kaufe ich mir eben einen britischen Videorecorder.«

»Aber vergessen Sie nicht, wir haben hier 240 Volt.«

»Scheiße, dann besorg ich mir eben einen Trafo!«

»Ich versuch Ihnen doch nur zu helfen.«

»Ich weiß, Entschuldigung, ich bin bloß ein bisschen nervös.«

Während sie ihn dann endlos lange Korridore entlangführte, erklärte sie, dass es außer ihm noch drei Gäste geben würde: einen Modedesigner, einen schwulen Fußballspieler und eine Schriftstellerin. Sie lächelte ihm zu.

»Sie stellen die härtere Seite der Show dar.«

»Falls ich diesen verdammten Gewaltmarsch überlebe«, ächzte Hoffer. Dann kam ihm eine Idee. »Haben Sie hier im Haus eine Bibliothek?«

»So was Ähnliches, wir haben ein Recherchenarchiv.«

Hoffer blieb abrupt stehen und schnappte nach Luft.
»Könnte ich Sie um einen *großen* Gefallen bitten?«

»Sie meinen, um *noch* einen großen Gefallen.« Die Assistentin warf einen Blick auf ihre Armbanduhr und seufzte. Sie hatte wahrscheinlich schon Gäste gehabt, die sie gebeten hatten, ihnen einen zu blasen. Und im Vergleich dazu, sagte sich Hoffer, war sein Wunsch wahrlich bescheiden.

»Schießen Sie los«, sagte sie, »worum geht's?«

Also sagte Hoffer es ihr.

Die Talkshow selbst war eine Tortur, und sie mussten alle in Sesseln sitzen, wie sie sich Torquemada als Kackstuhl für besonders verstockte Häretiker ausgedacht hätte. Sie alle außer dem Gastgeber natürlich. Jimmy Bridger, wie der schwule Soccer-Spieler Hoffer in der »Hospitality Lounge« erklärte, war zuerst Sportler, dann Sportkommentator gewesen und jetzt TV-Moderator. Hoffer hatte ein paar Fragen für den Soccer-Spieler auf Lager, wie zum Beispiel, ob sich nach einem Match jemand zu ihm unter die Dusche traute, aber er würde vielleicht einen Verbündeten vor der Kamera brauchen, also erzählte er dem Typen stattdessen, dass jede Menge amerika-

nische Football- und Baseballmachos ebenfalls Schwuchteln seien.

Dann gingen sie ins Aufnahmestudio. Das Publikum bestand aus Frauen, die um vier Uhr nachmittags eigentlich Beseres zu tun hätten haben sollen. Jimmy Bridger verspätete sich, und zwar so sehr, dass Hoffer, dem es schon eng zu werden begann, mit dem Gedanken spielte, sich umzusetzen. Bridgers Sessel war eine ausladende schwammweiche Angelegenheit voller Kurven und Kanten. Er stand leer da, während der Produzent der Show das Publikum aufwärmte. Er erzählte ein paar Gags, ließ die Leute aufs Stichwort klatschen und so weiter. Das Fernsehen war auf der ganzen Welt das Gleiche, ein beschissenes Irrenhaus. Manchmal schwer zu erkennen, wer die Wärter waren.

Auch Jimmy Bridger sah wie ein Irrer aus. Er hatte eine gigantische wellige Haarkonstruktion auf dem Kopf, die wie ein besonders extravagantes Softeis wirkte, und sein Jackett war so schrill, dass es eine Störung der öffentlichen Ordnung darstellte. Sein Auftritt wurde von einem - zum Teil sogar spontanen - tosenden Applaus begleitet. Hoffer wusste, dass Gastgeber von Talkshows sich normalerweise gern vorab mit ihren Gästen unterhielten, um Grundregeln festzulegen, abzuklären, was für Fragen vielleicht nicht willkommen sein würden und Ähnliches mehr. Dass Bridger so spät kam, bewies entweder ein Übermaß an Selbstvertrauen oder eine an Verachtung grenzende Geringschätzung seiner Gäste, was mehr oder weniger auf das Gleiche hinauslief. Bevor die Aufzeichnung begann, gab er jedem Gast die Hand, entschuldigte sich für sein Zuspätkommen mit irgendeiner Story, aber man sah ihm an, dass es ihm in allererster Linie um sein Publikum ging. Er *liebte* es einfach. Er küsste ein paar Omis in der ersten Reihe ab. Hoffer hoffte, dass genügend Bahnen für die zu erwartenden Herzinfarkte bereitstanden.

Endlich ging's los. Wie Hoffer gehofft hatte, wandte sich Bridger als Erstes an ihn.

»Also, Mr. Hoffer, was tut einer der härtesten Privatdetektive New Yorks hier in England?«

Hoffer setzte sich um und beugte sich zu Bridger vor. »Nun, Sir, ich fürchte, Sie verwechseln mich mit dem Gentleman neben mir. Sie müssen wissen, *ich* bin der schwule Footballspieler.«

Bridger warf seinem Produzenten einen verzweifelten Blick zu, und der Produzent schüttelte wütend den Kopf. Dann fing sich Bridger aber und brach in Gelächter aus; sämtliche Omis stimmten mit ein. Sie waren so aus dem Häuschen, dass sie selbst während einer dreifachen Bypassoperation Tränen gelacht hätten. Von da an ging's mit dem Interview bergab. Sie würden es für die morgige Übertragung wahrscheinlich auf ein paar Minuten zusammenschneiden.

Anschließend hatte Hoffer keine Lust, Bridger über den Weg zu laufen. Nun, das ließ sich leicht vermeiden. Bridger blieb im Studio, um Autogramme zu geben und weitere alte Damen abzuküssen. Hoffer verzog sich schnell ins »Grüne Zimmer«, wie die ihre Hospitality Lounge nannten. Es war ein kahler Raum mit Stühlen an den Wänden, der ein wenig an ein Arztwartezimmer erinnerte. Die Leute, deren Auftritt noch anstand, waren gewissermaßen Patienten, die auf die Resultate ihrer Biopsie warteten, während Bridgers Gäste gerade ihre Entwarnung bekommen hatten. Hoffer schüttete sich zwei Fingerbreit Scotch in den Hals.

»Ich dachte, der macht sich gleich in die Hose«, sagte der schwule Fußballer zu Hoffers Eröffnungsgag.

»Dieses Publikum hätte *das* ebenfalls geschluckt«, sagte Hoffer. »Und ich meine das wörtlich.« Er kippte einen weiteren Scotch, bevor er sich die Produktionsassistentin schnappte.

»Vergessen Sie das Band«, sagte er zu ihr. »Sie können mich ja damit überraschen, wenn ich in *This Is Your Life* auftrete. Was ist mit der anderen Sache?«

»Mandy von der Recherche wartet draußen.«

»Ausgezeichnet, dann geh ich zu ihr raus.«

»Gut.« Und du brauchst nicht wiederzukommen, gab ihr Ton zu verstehen. Hoffer warf ihr eine Kusshand zu und ließ der sein berühmtes Zungenflattern folgen. Sie machte ein gebührend unbeeindrucktes Gesicht. Es drohte noch ein ganz ordentlicher Tag zu werden.

Mandy war schätzungsweise neunzehn, hatte langes blondes Haar und eine modisch magersüchtige Figur.

»Sie könnten eine Fleischtransfusion vertragen«, meinte Hoffer. »Was haben Sie da?«

Er riss ihr den großen braunen Umschlag aus der Hand und zog mehrere xerokopierte Messtischblätter heraus.

»Ich bin da mit dem grünen Marker drübergegangen«, sagte sie.

Das sah Hoffer. Grewelthorpe: grün markiert. Die nächsten Dörfer waren Kirkby Malzeard und Mickley. Die lagen jeweils südlich und östlich davon. Im Westen kamen nur das Masham Moor und der Hambleton Hill, ein paar Teiche und große Flächen von straßenlosem Grau. Weiter südlich fiel ihm noch ein Dorf auf. Es hieß Blubberhouses. Was sollte das mit diesen Witznamen? Interessanter war da schon, dass die zwei Grewelthorpe am nächsten gelegenen größeren Ortschaften Ripon und Thirsk waren, die zwei Städtchen in Yorkshire, in denen Mark Wesley Geld abgehoben hatte.

»Helfen die Ihnen weiter?«, fragte Mandy.

»O ja, Mandy, die sind wunderschön, fast so wunderschön wie du, meine blasse Prinzessin.« Er legte ihr einen Finger an die Wange und streichelte sie. Sie fing an, ein ängstliches Gesicht zu machen. »Jetzt möchte ich, dass du mir noch einen Gefallen tust.«

Sie schluckte und machte ein zweifelndes Gesicht. »Was?«

»Erklär Onkel Leo, wo Yorkshire liegt.«

Eigentlich war es nicht nötig, die Smith & Wesson zu reinigen, aber Hoffer tat es trotzdem. Er wusste eins: Wenn er nur

nah genug an den D-Man herankam, würde es keine Rolle spielen, ob der Killer profimäßig bewaffnet war oder nicht - Hoffer würde ihm eine Kugel in die Kutteln jagen.

Als die Pistole gereinigt und geölt war, las er noch ein bisschen. Auf dieser Reise hatte sich eine Menge Lesestoff ange- sammelt: erst Infos über Hämophilie und jetzt zusätzlich das Material über die Disciples of Love. Er fand in der Geschichte der Sekte nichts, was CIA oder NSC besondere Bauch- schmerzen hätte bereiten können. Und doch war Kline hier, also *machte* sich irgendjemand irgendwo wegen irgendetwas große Sorgen. Er stellte sich vor, dass der Killer das gleiche Dossier wie er studierte. Was ging ihm wohl dabei durch den Kopf? Was würde er als Nächstes unternehmen? Würde er die Recherchen ab dem Punkt fortsetzen, an dem sein Opfer auf- gehört hatte? Das erschien Hoffer viel zu riskant, besonders wenn die Disciples wirklich die Auftraggeber des D-Man ge- wesen sein sollten.

Andererseits war der D-Man schon eine ganze Menge Risiken eingegangen, und jedes Risiko brachte ihn näher ans Ta- geslicht. Hoffer hatte einen Namen und eine Beschreibung, und jetzt hatte er auch noch Max Harrison. Er wusste, dass Bob Broome kein Dummkopf war; bald würde auch er die Verbindung herstellen. Aber Hoffer hatte einen Vorsprung. Das einzige Problem war: Er würde sich hinters Lenkrad klemmen müssen. Es gab keine Bahnhöfe in der näheren Um- gebung seines Ziels, also würde er einen Mietwagen nehmen müssen. Er hatte einen für nächsten Morgen bestellt und die Rezeption gebeten, seine Rechnung fertig zu machen. Ihm war klar, dass er eigentlich gleich hätte aufbrechen sollen, aber Nachtfahrten waren bei ihm nicht drin - jedenfalls nicht, wenn sein Ziel am Arsch der Welt lag und der Weg dorthin auf der falschen Straßenseite verlief.

Am nächsten Morgen würde er einen klaren Kopf brau- chen, also begnügte er sich mit einem Joint und ein bisschen Fernsehen im Zimmer. Dazu kam eine Librium, die ihm hof-

fentlich helfen würde, ihn in den Schlaf der Gerechten zu geleiten. Dass der ihm aufgrund besonderer persönlicher Verdienste zuteil werden würde, war ja nicht zu erwarten.

»Sei nicht so streng mit dir, Leo«, murmelte er. »Du bist der Gute. Du bist der Held... Jimmy Bridger hat dir das doch gesagt.« Er leerte das Glas Whisky, das neben seinem Bett stand und schaltete den Fernseher aus.

Auf dem Weg zum Klo bekam er plötzlich so ein eigenartiges Gefühl im Bauch, und er wusste, dass es diesmal kein Krebs und auch keine Darmfäule war, nichts, was er gegessen oder nicht gegessen hatte, kein verseuchtes Leitungswasser und auch nicht zu viel Schnaps.

Es war die schlichte Erkenntnis, dass in ein, zwei Tagen die ganze Angelegenheit erledigt sein würde.

Die Autovermietung hatte die übliche Auswahl an Schuhkartons auf Rädern, jeder einzelne davon mit so viel Charakter wie eine leere Pommestüte.

»Und welcher ist der Billigste?«

»Der Fiesta, Sir.«

Hoffer versuchte, den Preis runterzuhandeln, aber der Autovermieter sah sich leider außerstande, ihm entgegenzukommen. Nicht mal eine Blankoquittung war drin, da alles über Computer lief, und so konnte Hoffer seine Spesenabrechnung nicht aufstocken. Den Trick mit dem Linksverkehr hatte er bald raus: Solang man sich an Einbahnstraßen hielt, war's eigentlich kein Problem. Aber aus London rauszukommen war schwieriger, als er erwartet hatte. Zweimal musste er an roten Ampeln aussteigen und den Fahrer hinter ihm um Hilfe bitten und dann, wenn Grün kam, das Gehupe der anderen Autofahrer über sich ergehen lassen.

Er verfuhr sich so oft, dass er, nachdem er ein paarmal das Lenkrad mit der Faust traktiert hatte, einfach beschloss, darauf zu pfeifen. Er achtete nicht mehr auf Straßenschilder, er fuhr einfach nur noch nach Gefühl. Als er zum Mittagessen

hielt, gab er der Versuchung nach und fragte jemanden, wo er sei.

»Rickmansworth.«

Dann hatte er also die Nordgrenze der Welt seines Taxifahrers erreicht. Dadurch ermuntert, widerrief er seinen Entschluss und kaufte sich einen Straßenatlas, der ihm verriet, dass er ein bisschen querfeldein würde fahren müssen, um auf die richtige Straße zu kommen. Das britische Straßennetz sah insgesamt so aus, als hätte es ein Kind aufs Papier gekritzelt. Es war darin keinerlei Ordnung, keinerlei Sinn und Verstand zu erkennen. In den Staaten war Autofahren ganz einfach, sobald man aus den Städten raus war. Aber hier schienen die Städte nie zu enden, sie flossen einfach ineinander über, mit nur ein paar übriggebliebenen Klecksen Grün dazwischen.

Als er weiter nach Norden kam, revidierte er allerdings sein Urteil ein wenig. Zwischen London und Yorkshire gab es schon eine *ganze* Menge Grün; ein langweiliges Grün zwar, aber ganz unbestreitbar grün.

Er fuhr zunehmend entspannter und erinnerte sich beim Tanken sogar daran, nach *petrol* und nicht nach *gas* zu verlangen. Es war schon später Nachmittag, als er Leeds passierte. Er fuhr von der A1 runter und nach Ripon rein, wo er zu einer Erholungspause und einem mentalen Kriegsrat Zwischenstation machte.

Wenn Max Harrison den Waffenhändlern, die Hoffer kannte, auch nur entfernt ähnelte, dann hatte er vermutlich ein Arsenal wie die ganze Operation Wüstensturm zusammengekommen. Und was hatte Hoffer? Eine 9mm-Pistole und ein Taschenmesser. Sein einziger Vorteil war das Überraschungsmoment. Das hieß, er würde nur diese ersten paar Augenblicke Zeit haben, um die Situation einzuschätzen. Wenn Harrison schwere Geschütze auffuhr, dann wäre es ein ungleicher Kampf geworden. Und sollte der Mann nicht allein sein, würde Hoffer ebenfalls gezwungen sein, sich zurückzuhalten. Ihm wurde zu spät bewusst, dass er während dieser

Überlegungen eine ganze Kanne Tee getrunken hatte. Das Koffein begann unerbittlich durch seinen Kreislauf zu strömen. Er schluckte einen Downer, um die Dinge wieder ins Gleichgewicht zu bringen, und bereute es augenblicklich: Er brauchte glasscharfe Sinne, keinen zugedröhnten Kopf.

Also schob er einen Upper nach.

Aber Max Harrison wohnte nicht direkt *in* dem Kaff mit dem lächerlichen Namen Grewelthorpe. Er wohnte irgendwo am Ortsrand. Als Hoffer endlich in Sichtweite der Farm kam, war es schon fast dunkel. In weiser Voraussicht hatte er eine Stablampe mitgenommen, und nachdem er den Motor abgestellt hatte, steckte er sie ein. Es war weit und breit keine andere menschliche Behausung zu sehen, und Hoffer hatte einen knappen Kilometer vom Haus entfernt gehalten. Dieses letzte Stück würde er laufen... oder vielleicht doch nicht? Sollte Harrison ihn schon gehört oder gesehen haben, hätte Hoffer jetzt ein leichtes Ziel abgegeben. Besser in einem Gehäuse aus Stahlblech ankommen als in einer Kiste aus Holz abreisen. Er drehte den Zündschlüssel wieder herum und fuhr gemächlich den Feldweg entlang, bis er den Hof erreichte.

Er schaltete den Motor aus und schaute sich um. Nirgendwo ein Lebenszeichen. Er hupte versuchsweise, aber es kam keine Reaktion. Vielleicht war der Typ ja ein richtiger Farmer und kuschelte jetzt irgendwo mit seinem Lieblingsschaf oder seiner Lieblingskuh. Hoffer öffnete die Autotür und stieg leise aus. Er hörte keinerlei Tiere, nicht mal einen Hund.

»Hallo, jemand zu Hause?«, rief er. Nur der Wind flüsterte eine Antwort. Hoffer ging hinüber zum Haus und spähte durch ein paar Fenster hinein. Er sah eine große saubere Küche. Er probierte es an der Tür, und sie ließ sich öffnen. Er trat ein und rief noch einmal.

Das Haus fühlte sich nicht menschenleer an. Irgendwo lief ein Fernseher oder Radio. Er berührte den Wasserkocher, aber er war kalt. Durch die Küche gelangte er in einen L-förmigen Flur. Am anderen Ende des Flurs war die eigentliche Haustür,

die aber offenbar nicht viel benutzt wurde: Jemand hatte gegen die Zugluft unten einen Teppich dagegengeschoben. Auf halbem Weg zur Tür führte eine Treppe nach oben. Aber die Geräusche drangen durch eine der Türen, die vom Flur abgingen. Es gab zwei davon. Die erste stand weit offen und führte in ein leeres Esszimmer. Drei Stühle standen um einen vierseitigen Tisch. Die zweite war geschlossen und führte vermutlich ins Wohnzimmer. Hoffers Finger krampften sich um den Griff seiner Pistole. Harrison konnte nicht geflohen sein: Wo hätte er schon hinsollen? Es gab nur noch die Scheunen und jenseits davon die Felder. Wohl aber konnte er sich irgendwo versteckt haben. Hoffer berührte die Türklinke, drückte sie dann hinunter und ließ die Tür aufschwingen.

Max Harrison war zu Hackfleisch geschlagen worden.

Sein Gesicht war fast kein Gesicht mehr - nur noch eine Sauerei von Blut, Gerinnseln und Gewebe, als hätte ein Kind in rotem Obst gemanscht. Barney hatte ihm erzählt, dass Harrison an Gesichtskrebs litt. Auf dem Fußboden lag eine aus weißem Plastik ausgeschnittene Halbmaske, und in einer von Harrisons Wangen klaffte ein tiefes, schwärzliches Loch. Klar, warum sollte man einen Sterbenden nicht zusammenschlagen? In Hoffer wallte Wut auf, aber andererseits war Harrison nicht sein Problem.

Er saß mitten im Zimmer auf einem Esstischstuhl. Seine Hände waren hinter seinem Rücken an die Lehne gefesselt, seine Fußknöchel an die Stuhlbeine.

»Hey, sind Sie Max Harrison?«, fragte Hoffer.

Auch das Zimmer war ein einziger Saustall. Es hatte ein Kampf stattgefunden, oder jemand hatte sich gründlich umgesehen - wahrscheinlich beides. Auf dem Boden lagen alle möglichen zerbrochenen Gegenstände und Glasscherben. Hoffer ging zum Gefesselten, um nach seinem Puls zu fühlen. Als er den Körper berührte, rollte der Kopf vom Rumpf und fiel auf den Teppich.

»Scheiße, verdammte!«, brüllte Hoffer und wandte sich halb ab, um Tee, Kuchen und Scones auszukotzen. Er spuckte und wischte sich mit dem Handrücken über den Mund. »Verfluchter Mist«, sagte er, »das Essen ist nicht billig gewesen.« Er hustete ein paarmal und wandte sich wieder zur kopflosen Leiche. Er war kein Pathologe, aber während seiner Zeit bei der Truppe hatte er schon bei der einen oder anderen Autopsie zugeschaut. Dem Mann war die Kehle so tief und gründlich durchgeschnitten worden, dass praktisch nichts mehr den Kopf festhielt. Wer immer Harrison so zurückgelassen hatte, wusste, was passieren würde, wenn jemand früher oder später den Leichnam berührte.

»Netter Einfall, Kerl«, murmelte Hoffer. Da fiel ihm sein Taschenmesser ein: Wär keine gute Idee gewesen, sich hier von der Polizei erwischen zu lassen. Jetzt hieß es schnell nachdenken. Er warf noch einen Blick auf die Leiche und sah sich dann im Zimmer um. Konnte es das Werk des D-Man gewesen sein? Vielleicht hatte der Waffenhandler ihn gelinkt, und der D-Man hatte ihn ermordet.

Das erste Schlafzimmer, das Hoffer betrat, gehörte einem Mann. Es waren nirgendwo Frauensachen zu sehen, im Kleiderschrank ebenfalls Fehlanzeige. Aber es hingen jede Menge gerahmte Fotos an den Wänden, größtenteils von einem Mann, bei dem es sich um Max Harrison gehandelt haben dürfte, und einem Mädchen, das Hoffer für dessen Tochter hielt. Er entdeckte Babyfotos von ihr und welche von später, auf denen sie größer und älter war, bis schätzungsweise Anfang zwanzig. Sah gar nicht übel aus. Blond, vorstehende Wangenknochen, schöne Augen.

Es gab noch zwei weitere Schlafzimmer, eins davon offensichtlich ein Gästezimmer, was Hoffer nicht davon abhielt, es nach Waffen zu durchsuchen. Das andere gehörte einer Frau - einer jungen Frau, nach den Illustrierten und Schminksachen und den paar herumliegenden Musikkassetten zu urteilen.

Dann wohnte Harrisons Tochter also zu Hause ...

»Hey!«, sagte Hoffer und setzte sich aufs Bett. »Moment mal.« Er dachte an die Beschreibung, die man ihm von »DC Harris« gegeben hatte, der Komplizin des D-Man. Er ging zurück in Harrisons Schlafzimmer und nahm das am neuesten aussehende Foto von der Wand. Zu ähnlich, um ein Zufall zu sein.

»Verdammte Scheiße«, sagte er leise.

Das änderte die Sachlage. Denn wenn der D-Man Harrison getötet hatte, dann hatte er auch die Tochter mitgenommen. War sie unter Zwang mitgegangen? Falls ja, dann war sie eher Geisel als Komplizin, und das würde zu berücksichtigen sein, wenn der Moment kam, den Killer zu stellen.

Harrisons Schlafzimmer schien nicht durchsucht worden zu sein, und auch das Zimmer der Tochter war aufgeräumt und ordentlich. Auf einem Regal über ihrem Bett stand eine Reihe von Taschenbüchern. Hoffer schlug eins davon auf und sah ihren Namen in der Ecke des Vorsatzblattes: Bel Harrison. Bel, kurz für Belinda. Hoffer hielt sich noch ein bisschen länger in ihrem Zimmer auf und versuchte, etwas mehr über sie zu erfahren. Viel Kleidung hatte sie nicht mitgenommen; Schubladen und Kleiderschrank waren mehr als halb voll. Wie immer, wenn er Zutritt zum Schlafzimmer einer Frau hatte, widmete er der Schublade mit der Unterwäsche besondere Aufmerksamkeit. Unterwäsche verriet eine ganze Menge über ihre Besitzerin. Das hätte man zu einer kriminalistischen Disziplin erheben sollen, wie die Erstellung von psychologischen Profilen. Er holte einzelne Stücke heraus, sog den Waschmittelgeruch ein, legte sie dann wieder zurück.

An den Wänden hingen keine Poster, nichts deutete auf irgendwelche Hobbys hin. Das Zimmer gab ungewöhnlich wenig von seiner Besitzerin preis. Er schaute unters Bett und sogar unter den Teppich, aber er fand keine Spur von Drogen. Verhütungsmittel schienen auch keine zu existieren.

»Ein anständiges Mädel vom Lande«, sagte er zu sich. »Bloß, Schätzchen, dass dein Papa einen illegalen Waffen-

handel betrieb und du jetzt mit dem Feind durch die Gegend ziehst.«

Wieder unten, nahm er sich noch den Keller vor. Er enthielt ein paar Flaschen Wein und Spirituosen, dazu eine Tiefkühltruhe sowie etwas Werkzeug und Material für den Heimwerkerbedarf. Er suchte sich eine Flasche Scotch aus, ging damit nach oben in die Küche, schenkte sich etwas ein, wischte die Flasche dann mit einem Tuch sauber und hielt sein Glas mit einem Stück Haushaltspapier fest. Nachdem er ausgetrunken hatte, ging er noch einmal durchs Haus und wischte die Türklinken und alle übrigen Flächen ab, die er mit den Fingern berührt hatte. Dann schaltete er seine Taschenlampe ein und machte sich auf den Weg zu den Wirtschaftsgebäuden. Den überdachten Schießstand fand er auf Anhieb. Der Anlagenlänge nach zu urteilen, ließ sie sich nicht nur für Faustfeuerwaffen, sondern auch für Gewehre verwenden. Waffen hatte er noch immer keine gefunden. Es musste irgendwo ein verstecktes Lager geben. Wenn es ihm gelungen wäre, es zu finden, hätte er sich eindecken können. Er suchte zwanzig Minuten lang ohne Erfolg und kehrte dann in die Küche zurück.

Er goss sich einen weiteren Whisky ein und setzte sich an den Tisch. Das Gemetzel im Wohnzimmer sah dem D-Man nicht ähnlich, denn der hielt gern Abstand. Er hatte noch nie aus nächster Nähe getötet. Und dass ein geübter Scharfschütze plötzlich auf Dolch oder Rasiermesser, oder was immer da benutzt worden war, zurückgriff... Nein, das war nicht das Werk des D-Mans gewesen. Womit zwei Fragen übrigblieben. Wer war der Täter? Und was trieb Bel Harrison mit dem D-Man?

In der Küche stand ein Telefon, an das ein Anrufbeantworter angeschlossen war. Er spielte das Band ab, aber es gab keine Nachrichten. Es boten sich mehrere Optionen an. Er konnte die Polizei anrufen und auf ihr Eintreffen warten. Er konnte sie anonym anrufen und anschließend verschwinden. Er konnte sofort verschwinden, ohne irgendjemanden zu in-

formieren. Oder er konnte dableiben und warten, ob der Mörder oder aber der D-Man auftauchen würde. Dass die Tochter früher oder später zurückkehrte, war ja anzunehmen. Vielleicht wäre die Leiche bis dahin entdeckt worden. Selbst an diesem Außenposten der Zivilisation musste gelegentlich der Postbote vorbeikommen. Die Leiche war noch halbwegs frisch. Die Vorstellung, dass Bel Harrison erst in ein paar Tagen oder gar Wochen über sie stolpern könnte, war Hoffer nicht sehr sympathisch.

Andererseits, wollte er wirklich einen neuen Schwung Polizisten am Hals haben? Was, wenn sie den D-Man verscheuchten?

Hoffer wusste nicht, was er tun sollte, also überließ er die Entscheidung einem weiteren Glas Whisky.

Dann fuhr er zurück in Richtung Ripon und suchte sich ein Bett für die Nacht.

16

Das Erste, was ich nach dem Frühstück sah, war Leo Hoffer.

Das mag verrückt klingen, ist aber wahr. Als ich auf mein Zimmer zurückkam, um fertigzupacken, stellte ich fest, dass der Fernseher noch lief. Ich hatte mir die Frühnachrichten angesehen. Jetzt lief irgendeine Quasselshow, und einer der Gäste war Hoffer. Viel Bildschirmzeit gönnte man ihm nicht, grad ein paar Minuten, aber er war trotzdem allgegenwärtig, hustete aus dem Off, zappelte und redete dazwischen, wenn andere Gäste sprachen. Ich rief Bel herüber, damit sie sich das ansah. Inzwischen waren sie bei den »Fragen und Antworten« angelangt. Der Gastgeber ging mit gezücktem Mikro die Stuhlreihen entlang.

»Das ist Jimmy Bridger«, sagte Bel. »Die Show guck ich mir manchmal an.«

Eine Dame mittleren Alters stand gerade auf, um eine Frage zu stellen. »Ist Mr. Hoffer verheiratet?« Die Kamera wech-

selte zu Hoffer, der einen teuren Anzug trug und darin billig aussah.

»Nein, Ma'am«, antwortete er. Dann legte er das Gesicht in charmante Falten. »War das ein Antrag?« Alle fanden das wahnsinnig komisch. Jemand anders fragte ihn, ob er Probleme mit seinem Gewicht hätte. Er konnte es nicht bestreiten.

»Ich muss noch ein bisschen zulegen, bevor ich Sumoringer werden kann, und Sie wissen ja, diese letzten paar Pfunde sind immer die schwersten.«

Das Publikum bepisste sich förmlich.

»Eine Frage an einen anderen unserer Gäste«, sagte der Gastgeber, damit auch klar war, dass er nicht vorhatte, Hoffer die ganze Show zu überlassen. Es drängte sich mir irgendwie der Verdacht auf, dass es gewisse Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden gegeben hatte.

»Und das ist der Mann, der Jagd auf dich macht?«, fragte Bel skeptisch.

»Das ist er. Mein Schatten. Manchmal glaube ich, der ist einzige und allein deswegen hinter mir her, weil er dadurch ins Fernsehen kommt.«

»Was hat er denn davon?«

»Zum einen schmeichelt es seiner Eitelkeit. Zum anderen ist er Geschäftsmann, und ich bin eine gute Werbung für ihn. Soweit ich feststellen kann, bin ich sogar die *einige* Werbung, die er hat.«

»Der sieht mir nicht so aus, als ob er sich auch nur einen Schnupfen einfangen könnte, geschweige denn dich.«

»Das«, sagte ich leise, »macht ihn ja gerade so gut.«

Ich bat Bel, ihre Sachen zu packen, und verstaute den letzten Rest von meinen. Ich hatte vor, mit dem Auto nach Glasgow zurückzufahren, uns Fahrkarten nach Süden zu besorgen und es Bel zu überlassen, die weiteren Verbindungen zu sich nach Hause herauszufinden. Ich für meinen Teil wollte nach London zurückkehren. Was sonst konnte ich schon tun? Ich

würde warten, bis Shattuck aus dem Unterholz kroch. Er wäre nicht das erste Opfer, auf das ich wartete.

Bel war nicht glücklich.

»Heißt das, die Verlobung ist gelöst?«

»Das stand doch von vornherein fest.«

Ihr entging mein veränderter Ton nicht. »Was ist los, Michael?«

»Nichts. Ruf einfach Max an und sag ihm, dass du mit ein bisschen Glück heute Abend wieder zu Hause bist. Sag ihm, du rufst ihn noch einmal aus Glasgow an und lässt ihn wissen, wann genau du ankommst.«

Also rief sie an. Es dauerte ein bisschen, bis Max abnahm. Dann verdrehte Bel die Augen, und ich wusste, dass es nur der Anrufbeantworter war.

»Hallo, Dad, ich bin's. Bleib in Reichweite des Telefons, wenn du wieder da bist. Ich bin wahrscheinlich heute Abend zurück. Ich meld mich noch einmal, sobald ich meine Ankunftszeit weiß. Tschüs.«

Wir checkten aus dem Hotel aus, aber bevor wir abfuhren, wollte Bel erst noch einmal in den Ort.

»Wozu?«

»'n paar Mitbringsel kaufen. Komm schon, Michael, das ist mein letzter Urlaubstag.«

Ich schüttelte den Kopf, aber dann zogen wir doch los. Während sie shoppte, ging ich am Hafen entlang spazieren. Die Fähre nach Mull hatte gerade abgelegt. Die Insel lag knapp zehn Kilometer vor der Küste, hinter der kleineren Insel Kerrera. Die Sonne schien, und ein paar Bootsverleiher gingen ihrem Geschäft nach, das hauptsächlich darin bestand, für die Videokameras der Touristen zu posieren. Nah beim Hafen gab es ein Hotel, in dem wir versucht hatten, Zimmer zu bekommen. Eine niedrige Mauer lief daran entlang, und ich stemmte mich hoch und genoss einfach nur die Sonne. Dann stand Bel plötzlich vor mir und drückte mir eine große Papiertüte in die Hände.

»Hier«, sagte sie.

»Was ist das?«

»Das Mitbringsel für dich.«

In der Tüte lag ein dicker Shetlandpullover.

»Probier ihn an«, forderte sie mich auf. »Wenn er nicht passt, kann ich ihn noch umtauschen.«

»Sieht gut aus.«

»Aber probier ihn an!«

Ich zog das Jackett aus, legte es auf die Mauer und schlüpfte dann in den Pullover. Er passte mir gut. Sie zerwuschelte mir das Haar und gab mir ein Küsschen auf die Wange.

»Perfekt«, sagte ich. »Aber das hättest du nicht tun sollen. Er muss ein Vermögen -«

Aber sie zog schon wieder los. »Ich wollte nur sichergehen, dass es die richtige Größe ist. Jetzt muss ich noch was für Dad besorgen.« Sie winkte mir zu und war weg.

Ich wagte nicht, den Pullover wieder auszuziehen. Sie erwartete bestimmt, dass ich ihn wenigstens ein Weilchen anbehielt. Tja, warm war er, aber ich hatte das Gefühl, dass ich darin weniger wie ein Einheimischer denn wie ein Tourist aussah. Ich zog die Sonnenbrille aus der Tasche meines Jacketts und setzte sie auf.

Ein Auto hatte nicht weit von mir gehalten. Als der Fahrer ausstieg, seufzten seine Stoßdämpfer hörbar auf. Ich kippte beinahe rückwärts von der Mauer.

Es war Hoffer.

Er streckte sich, so dass ein paar Quadratmeter Hemd und ein am letzten Loch geschnallter Gürtel sichtbar wurden. Ich sah aber auch noch etwas anderes: dass er kein Holster unter dem Jackett trug. Er reckte noch ein paarmal den Nacken, sah mich und kam auf mich zu.

»War'ne lange Fahrt«, sagte er stöhnend.

»*Oh, aye?*« Wenn er gerade erst im Norden angekommen war, würde er Pseudoschottisch vielleicht für echtes halten.

Aber er achtete sowieso nicht auf mich, betrachtete die Bucht und redete eher mit sich selbst. Ich hatte den Eindruck, dass er unter Drogen stand. »Hübsche Ecke hier«, meinte er.

»Nich schlecht.«

Er sah das Hotel an. »Was ist mit dem Laden hier, ist der auch ›nich schlecht‹?« Ich zuckte die Achseln, und er lächelte. »Wortkarger Schotte, wie?« Dann wandte er sich ab und ging zum Eingang des Hotels. »Bis demnächst, Kumpel.«

Kaum war er verschwunden, glitt ich von der Mauer, griff mir mein Jackett und ging. Ich wusste nicht, in welchem Geschäft Bel war, und spielte mit dem Gedanken, statt sie zu suchen, zum Auto zu gehen und die MP5 zu holen. In dem Moment kam sie jedoch aus einem Geschenkeladen heraus. Also fasste ich sie beim Arm und zog sie mit.

»Hey, was ist los?«

»Der TV-Schnüffler ist in der Stadt.«

»Der Dicke?« Sie riss die Augen auf.

»Dreh dich nicht um, lauf einfach nur weiter. Wir gehen zum Auto und verschwinden.«

»Er kann *unmöglich* hier sein«, zischte sie. »Er war doch erst vor einer Stunde im Fernsehstudio.«

»Noch nie was von Magnetband gehört? Die zeichnen solche Sendungen im Voraus auf, Bel. Glaubst du, jemand käme auf die Schnapsidee, Hoffer *live* zu senden?«

»Was willst du jetzt tun?«

Ich sah sie an. »Was meinst du, was ich tun sollte?«

»Vielleicht...« Doch dann stockte sie und schüttelte den Kopf.

»Was wolltest du sagen?«

»Ich wollte sagen...« Sie errötete. »Ich wollte grad sagen, vielleicht solltest du ihn aus dem Verkehr ziehen.«

Ich sah sie wieder an. Wir waren jetzt am Auto. »Ich geh mal davon aus, du willst damit nicht sagen, dass ich ihm die Autoschlüssel klauen soll.«

Sie schüttelte den Kopf. »Michael, hast du ihn heute Morgen im Fernsehen gehört? Diese ganzen Fragen, die sie ihm gestellt haben: Ob er bewaffnet ist, ob er einen Augenblick zögern würde, dich zu töten?«

Ich schloss ihr die Tür auf und ging dann auf die Fahrerseite. »Ich werde fürs Schießen bezahlt. Ich mach's nicht zum Vergnügen.«

»Es gibt auch andere Möglichkeiten, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen«, sagte sie leise.

»Was denn? Am Schreibtisch sitzen? Genau das wird Bluttern ja immer empfohlen. Auf die Art *riskieren* wir ja nichts. Zum Teufel damit!«

»Aber findest du nicht, dass Auftragsmörder zu werden eine etwas extreme Alternative ist?«

»Herrgott, Bel, *du* bist doch diejenige, die noch eben meinte, ich sollte Hoffer abknallen!«

Sie lächelte. »Ich weiß, aber ich hab's mir inzwischen anders überlegt. Ich glaube, du solltest mit der ganzen Sache aufhören. Ich meine, endgültig damit Schluss machen. Ich glaube, das möchtest du selbst.«

Ich ließ den Motor an. »Dann kennst du mich schlecht.«

»Ich glaube, ich kenn dich ganz gut.«

Ich löste die Handbremse und fuhr los, Richtung Ortsausgang. Vielleicht lag es an Hoffer, vielleicht auch an dem Gespräch, das wir gerade geführt hatten, *plus* Hoffer. Jedenfalls passte ich nicht besonders auf. Ich nahm lediglich wahr, dass Hoffers Wagen, als wir daran vorbeifuhren, noch immer an seinem Platz stand.

Ich bemerkte sie, gerade als wir die Stadt verlassen hatten. Ehrlich gesagt, bemühten sie sich nicht sonderlich um Unauffälligkeit. Es war ihnen egal, ob ich sie sah. Es waren zwei Autos, ein schicker neuer Rover und ein Austin Maestro.

»Tu jetzt nichts«, warnte ich Bel. »Schau einfach weiter geradeaus. Wir werden verfolgt.«

Sie sah sie in ihrem Außenspiegel. »Ein Auto oder zwei?«

»Beide, glaube ich.«

»Wer sind die?«

»Mir kommt kein Gesicht bekannt vor. Sie sind glatt rasiert, der, den ich am besten sehen kann, ist gepflegt angezogen, Schlipss und Anzug. Ich glaube nicht, dass das die Disciples sind.«

»Vielleicht Polizisten? Das könnte erklären, warum der Dicke in der Stadt ist.«

»Warum nehmen die uns dann nicht einfach fest?«

»Haben sie irgendwelche Beweise?«

Da war was dran. »Die könnten uns wegen unserer Bullennummer drankriegen. Die könnten uns so lange in der Zelle behalten, bis sie was gefunden haben. Bei Bedarf findet die Polizei immer etwas, das sie einem in die Schuhe schieben kann.«

Ich gab Gas, obwohl ich wusste, dass der Escort es nie schaffen würde, die Verfolger abzuhängen. Wir fuhren die Küste entlang, da wir beschlossen hatten, für die Rückfahrt eine andere Route nach Glasgow zu nehmen. Als wir eine gerade Strecke ohne Gegenverkehr erreichten, blinkte der Maestro zum Überholen. So wie der an uns vorbeizog, musste er gewaltig viel PS unter der Haube haben. Da keine Notwendigkeit bestand, sich zu verstellen, sah ich mir Fahrer und Beifahrer genau an und versuchte, ihre Gesichter unterzubringen. Beide waren jung und blond und trugen Sonnenbrillen. Sie bogen scharf vor uns ein und bremsten dann wieder, so dass wir entweder vom Gas gehen oder sie überholen mussten. Der Rover war direkt hinter uns; wir saßen wie die Wurst im Sandwich fest.

»Was haben die vor, Michael?«

»Ich glaube, sie wollen, dass wir anhalten.« Ich blinkte und trat dann so abrupt auf die Bremse, dass die Reifen des Rover aufkreischten, als der Fahrer es gerade eben schaffte, uns nicht zu rammen. Ich konnte nicht sehen, ob die Straße frei

war, schaltete aber runter in den Zweiten, scherte auf die Gegenfahrbahn aus und gab Gas. Nichts kam entgegen, also zog ich an dem Maestro, der schon wieder beschleunigte, zügig vorbei. Wir näherten uns einer Kurve, und keiner der beiden Wagen schaffte es, sich vor den anderen zu setzen. Plötzlich tauchte ein entgegenkommender Laster vor uns auf. Ich riss das Lenkrad herum und klemmte mich wieder à la Wurst zwischen die zwei Verfolgerautos.

»Ich glaube nicht, dass Polizisten solche Spielchen treiben würden«, sagte ich zu Bel. Sie war blass um die Nase und hielt sich an Türgriff und Armaturenbrett fest.

»Wer sind die dann?«

»Ich werd sie bei Gelegenheit fragen.«

Der Wagen vor uns bremste schon wieder. Der Fahrer hatte die Warnblinkanlage eingeschaltet. Er wollte offenbar auf der Fahrbahn halten. Hinter dem entgegenkommenden Laster hatte sich eine Schlange von Autos gebildet, so dass für uns keine Hoffnung bestand, den Maestro zu überholen. Der Rover hielt hinter uns Abstand, aber mir war klar: sobald wir gestoppt hätten, wär's zu Ende gewesen. Der eine würde zurücksetzen und der andere vorfahren, bis wirrettungslos eingeklemmt gewesen wären.

Ich brachte den Wagen zum Stehen.

»Was jetzt?«, fragte Bel.

»Weiß ich auch nicht genau.«

Die entgegenkommenden Fahrer gingen noch mehr vom Gas, um herauszufinden, was los war. Unseren Verfolgern schien's egal zu sein, ob sie Zuschauer hatten. Normalerweise hätte man das als gutes Zeichen gewertet und daraus geschlossen, dass vor so vielen Zeugen schon nichts Schlimmes passieren würde. Ich sah die Sache allerdings anders. Wenn's denen egal war, ob sie Publikum hatten, war ihnen vielleicht *alles* egal.

Ich griff zwischen Fahrer- und Beifahrersitz nach hinten. Im hinteren Fußraum lag, in meinen alten blauen Regenman-

tel gewickelt, die MP5. Ich weiß nicht, was mich veranlasst hatte, sie aus dem Kofferraum zu holen und dort hinzulegen, aber ich schickte meinem bösen Schutzengel ein stummes Dankgebet.

»O Gott«, stöhnte Bel, als sie die Maschinenpistole sah. Ich öffnete die Tür und stieg aus; Regenmantel und Inhalt ließ ich auf dem Boden vor den Pedalen liegen. Der Maestro hatte bis auf Stoßstangenkontakt zurückgesetzt, und der Rover schmiegte sich von hinten an uns. So nah waren sich drei Wagen weder auf einem Autotransporter noch am Bürgersteig einer Pariser Straße jemals gewesen. Ich beschloss, die Initiative zu ergreifen, und ging zum hinteren Wagen. Vermutlich war der vor uns der Handlanger; die Person, mit der ich reden musste, saß wahrscheinlich im schickeren Auto, wahrscheinlich auf dem Rücksitz. Als ich näher kam, summten Fensterscheiben herunter. Die Scheiben waren getönt, die Sitze mit cremefarbenem Leder bezogen. Vom Fahrer konnte ich lediglich den Hinterkopf sehen, aber der Mann im Fond lächelte mich an.

»Hallo«, sagte er. Er trug keine Sonnenbrille, sondern eine ganz normale und hatte kurzes blondes Haar. Seine Lippen waren schmal, sein Gesicht war mit Sommersprossen übersät. Er sah so aus, als wäre sein Kopf noch nicht ganz erwachsen geworden. Er hatte einen Anzug und ein weißes Hemd an, dessen Manschetten eine kleine Spur zu lang für das Jackett waren. Das Hemd war bis zum Kragen hochgeknöpft, aber er trug keinen Schlips.

»Guten Morgen«, sagte ich. »Gibt's ein Problem?«

Er tat so, als wäre alles in bester Ordnung. »Wir wären Ihnen dankbar, wenn Sie uns ein paar Minuten Ihrer Zeit opfern könnten.«

»Meinungsforscher gehen normalerweise nicht so entschlossen vor«, entgegnete ich. Ich dachte: *Das ist ein Amerikaner*. Arbeitete er für Hoffer? Nein, den Eindruck machte er ganz und gar nicht.

»Ich wäre Ihnen sehr verbunden, wenn Sie und Ihre Freundin einsteigen würden.«

»Sie meinen, in Ihren Wagen?«

Sein Lächeln strahlte unvermindert weiter. »Genau das meine ich.«

Ich zuckte die Achseln. »Worum geht's?«

»Das lässt sich in fünf Minuten erklären.« Er hielt eine Hand hoch, Finger und Daumen gespreizt.

»Sie hätten sich in der Stadt mit uns unterhalten können.«

»Bitte, steigen Sie einfach ein.«

Endlich tauchte ein weiteres Fahrzeug aus Richtung Oban auf, ein Volkswagen Kombi mit Wohnwagen. Der Wagen wies ein deutsches Nummernschild auf.

»Oh-oh«, sagte ich, »hier naht ein internationaler Zwischenfall.«

Der Dreckskerl lächelte einfach weiter. Wie er aussah, hätte er keine Probleme damit gehabt, für den Rest des Tages den Verkehr aufzuhalten.

»Ich geh meine Freundin holen«, sagte ich.

Während ich zu unserem Auto zurücklief, fragte der Fahrer eines vorüberschleichenden Vans, was los sei. Ich zuckte bloß die Achseln. Dann steckte ich den Kopf in den Ford Escort.

»Bel«, sagte ich, »ich möchte, dass du ganz ruhig bleibst, okay? Hier, nimm die Schlüssel. Ich möchte, dass du den Autotras nimmst, dann aussteigst, den Kofferraum aufschließt und unser Gepäck rausholst. Wir wechseln das Auto.«

Dann hob ich den Regenmantel auf und ging nach vorn zum Maestro. Fahrer und Beifahrer beobachteten mich in ihren Außenspiegeln. Als ich auf sie zukam, öffneten sie beide ihre jeweilige Tür. Ich ging auf die Beifahrerseite, in Deckung vor dem entgegenkommenden Verkehr, und zeigte dem Beifahrer meinen Regenmantel. Er konnte den Lauf der MP sehen.

»So was kennen Sie bestimmt«, sagte ich. »Jetzt erzählen Sie es Ihrem Partner.«

»Er hat'ne Knarre«, sagte der Mann. Er war ebenfalls Amerikaner.

»Wir statten Ihrem Boss einen Besuch ab«, sagte ich und deutete mit der Maschinenpistole an, dass sie aussteigen sollten. Sie gingen vor mir her. Als wir den Kofferraum des Escort erreichten, befahl ich ihnen weiterzugehen. Der Deutsche war aus seinem Auto gestiegen und redete gebrochen, aber hitzig auf den Roverfahrer ein, der ihm, wie es aussah, nicht die geringste Beachtung schenkte.

Bel hatte unsere zwei Reisetaschen herausgeholt. Ich nahm die eine und sie die andere, dann gingen wir zurück zum Maestro und stiegen ein. Ich startete den Motor, und wir ließen den Schlamassel hinter uns. Bel kreischte vor Erleichterung auf und gab mir einen Kuss auf die Wange.

»Ich hab mir vorhin fast ins Höschen gemacht!«

»Hast du die Schlüssel vom Escort?«, fragte ich grinsend. Sie klimperte damit.

»Dann sitzen die da fest, bis sie ihn entweder von der Straße geschoben oder gelernt haben, wie man auf Deutsch ›Fahren Sie mit Ihrem Wohnwagen zurück‹ sagt.« Ich versuchte, meine Schultern zu entspannen, während ich mich wie ein Rennfahrer über das Lenkrad beugte. »War aber ganz schön knapp«, sagte ich. »Zweimal am selben Tag ist einfach *zu* knapp.«

»Glaubst du, die hatten was mit Hoffer zu tun?«

Ich schüttelte den Kopf. »Zu aalglatt. Die rochen irgendwie nach Behörde. Man kriegt so eine unverwechselbare Art von Selbstgefälligkeit, wenn man weiß, dass man den ganzen Staat hinter sich hat.«

»Dann haben die also was mit Prendergast zu tun?«

Sie hatte mich missverstanden. »Nein, sie sprachen mit amerikanischem Akzent.«

»Eine *amerikanische* Behörde?«

Ich schüttelte langsam den Kopf, in der Hoffnung, ihn klarer zu bekommen. »Vielleicht täusche ich mich ja auch. Aber Amerikaner waren sie auf jeden Fall.«

»Weitere Männer, die der Vater dieses Mädchens angeheuert hat?«

»Ich weiß es wirklich nicht. Ich glaube, das hängt letztlich alles mit den Disciples of Love zusammen.«

Sie sah mich erschrocken an. »Du willst da doch nicht etwa wieder hin?«

»Nein, keine Angst.«

»Ich dachte, du hättest Rick und seine Bande schon ausgeschlossen.«

Jetzt nickte ich. »Vielleicht reicht das Ganze ein paar Etagen höher, Bel.« Ich erklärte ihr nicht, was ich damit meinte.

Wir hatten keinen Mietwagen zum Zurückgeben, also beschloss ich, den Maestro zu behalten. Ich konnte Bel in Yorkshire absetzen und dann den Wagen irgendwo stehenlassen. Wir verloren keine Zeit und hielten nur einmal, um zu tanken, Sandwiches und Getränke zu kaufen und noch einmal zu versuchen, Max zu erreichen.

»Vielleicht musste er ja irgendwohin«, erklärte ich.

»Vielleicht. Aber er hätte es uns vorher gesagt.«

»Irgendwas Eiliges. Ich bin selbst schon ein-, zweimal in der Klemme gewesen, und da hab ich ihm nicht mal Zeit zum Packen gelassen.«

Sie nickte, starre aber blicklos durch die Frontscheibe. Um sie auf andere Gedanken zu bringen, fing ich an, über die Männer vom Morgen zu reden, und fragte sie, was sie ihrer Meinung nach von uns gewollt und wie sie herausgefunden haben könnten, wo wir uns befanden.

»Was hättest du getan«, fragte sie, »wenn einer von ihnen eine Kanone gezogen hätte?«

»Ihm empfohlen, sich dafür lieber ein paar Mulis zu besorgen.«

»Nein, im Ernst.«

»Im Ernst?« Ich dachte nach. »Ich wäre wahrscheinlich brav mitgegangen.«

»Wirklich?«

»Ist schwer zu sagen, aber ich glaube schon.«

Das, nahm ich an, war die Antwort, die sie hatte hören wollen.

Wir erreichten die Farm vor Einbruch der Dunkelheit.

Ich hatte auf Anhieb ein mulmiges Gefühl und war froh, dass ich die MP5 dabei hatte. Kaum stand das Auto, war Bel auch schon draußen und rannte aufs Haus zu. Auch sie hatte etwas gespürt. Ich rief ihr nach, sie solle warten, aber sie stieß schon die Küchentür auf.

Ich stieg aus, ohne den Motor abzustellen, und folgte ihr, die MP in einer Hand. Mit ganz eingeschobenem Hinterschaft war das Ding praktisch nicht mehr als eine überproportionierte Pistole. Ich schob den Sicherheitshebel auf Drei-Schuss-Feuerstoß.

Dann folgte ich ihr ins Haus.

Bels Schrei ließ mir das Blut in den Adern gefrieren. Mein erster Impuls war, sofort loszurennen, aber ich beherrschte mich. Ein solcher Schrei konnte alle möglichen Gründe haben. Ich spähte in den Flur, sah aber niemanden. Die MP vor mir ausgestreckt, den Rücken an die Wand gepresst, ging ich weiter. Als ich die offene Tür zum Esszimmer passierte, fiel mir auf, dass einer der Stühle fehlte. Dann sah ich das Wohnzimmer, die Scherben und Dinge auf dem Fußboden und Bel, die, die Hände vors Gesicht geschlagen, inmitten des Chaos kniete. Zuletzt sah ich Max.

»Allmächtiger Gott.«

Sein kopfloser Rumpf saß wie eine schwer beschädigte Bauchrednerpuppe auf dem fehlenden Essstuhl. Fliegen krabbelten rings um das klaffende Loch, das einmal ein Hals gewesen war. Eine irrationale Hoffnung flackerte in mir auf:

Vielleicht war er das gar nicht. Aber die Statur stimmte, und die Kleidung schien auch zu stimmen, auch wenn jetzt alles dunkelrot eingefärbt war. Auf der Haut war das Blut zu einem blassbraunen Schorf getrocknet: Er war also schon seit einer Weile tot. In der Luft hing ein säuerlicher Geruch, als dessen Ursache ich eine Pfütze von Erbrochenem auf dem Teppich ermittelte. Neben dieser Pfütze lag ein Geschirrtuch, das einen etwa fußballgroßen Gegenstand bedeckte.

Ich brauchte nicht nachzusehen.

Ich fasste Bel an der Schulter. »Wir können hier nichts mehr tun. Gehen wir in die Küche.«

Irgendwie schaffte ich es, sie hochzuziehen. Ich hatte noch immer die MP in der Hand. Weglegen wollte ich sie nicht, aber ich schob den Hebel wieder auf »sicher«.

»Nein, nein, nein, nein«, wiederholte Bel in einem fort. »Nein, nein, nein.« Dann heulte sie auf, und Tränen strömten über ihr rotes Gesicht. Ich setzte sie in der Küche auf einen Stuhl und ging nach draußen.

Ich bin kein Spurenleser. Auf dem Boden waren Reifenspuren, aber sie konnten ebenso gut von Max' Auto stammen. Ich sah mich um, fand aber nichts. In der langen Scheune schaltete ich das Licht ein und starre eine der fernen Pappsilhouetten an, die als Zielscheiben dienten. Ich schaltete die MP5 auf Dauerfeuer und drückte ab. Nach nicht mal drei Sekunden war das Magazin leer. Vom Pappkameraden existierten nur noch die Beine.

Bel stand vor der Küchentür und schrie meinen Namen.

»Alles in Ordnung«, sagte ich, als ich aus der Scheune kam. »Es ist alles in Ordnung.« Sie legte die Arme um mich und weinte wieder. Ich hielt sie fest, küsste sie, flüsterte ihr Beruhigendes zu. Und dann bemerkte ich, dass ich selbst weinte. Max war... Ich kann nicht sagen, dass er mir wie ein Vater gewesen war; ich habe immer nur den einen Vater gehabt, und der hatte mir vollauf genügt. Aber er war ein Freund gewesen, vielleicht der engste, den ich je besessen hatte. Nach den Trä-

nen spürte ich keinen Zorn mehr, sondern etwas Schlimmeres: die kalte schleichende Erkenntnis, was ich zu tun hatte.

Bel putzte sich die Nase und sagte, sie wolle ein paar Schritte laufen, also ging ich wieder ins Haus. Viele Spuren hatten sie nicht hinterlassen. Das Erbrochene und das Geschrirrtuch fand ich auffällig, aber das war's auch schon. Warum hatten sie den Kopf bedeckt? Ich begriff es nicht. Ich ging nach oben und sah mich um. Die Schlafzimmer waren unberührt. Das konnten keine Einbrecher gewesen sein.

Natürlich nicht. Ich wusste, wer es gewesen war. Die Amerikaner. Und entweder hatte Max geredet, oder sie hatten sich die Sache irgendwie selbst zusammengereimt, oder einer der Disciples of Love in Oban hatte ihnen Bescheid gegeben. Die erste Möglichkeit erschien mir am wenigsten wahrscheinlich: Max hätte nicht geredet - nicht, wenn er dadurch Bel in Gefahr gebracht hätte. Aber was das Selbstzusammenreimen anging... wenn Hoffer das geschafft hatte, warum dann nicht auch sie?

Als ich wieder nach unten stieg, war Bel immer noch nicht zurück. Ich ging hinaus auf den Hof, konnte aber nichts hören.

»Bel?«

Aus der langen Scheune ertönte ein Geräusch, als würde etwas herumgeschoben werden.

»Bel?«

Ich musste zum Wagen, um mir ein neues Magazin zu holen. Als es eingerastet war, standen mir dreißig Schuss zur Verfügung. Ich schlich mich leise an die Scheune heran, schaute hinein und sah, dass jemand eine Schicht Stroh vom Zementboden geräumt hatte, so dass eine große doppelte Falltür zu sehen war, die jetzt offen stand. Die Falltür war der Eingang zu einem unterirdischen Bunker. Eine Holztreppe führte hinab, und eine nackte Glühbirne spendete unten das einzige Licht. Bel kam gerade die Treppe herauf. An jeder Schulter hing ihr ein Gewehr, ein paar Pistolen steckten im

Bund ihrer Jeans, und in der Hand hielt sie, wie ich, eine MP5.

»Willst du ein bisschen üben?«, fragte ich sie.

»Ja, mit lebenden Zielen.« Ihre verquollenen Augen hatten einen irren Ausdruck. Ihre Nase lief, und sie wischte sie sich ständig mit dem Handrücken ab.

»Wut ist der Feind, Bel.«

»Wer hat dir *das* denn erzählt?«, fragte sie verächtlich. »Irgend so'n Zenmönch?«

»Nein«, sagte ich leise, »mein Vater... und deiner.«

Ich sah, wie ihre Schultern nach unten sackten.

»Keine Sorge«, fuhr ich fort, »du sollst deine Rache bekommen. Aber wir planen sie zuerst, okay?« Ich wartete, bis sie genickt hatte. »Außerdem«, fügte ich hinzu, »hast du was vergessen.«

»Was?«

»Munition.«

Als sie erkannte, dass das stimmte, brachte sie ein kleines Lächeln zustande. Ich nickte, um ihr zu zeigen, dass sie sich gut hielt.

»Du brauchst momentan keine Artillerie«, fuhr ich fort.

»Was du brauchst, ist dein Gehirn. Dein Gehirn... und deinen Reisepass.«

»Meinen Reisepass?« »Nur für alle Fälle«, sagte ich. »Jetzt geh und pack ein paar Sachen zusammen. Liegen da unten noch mehr Maschinenpistolen?«

»Ich weiß nicht. Warum fragst du?«

»Ich brauch ein bisschen Übung, das ist alles.« Ich stieg die Treppe hinunter, bis ich von Waffen umgeben war, wohl verwahrt in ihren eingefetteten schwarzen Metallkisten. Man kam sich vor wie in einer Kapelle.

Wir brauchten eine Weile, um alles auf die Reihe zu kriegen. Uns war klar, dass wir nicht die Polizei rufen, die zuständigen Behörden benachrichtigen oder sonst was in der Art tun konn-

ten. Ich fragte Bel zwar, ob sie nicht lieber dableiben wollte, aber sie weigerte sich empört. Also taten wir, was wir tun mussten. Der Boden des nächstgelegenen Feldes war nicht allzu hart. Trotzdem war es schon richtig dunkel, als wir das Grab endlich ausgehoben hatten, und das Ergebnis war keine Glanzleistung. Ich wusste, dass man mit gutem Grund normalerweise zwei Meter tief grub: Eine deutlich geringere Tiefe führte zu einer Verwerfung des Bodens, so dass das Erdreich über dem Leichnam nicht eben blieb, sondern sich mit der Zeit aufwölbte. Wir hatten lediglich einen knappen Meter tief gegraben. Aber wir konnten ihn später immer noch neu bestatten.

»Tut mir leid, Papa«, sagte Bel. »Ich weiß, dass du es mit dem Christentum nie so gehabt hast, aber etwas Besseres als das hättest du dir wahrscheinlich schon gewünscht.« Sie sah mich an. »Er hat jahrelang gegen diesen Krebs gekämpft. Er war auf den Tod gefasst, aber nicht auf *so* einen.«

»Komm«, sagte ich, »sehen wir zu, dass wir in Bewegung bleiben.«

Das war nicht weiter schwer. Wir mussten fertigpacken und dann das Haus abschließen. Mit dem Wohnzimmer konnten wir nicht viel machen, also ließen wir es einfach so, wie es war. Bel glaubte sowieso nicht, dass irgendjemand vorbeischauen würde. Was sie an Post bekamen, blieb auf dem Postamt liegen und wurde immer dann abgeholt, wenn sie sich gerade in der Stadt aufhielten.

»Es könnte eine Weile dauern, bis wir wieder hier sind«, warnte ich sie.

»Schon okay.«

Ich ließ die MP5 nie ganz aus den Augen, wusste, dass sie jeden Augenblick zurückkehren konnten. Ich würde bereit sein. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, mich aus Max' Bunker zu bedienen und ein bisschen aufzurüsten, aber ich wusste, dass es nichts gebracht hätte. Also sperrte ich die Falltür wieder zu und bedeckte sie mit Stroh. Das Haus war in-

zwischen auch abgeschlossen und die Zeitschaltuhr für die Innenbeleuchtung eingestellt. Ich ging über den Hof zur Feldmauer und sah Bel am Grab stehen.

»Wir müssen, Bel«, sagte ich.

»Er konnte diesen Ort nicht ausstehen«, meinte sie leise. Ich legte ihr die Hand auf die Schulter. Sie atmete tief ein und wieder aus. »Tschüs, Papa. Ich bin bald wieder da.« Selbst für mich klang es nicht so, als ob sie es ernst meinte.

Wir fuhren auf die A 1 und hielten beim ersten Hotel, das wir fanden. Ich nahm nicht an, dass wir sonderlich viel schlafen würden, aber wir waren erschöpft und verdreckt und mussten aus unseren verschwitzten Sachen. Diesmal nahmen wir ein Doppelzimmer, was keinen von uns beiden überraschte. Als Erste stieg Bel in die Wanne. Ich seifte ihr schweigend Rücken und Schultern ein und rubbelte sie dann mit dem Handtuch trocken. Sie ging ins Schlafzimmer zurück, während ich neues Wasser einließ. Ich lag mit geschlossenen Augen in der Wanne, als sie plötzlich vor mir stand.

»Beeil dich, Michael, ich brauch dich«, war alles, was sie sagte.

Wir liebten uns erst wie Ausgehungerte und dann zärtlicher, als ich es je für möglich gehalten hätte. Sie weinte ein bisschen, aber als ich versuchte, mich von ihr zu lösen, wollte sie mich nicht loslassen. Das einzige Licht in dem Zimmer kam von der Außenbeleuchtung des Hotels. Ich glitt mit beiden Händen über Bels Rücken, spürte die einzelnen Knochen ihrer Wirbelsäule. Eine kleine Weile fühlten sich meine Hände nicht wie die Hände eines Killers an.

Wir standen früh auf und ließen das Frühstück ausfallen.

Auf der Schnellstraße nach Süden fragte sie mich, wie es weitergehen solle. Ich sagte es ihr. Sie war nicht sonderlich von meinem Plan überzeugt, aber auch nicht in der Verfassung, mit eigenen Ideen aufzuwarten. Der Verkehr nach London hinein glich einer Schlammflut, die sich in ein enges Ab-

flussrohr zu zwängen versuchte. Bel trug ein Kopftuch und eine Sonnenbrille. Ich wusste, dass ihre Augen gerötet waren, als hätte sie Heuschnupfen. Und Heuschnupfen würde die Ausrede sein, falls jemand fragen sollte. In London angelangt, ließen wir den Maestro auf einem Parkplatz für Langzeitparkender stehen und holten unser Gepäck aus dem Kofferraum.

Die MP5 ließ ich liegen, meinen Regenmantel nahm ich jedoch mit.

Wir fuhren mit dem Taxi nach Knightsbridge. »Ich bin in fünf Minuten zurück«, sagte ich zum Fahrer, als wir vor dem Bankgebäude standen. Dann, zu Bel: »Warte hier.«

Sie starrte mir nach, als ob sie mich niemals wiedersehen würde.

In der Bank gab es die üblichen Sicherheitschecks, bevor ich in ein kleines Zimmer geführt wurde. Die Einrichtung bestand aus einem Tisch und zwei Stühlen. An den Wänden hingen gerahmte Ansichten vom viktorianischen London, und auf dem Tisch lagen ein paar Broschüren, in denen weitere Serviceleistungen der Bank angeboten wurden. Schließlich kam der Angestellte, der mich in das Zimmer geführt hatte, mit meiner Schließfachkassette zurück. Ich öffnete sie erst, als er den Raum wieder verlassen hatte.

Darin lagen ein Reisepass und rund fünfundzwanzigtausend Dollar in Banknoten und Reiseschecks. Ich stopfte mir das Ganze in die Taschen, holte dann einen Stift und ein Blatt Papier heraus. In aller Eile kritzelloste ich einen stichwortartigen Bericht der bisherigen Ereignisse hin. Niemand, der nicht mit dem Fall vertraut war, würde etwas damit anfangen können. Ich faltete das Blatt zusammen und adressierte es an den - meines Wissens - einzigen Mann, der damit etwas würde anfangen können: Leo Hoffer von Hoffer Investigations, New York City. Dann legte ich den Brief in die Kassette.

Das war eine der schlechtesten, am wenigsten durchdachten und am schludrigsten ausgeführten Lebensversicherungen, die ich mir vorstellen konnte, aber sie war alles, was ich hatte.

Ich dankte dem Bankangestellten, verließ das Gebäude und stieg wieder ins Taxi.

»Wohin jetzt?«, fragte der Fahrer. »Heathrow«, antwortete ich. Dann lehnte ich mich zurück, nahm Bels Hand und drückte sie noch einmal.

17

Das Problem war, dass Hoffer in Ripon kein Zimmer fand; ebenso wenig woanders. Also hatte er beschlossen weiterzufahren. Irgendwann hatte er auf einem Parkplatz gehalten, um seine Blase zu entleeren, und dort drei Laster vorgefunden, deren Fahrer eine Pause machten und gerade daran dachten, sich aufs Ohr zu legen. Hoffer kam mit ihnen ins Gespräch, und einer von ihnen zauberte eine Flasche Whisky hervor. Anschließend war er zu seinem Auto gegangen, hatte die Rückenlehne so weit wie möglich zurückgeklappt und hatte sich schlafen gelegt.

Er schlief schlecht und wachte mit steifen Gliedern, Kopfschmerzen und einem tierischen Durst auf. Kalt war ihm auch noch, und er hatte sich bestimmt einen Schnupfen geholt, wenn nicht Schlimmeres. Er fuhr zur nächsten Tankstelle, um sich was zwischen die Kiemen zu schieben und sich zu waschen. Dann stieg er wieder ins Auto und fuhr weiter.

Der Autoatlas war ein Geschenk des Himmels, ohne ihn hätte er Oban nie im Leben gefunden. Er parkte am Hafen, stieg aus, fühlte sich beschissen, fragte einen Einheimischen nach Übernachtungsmöglichkeiten, ging dann ins Hotel, wo keine Zimmer frei waren, dafür die Bar geöffnet hatte und mit einem echten Kamin aufwarten konnte.

Hoffer setzte sich mit einem doppelstöckigen Malt ans Feuer und überlegte, wie er die Disciples of Love ausfindig machen könnte. Er fragte den Barkeeper, aber der sagte, er habe noch nie was von denen gehört.

»Also, die wohnen hier, eine ganze Horde davon.«

Der Barkeeper blieb aber bei seiner Story. Also ging sich Hoffer, vom Alkohol wiederbelebt, ein bisschen die Beine vertreten. Er fand einen Ladenbesitzer, der mit den Liebesjüngern Geschäfte machte und ihm auf einer leeren Einkaufstüte aus braunem Papier eine Kartenskizze zeichnete. Hoffer fand sich gut damit zurecht, sah sich dann aber plötzlich einem abgeschlossenen Tor gegenüber. Er schaute sich um, feuerte dann ein paar Schüsse auf das Vorhängeschloss, bis das Ding nachgab. Er war doch nicht bescheuert und ging den Rest des Weges zu Fuß!

Ihm war ärgerlich bewusst geworden, dass er seinen TV-Auftritt verpasst hatte. Und so wenig, wie man sich in Oban für ihn interessiert hatte, schien ihn dort ebenfalls keiner gesehen zu haben.

»Scheißhinterwäldler«, fluchte er, während er den Schotterweg entlangfuhr.

Nach anderthalb Kilometern erreichte er eine kleine Siedlung, eine Reihe von Bruchbuden, eher für Vieh als für Menschen geeignet. Draußen waren irgendwelche Leute zugange. Als er näher kam, unterbrachen sie ihre jeweilige Tätigkeit und starnten ihn an. Sie starrten auch weiter, als er aus dem Wagen stieg. Aus einer der Hütten trat ein großer, bärtiger Mann heraus.

»Wer sind Sie?«, fragte er.

»Ich heiße Hoffer, Sir, Leo Hoffer. Ob ich vielleicht kurz mit Ihnen reden könnte? Ich bin auf der Suche nach einem Paar, Mann und Frau, und sie könnten vor kurzem hier gewesen sein.«

»Hier ist niemand gewesen.«

Hoffer sah sich um. »Dieser Ort ist doch von einem Amerikaner gegründet worden, oder?« Der Mann nickte. »Wir Amerikaner sind bekannt wegen unserer Gastfreundlichkeit gegenüber Fremden. Davon merke ich hier allerdings nicht allzu viel.«

»Wie sind Sie durchs Tor gekommen?«

»Wieso? Das Ding stand sperrangelweit offen. Ich meine, da war eine Kette dran und alles, aber die hing einfach so runter.«

Der Mann befahl einem Untergebenen nachzusehen. Der Untergebene nickte und sprang in einen alten Hippie-Bus.

»Wir können hier nichts für Sie tun.«

»Hey, vielleicht könnten Sie mir ein Antragsformular geben. Das sieht hier so aus, als wär's genau das richtige Leben für mich.«

»Das glaube ich kaum.«

»Nicht?« Hoffer rieb sich das Kinn. Es fühlte sich kratzig an. Er hätte sich mal wieder rasieren und in die Wanne legen müssen. »Wissen Sie, das könnte ich mir zur Gewohnheit machen, hier hereinzuschneien und immer wieder dieselben Fragen zu stellen.«

»Sie würden jedes Mal wieder die gleiche Antwort bekommen.«

Der Mann kehrte Hoffer den Rücken und ging in die Hütte zurück. Hoffer spielte mit dem Gedanken, ihm zu folgen und ihm im Namen des Vaters und des Sohnes ein paar mit dem Pistolenkolben überzuziehen. Ach was, er würde schon noch Gelegenheit dazu haben. Also stieg er wieder ins Auto und fuhr los. Der VW-Bus stand am Wegrand vor dem Tor. Hoffer hupte und winkte, als er ihn passierte. Der Fahrer des Busses stand mit der Kette in der Hand da und sah Hoffer nach.

Wieder in der Stadt angelangt, fragte Hoffer in mehreren Läden und Lokalen nach zwei Touristen namens Weston und Harrison. Er nahm nicht an, dass sie noch weiter ihre Polizistennummer durchziehen würden - nicht, wenn es nicht unbedingt nötig war. Die Namen sagten keinem was, aber eine Verkäuferin erkannte Bel Harrison auf dem Foto.

»Sie war heute Morgen hier. Sie hat einen Fair-Isle-Pullover gekauft. Es war komisch, wie aufgereggt sie war. Sie ist sofort aus dem Geschäft gerannt, damit ihr Mann ihn anprobieren konnte.«

Hoffer zuckte zusammen. »Was war das für ein Pullover?«

Die Verkäuferin zeigte ihm einen identischen. Sie missverstand den gequälten Ausdruck in Hoffers Gesicht.

»Wir hätten die auch in anderen Farben, wenn Sie möchten.«

Stöhnend verließ er den Laden. Er hatte tatsächlich mit dem D-Man *gesprochen* und war zu verkatert und zugedröhnt gewesen, um es zu erkennen. Aber wenigstens eines war klar: Bel Harrison begleitete ihn nicht unter Zwang. Es kam nicht oft vor, dass Entführer ihren Entführern Pullover kauften.

Aber wichtiger noch: Sie konnten noch immer in der Gegend sein, das durfte er auf keinen Fall vergessen... Nein, wem machte er da was vor? Der Killer wusste, wer er war. Er war längst aus der Stadt und fütterte seinen Tacho mit Kilometern.

Entweder das, sagte sich Hoffer, oder er hielt sich irgendwo versteckt und überlegte gerade, wie er den Detective am besten abschießen könnte. Hoffer sah sich um und ließ den Blick über alle großen und kleinen Fenster schweifen. Ihm war nicht allzu wohl in seiner Haut.

Er ging zurück in die Bar und bestellte einen weiteren Whisky. Die Leute unterhielten sich über irgendeinen üblen Stau. Hoffer schnaubte verächtlich in seinen Drink hinein. Ein Verkehrsstau, in *dieser* Gegend? Drei Autos hatten mitten auf der Straße gestanden, während die Fahrer miteinander palavert und den ganzen Verkehr aufgehalten und den entgegenkommenden Autos, die nach Norden in Richtung Oban fuhren, was zu gucken geboten hatten.

Irgendetwas an der Geschichte begann Hoffer zu beunruhigen. Er ging zum Geschichtenerzähler und zeigte ihm Bels Foto.

»Kenn ich nicht«, sagte der Mann. Er hielt in der einen Hand ein Pintglas und in der anderen eine Zigarette, so dass Hoffer wie ein Blödmann dastehen und ihm das Foto hinhalten musste. »In einem der Autos, im mittleren, da hat wohl'ne

Frau gesessen. In das hintere Auto konnte man nicht reingucken, und was mit dem vorderen war, weiß ich nicht mehr.«

»Da saßen zwei Männer drin«, meldete sich ein anderer Gast zu Wort. Hoffer ging zu ihm. Der Mann trug Gummistiefel, eine karierte Mütze und eine grüne Jacke, seine Wangen und die Nase waren rot. »Wir saßen hinter Bert McAuleys Laster fest, der beschissenen alten Karre.«

»Der Mann und die Frau saßen in dem mittleren Wagen?«, hakte Hoffer nach.

»Aye, mit so'nem Luxusschlitten achtern und'nem Auto mit Wohnwagen achtern von *dem*. Das vorderste Auto hatte die Blinkanlage an. Die waren entweder zusammengeknallt, oder das vorderste Auto hatte ne Panne.«

»Und der Mann und die Frau?«

»Was soll mit denen sein?«

»Erinner dich, Hughie«, sagte ein dritter Guest, »der Mann ist vorgegangen und hat mit den Leuten im Auto geredet, und die sind ausgestiegen.«

»Hab ich nix von gesehen«, erwiderte Hughie. Hoffer rückte zum dritten Guest weiter.

»Was ist dann passiert?«

»War komisch. Der Mann und die Frau haben ihren Kram aus dem Kofferraum geholt und zum anderen Auto getragen, und dann sind sie mit dem weggefahren, während die zwei Leute aus dem Auto hinten beim *dritten* Auto rumstanden.«

Alle sahen sich an. Diese Geschichte würde hier noch sehr, sehr lang die Runde machen. So was Spannendes war seit Wochen nicht mehr passiert.

»Wo ist das Ganze passiert?«

»Gleich hinterm Abzweig nach Cleigh.«

Während Hoffer eine Lokalrunde schmiss, zeichnete der dritte Guest auf der anderen Seite der braunen Papiertüte eine Kartenskizze.

Er brauchte nicht lang, um das Auto zu finden.

Man hatte es ziemlich lieblos auf den Seitenstreifen geschoben. Der Escort war praktisch fabrikneu, aber jemand hatte ihm quer über die ganze Seite eine Schramme gezogen. Das sah aus wie einer dieser Kratzer, die Kids mit einem Schlüssel, einer Münze oder einem Messer machten.

»Aber, aber, Jungs«, sagte Hoffer, während er das Auto gründlich unter die Lupe nahm. Er hätte wetten können, dass es sich wie bei seinem eigenen um einen Mietwagen handelte. Da waren mit Sicherheit Fingerabdrücke des Killers und Bel Harrisons drauf. Fingerabdrücke würden nützlich sein, also machte sich Hoffer auf die Suche nach einem Telefon. Ein paar Kilometer weiter südlich fand er einen Campingplatz. Es gab einen - für den Tag geschlossenen - Informationskiosk und daneben eine Telefonzelle. Er ging hinein und rief die Vine-Street-Wache an. Broome war nicht zu erreichen, aber Edmond nahm endlich den Anruf an.

»Lassen Sie sich nur Zeit«, sagte Hoffer, »das kostet mich ein Schweinegeld, und ich tu Ihnen einen Gefallen.«

»Was für einen Gefallen?«

»Ich hab hier in der Nähe einen Wagen, der mit den Abdrücken des D-Man *und* seiner Freundin übersät ist.«

Edmond klang schon ein bisschen interessierter. »Wo sind Sie?«

»Ich bin in den schottischen Highlands, südlich eines Orts namens Oban an der A 816.«

»Wo steht der Wagen?«

»Am Straßenrand, direkt südlich von einem Ort namens Cleigh.« Er buchstabierte Edmond den Namen.

»Ich geb das den zuständigen Kollegen vor Ort durch.«

»Die wissen wahrscheinlich schon von dem Auto. Das ist da stehen gelassen worden, nachdem der D-Man in Schwierigkeiten geraten war. Da könnten alle möglichen sonstigen Fingerabdrücke drauf sein, aber ein paar von denen stammen mit Sicherheit von ihm.«

»Moment mal, was denn für Schwierigkeiten?«

»Kleingeld ist langsam alle, wir sehen uns.«

Hoffer legte auf. In der Nähe ragte ein Zapfrohr aus dem Boden, aus dem ein Mädchen gerade einen großen Kanister mit Wasser füllte. Er schlenderte hinüber.

»Na, auf Urlaub mit den Eltern?« Sie nickte. »Ich suche einen Freund, Schätzchen. Er ist heute Vormittag mit einem Wohnwagen hier angekommen.«

»Die Wohnwagen sind da drüben.« Sie deutete in die entsprechende Richtung.

»Danke«, sagte er. »Darf ich dir tragen helfen?«

»Das würden meine Eltern nicht gut finden. Sie sind ein Fremder.«

Hoffer lächelte. »Mach's gut, Süße.«

Er sah ihr nach. Sie musste sich schwer anstrengen, damit der Kanister nicht über den Boden schleifte. Er schätzte sie auf elf oder zwölf. Er kannte in New York Zwölfjährige, die erwachsener wirkten, als die Kleine hoffentlich je sein würde. Er mochte Kinder aus Prinzip, und zwar aus dem schlichten Prinzip heraus, dass irgendwann der Tag kam, an dem *er* alt und *sie* jung und stark sein würden. Möglich, dass er dann auf ihre Hilfe angewiesen wäre, nicht mehr imstande, ihnen eins über die Rübe zu geben oder ihnen sein Messer unter die Nase zu halten. Man musste Respekt vor der Zukunft haben, sonst konnte es passieren, dass sie einem den Krückstock wegkickte und das Kunstgebiss in den Hals boxte.

Er musste erst ein paar Leute fragen, aber dann landete er einen Treffer. Ein anderer Camper verriet ihm, dass die Deutschen in die Stadt gefahren seien, aber ihren Wohnwagen dagelassen haben, also würden sie schon zurückkommen. Als sie eingetroffen waren, hatte der Mann noch immer vor Wut geschäumt und von dem Stau erzählt, in den er geraten war.

»Ich denk, ich werd auf sie warten«, erklärte Hoffer. Dann sagte der Camper, seine Frau und Kinder wären spazieren, und ob Hoffer zufällig Amerikaner sei? Letztes Jahr wären sie alle in Florida gewesen, und das wäre toll gewesen, Disney

und die Strände und überhaupt. Dieses Jahr wäre das Geld etwas knapper, wegen der Rezession und überhaupt, und dass er seinen Job verloren habe. Er fragte, ob Hoffer Lust auf ein Bier hätte. Hoffer schätzte, dass er ein paar Geschichten über Florida schon wegstecken könnte, solang der Preis stimmte.

»Klar«, erwiderte er, »warum nicht?«

Und dann sagte der Mann etwas, das ihm Hoffers Herz gewann. »Wissen Sie was«, begann er und reichte ihm eine Dose, »ich kann mir nicht helfen, aber mir kommt Ihr Gesicht irgendwie bekannt vor. Waren Sie schon mal im Fernsehen?«

Die Deutschen verspäteten sich nicht. Sie waren Eheleute mittleren Alters, die allem Anschein nach zeit ihres Lebens gut verdient und ihr Geld gut angelegt hatten. Sie trugen Investmentfondskleider und fuhren einen Investmentfondswagen. Als Hoffer ihnen sein Anliegen unterbreitete, schlossen sie ihren Wohnwagen auf und baten ihn hinein. Viel Platz war da nicht, aber Hoffer schaffte es, nachdem er seine Beine irgendwie unter den Tisch gequetscht und sich gesetzt hatte, einen zufriedenen Eindruck zu machen.

Anfangs zeigten sie sich durch seine Fragen verwirrt. Die Frau sagte, sie wolle bloß die ganze Sache vergessen, aber ihr Mann hatte ein, zwei Bierchen getrunken und fand recht schnell sein seelisches Gleichgewicht wieder. Sein Englisch war nicht so doll, aber immer noch besser als Hoffers Pastramideutsch. Hoffer lenkte das Gespräch schließlich auf das hinterste der drei Autos.

»Der Fahrer«, radebrechte der Deutsche, »großer Mann, nicht sehr glücklich. Er nicht wollte mit mir nur ein Wort sagen. Da ist etwas Verärgerung noch, aber ich nicht verzeihe.«

»Äh, klar«, sagte Hoffer, »absolut. War auch ein Passagier im Auto?«

»Auf dem Hinterstuhl, ja. Er hat gesagt mit dem anderen Fahrer...«

»Sie meinen den Fahrer des mittleren Wagens?«

Der Deutsche nickte. »... und dann der Fahrer ist weggegangen, aber der Mann auf dem Hinterstuhl nicht wollte mit mir sagen. Er lachte zu mich die ganze Zeit.«

»Lächelte«, sagte Hoffer.

»Das ist, wie ich sage. Und ich spreche zu ihm, was ist das Problem hier? Aber er nur lacht.«

»Lächelt«, korrigierte ihn die Frau.

»Können Sie diesen Mann beschreiben, Sir?«

»Äh... er trug einen Anzug, Hemd, aber keinen Schlipps, glaube ich nicht. Eine Brille er trug, rund, und seine Haare waren weiß.«

»Blond«, sagte seine Frau. »Weiß ist für alte Menschen.«

»Wie ging's dann weiter?«, fragte Hoffer. Das Ehepaar hatte wahrscheinlich nicht bemerkt, dass er plötzlich hellhörig geworden war.

»Es war sehr wirrend. Die Menschen von dem Mittelwagen sind weggefahren mit dem Vorderwagen. Die Menschen von dem Vorderwagen haben gesagt mit den Männern in dem dritten Wagen. Dann drei Männer haben geschoben den zweiten Wagen von der Straße.«

»Der Blonde ist in seinem Auto geblieben?«

»O ja, ist in seinem Wagen geblieben. Dann alle zusammen sie sind weggefahren, keine Verzeihung bei mir.« Die Wangen des Mannes waren inzwischen zornrot geworden. Vor Erregung verfiel er wieder halb in seine Muttersprache. Seine Frau strich ihm beschwichtigend über den Arm.

»Sie haben mir sehr geholfen«, sagte Hoffer.

»Würden Sie mögen etwas zu trinken?«, fragte die Frau.

»Nein, danke«, sagte Hoffer auf Deutsch. Er hatte die Sprache zwar nie gelernt, aber es war unglaublich, was man von ein paar alten Kriegsfilmen und in jüdischen Sandwichbars so alles aufschnappte. Er quetschte sich wieder aus Tisch und Sitzbank heraus und verabschiedete sich, ging dann zurück zu seinem Wagen und steckte sich eine Zigarette an. Kline hatte den D-Man gestellt, und der D-Man war entkommen, was

entweder bedeutete, dass Kline sehr dumm oder dass der Killer sehr clever war. Es hatte keine Toten gegeben, und das war das wirklich Erstaunliche. Hoffer wurde ganz warm ums Herz. Wenn der D-Mann wirklich nicht auf kurzer Distanz arbeitete, dann brauchte Hoffer nichts anderes zu tun, als ihm möglichst dicht auf den Fersen zu bleiben. Je mehr Abstand er hielt, desto mehr war er in Gefahr. Andererseits - je näher er kam, desto größer war die Chance eines Frontalzusammenstoßes mit Kline und seiner Spezialeinheit.

Und was *die* Typen auf kurze Distanz zuwege brachten, hatte er ja schon gesehen. Die sägten einem die Birne ab und ließen sie als Überraschung stehen.

»In was für eine Scheiße gerate ich da eigentlich?«, fragte er sich. Er ließ den Motor an und fuhr los, Richtung Süden.

Dritter Teil

18

Wir flogen direkt nach Boston. Das mache ich nach Möglichkeit immer: New York umgehen. Der JFK ähnelt mehr einem Viehmarkt als einem Flughafen, und es werden dort mehr Sicherheitschecks durchgeführt als irgendwo sonst auf der Welt. Wir flogen als Michael Weston und Belinda Harrison, da wir keine anderen Pässe hatten als unsere richtigen. Ich wusste, dass wir damit ein kalkuiertes Risiko eingingen. Fluglinien bewahren Passagierdaten im Computer auf, und an Computerdaten kommt jeder ran. Das war ein weiterer Grund dafür, nach Boston zu fliegen: Es war ein ganzes Stück von unserem eigentlichen Ziel entfernt.

Vom Flughafen aus buchte ich ein Hotelzimmer in der Stadt, dann nahmen wir ein Taxi. Bel war noch immer etwas durcheinander. Es war eine ziemliche Belastung, wenn man zum ersten Mal rückwärts durch die Zeit reiste. Während des Flugs hatten wir keinen Alkohol angerührt; Alkohol erschwert die Umstellung der inneren Uhr. Wir sahen uns die Filme an, aßen, was man uns vorsetzte, und tranken jeden Softdrink, den man uns anbot. Anfangs gebärdete sich Bel wie ein Kind: Sie bestand auf einem Fensterplatz und starrte gebannt hinunter auf die Wolken. Sie ließ sich von mir ein bisschen was über die USA erzählen. Sie war noch nie dort gewesen und besaß nur deswegen einen Pass, weil Max und sie ein paarmal im Ausland Urlaub gemacht hatten. Auf Geschäftsreisen hatte er sie nie mitgenommen.

»Er hatte keinen besonders ehrbaren Beruf, oder?«, sagte sie unvermittelt. Ich sah von meiner Zeitung auf. Mir fiel alles Mögliche ein, was ich ihr hätte antworten können, wobei die Standardantwort lautete, Schusswaffen würden von sich aus niemanden töten, nur Menschen täten das.

»Immer noch ehrbarer als meiner«, sagte ich stattdessen. Dann wandte ich mich wieder meiner Lektüre zu. Bel verarbeitete alles auf ihre Weise. Wir hatten natürlich über Max geredet und dabei, ebenso natürlich, die eigentliche Entdeckung seiner verstümmelten Leiche ausgespart. Bel hatte ein paar verschiedene Phasen durchgemacht, nach der hysterischen eine introspektive, nach einer hyperaktiven eine katatonische. Jetzt versuchte sie, ziemlich überzeugend, sie selbst zu sein. Es war und blieb jedoch Theater. Wenn wir allein waren, gab sie sich anders. Ich bemühte mich, ihr nicht zu zeigen, wie viel Sorgen ich mir ihretwegen machte. Wenn ich auf diesem Trip etwas von ihr brauchte, dann Zuverlässigkeit.

Der Flug war okay. Wir hatten ein paar Babys an Bord, aber sie saßen ein ganzes Stück von uns entfernt und brüllten sowieso nicht besonders viel. Ein paar größere Kinder in unserer näheren Umgebung fingen irgendwann an, sich zu langweilen, aber Eltern und Flugbegleiter hatten immer neue Spiele, Spielsachen und Getränke parat.

Es wäre eine gute Gelegenheit für mich gewesen, ein bisschen nachzudenken, aber über das, was wir da taten, machte ich mir letzten Endes nicht gerade viele Gedanken. Ich hatte einen sehr vagen Plan, und wenn ich mir zu sehr den Kopf darüber zerbrochen hätte, wäre ich vielleicht auf ein paar Schwach-, um nicht zu sagen *schwachsinnige* Stellen gestoßen. Also las ich stattdessen irgendwelche alten Nachrichten, löste Kreuzworträtsel und erklärte Bel, wie man anhand der kurzen, kryptischen Hinweise auf die Lösung kam. Dieser Teil der Sache war einfach: der Flug, durch Zoll und Einwanderung zu gelangen (Touristen brauchen heutzutage nicht einmal richtige Visa), ein Hotel zu finden... es war alles ganz einfach.

Als wir das Hotel ganz in der Nähe des Boston Common erreichten, wurde mir bewusst, dass ich psychisch erschöpft war. Ich musste mich ausruhen und ausspannen, und wenn auch nur für ein paar Stunden. Also schloss ich die Vorhänge

und zog mich aus. Bel hatte im Flugzeug ein bisschen geschlafen und wollte jetzt auf Erkundungstour gehen. Ich er hob keine Einwände.

Sie weckte mich zwei, drei Stunden später und erzählte mir, sie sei halb um den Common herumspaziert und habe die Drehorte von mehreren TV-Serien gesehen, sei dann einige schöne kopfstein gepflasterte Straßen auf und ab geschlendert, habe sich ein bisschen im italienischen Viertel umgesehen ...

»Du musst einen ganz schönen Schritt draufgehabt haben«, sagte ich, bevor ich in der Duschkabine verschwand. Sie folgte mir ins Badezimmer, weil sie mit ihrem Bericht noch nicht mal zur Hälfte durch war. Ich hatte ihr fünfzig Dollar gegeben, von denen sie einen Teil in Essen und Kaffee investiert hatte.

»Ich hab einen Hotdog und einen Teller Baked Beans gegessen.«

»Hmmm, lecker.«

Sie kam nur langsam wieder runter. Als ich aus der Dusche trat, zappte sie sich gerade durch das TV-Angebot, fand *Star-Trek*-Episoden und andere Wiederholungen alter Serien, außerdem die üblichen Talkshows und Sportsendungen, Shoppingkanäle und allerlei Christliches.

»Könntest du den Ton runterdrehen?«

»Klar.« Die Sendungen schienen ihr ohne Ton ganz genau so viel Spaß zu machen wie mit. »Da kommt ein Haufen Werbung, nicht? Ich meine, die schieben sogar zwischen dem Ende eines Films und dem Abspann noch Spots ein.«

Ich sah sie an und rang mir ein mitfühlendes Lächeln ab, doch sie hatte sich schon wieder zum Fernseher gewandt. Ich wusste, was sie gebraucht hätte: eine Zeit ruhiger, besinnlicher Trauer. Das Problem war, dass wir uns diesen Luxus nicht leisten konnten. Wir mussten in Bewegung bleiben.

Ich setzte mich ans Telefon und wählte eine texanische Nummer. Es meldete sich ein Anrufbeantworter. Ich beschloss, eine Nachricht zu hinterlassen.

»Spike, Mike West hier. Ich bin auf eine Stippvisite im Land und wollte dich nur vorwarnen, dass ich mal wieder eine Einkaufsliste habe. Wenn nichts dazwischenkommt, bin ich in ein paar Tagen da.« Eine Rückrufnummer gab ich nicht an.

»Spike?«, sagte Bel.

»So heißt er.«

Sie versank wieder in ihren TV-Stupor. Kurze Zeit später schlief sie auf dem Bett ein, unterm Kopf mehrere Kissen, die Fernbedienung noch immer in der Hand.

Ich fühlte mich etwas besser, auch wenn ich eine leicht verstopfte Nase hatte. Ich ging nach draußen und schlenderte ein bisschen herum. Mein Gehirn sagte mir, dass es nach Mitternacht sein musste, aber hier in Boston war es früher Abend. Ich fand eine Kneipe mit den üblichen Kleeblättern an den Wänden und Guinness vom Fass. Alle schauten sich ein Baseballspiel auf dem Großbildfernseher an. Auf dem Tresen lag eine zusammengefaltete Zeitung, also blätterte ich sie durch, während ich an meinem Glas nippte. Schießereien aus fahrenden Autos schienen aus der Mode gekommen zu sein; entweder das, oder sie waren so an der Tagesordnung, dass niemand sie einer Meldung mehr für wert befand. Nachrichten waren oft genug *überhaupt* nur eine Sache der Mode.

Von Schusswaffen konnte man fast auf jeder Seite lesen. Die Leute versuchten, sie verbieten zu lassen, und die National Rifle Association leistete erfolgreich Widerstand. Aber jetzt plädierte sogar der Präsident dafür, den Besitz von Schusswaffen einzuschränken, und ein paar Bundesstaaten hatten das Tragen von Faustfeuerwaffen durch Minderjährige für gesetzwidrig erklärt. Den Satz musste ich zweimal lesen. In manchen Städten, erfuhr ich weiter, nahm einer von fünf Jungen zusätzlich zu seinen Büchern, Heften und Mittagsbrot einen Knarre mit in die Schule. Ich faltete die Zeitung wieder zusammen und trank aus.

Ich wusste, was Spike sagen würde: Willkommen im Schießeisenparadies.

Der Mann hinterm Tresen fragte mich, ob ich noch ein Bier wolle, und ich wollte noch eins. Er holte ein sauberes Glas aus dem Kühlzettel und füllte es mit Lager, bloß dass die hier »Bier« dazu sagten und dunkles Bier - *richtiges* Bier - nicht leicht zu finden war, gewöhnlich nur in hippen Kneipen in der Umgebung von Colleges. Ich erinnerte mich nicht mehr, wie einfach oder schwer es war, in Boston Bier zu kriegen. Ich wusste nicht, ob es hier Wein- und Spirituosengeschäfte gab und ob sie auch nachts geöffnet hatten. Die entsprechenden Gesetze variierten von Staat zu Staat, ebenso wie die Steuersätze und alles Übrige auch. Zum Beispiel gab es keine eigentlichen lizenzierten Alkoholgeschäfte, die hießen hier *package stores* und waren in Staatsbesitz. Zumindest schien das zu stimmen, als mir dieser Gedanke durch den Kopf ging. Aber mein Gehirn stand für den heutigen Abend kurz vor Sendeschluss. Ich versuchte, an irgendetwas anderes als Bel zu denken. Ihr Kummer konfrontierte mich unmittelbar mit einem Opfer. Ich hatte so viele Leute getötet... Ich hatte es immer geschafft, an sie zu denken, ohne sie zu vermenschlichen. Aber jetzt schwebten sie wie Gespenster um mich herum.

Ich leerte mein Glas und ging. An der Kneipentür hing eine Bierwerbung. Der Text lautete: »Besser wird's nicht mehr!«.

Ich dachte darüber nach, während ich zum Hotel zurück schlenderte.

Am nächsten Morgen fuhren wir zum Amtrak-Bahnhof und nahmen einen Zug nach New York. Bel bekam ihren Fensterplatz und wurde wieder zum kleinen Mädchen. Tatsächlich war sie durch die vielen amerikanischen TV-Serien, die sie sich in England reingezogen hatte, zumindest auf manche Aspekte der *American experience* ganz gut vorbereitet. Sie wusste, dass *sidewalk* »Bürgersteig« und *jay-walking* »regelwidriges Überqueren der Straße« bedeutete. Sie wusste, dass man zu einem Taxi hier *cab* sagte und englische Chips,

also Fritten, »*fries*« hießen, während *chips* Kartoffelchips waren. Sie wusste sogar, was Amtrak war, und drückte meinen Arm, als sich gegen Ende unserer Fahrt hinter der völlig unglamourösen Kulisse der endlosen Vororte hier und da die Skyline von Manhattan abzuzeichnen begann.

Unser Bostoner Hotel gehörte zu einer Kette, und ich hatte schon von dort aus ein Zimmer bei seiner New Yorker Dependance reserviert. Wir stellten uns für ein typisch ungefertigtes Gelbes Taxi an und versuchten anschließend, die Fahrt ohne innere Verletzungen zu überstehen. Das Hotel lag an der Ecke 7th und 42nd Street. Auf dem Bürgersteig davor wurden Billignutten von Straßenhändlern verscheucht, die billigen Tinnef, Halstücher und Regenschirme an den Mann zu bringen versuchten. Die Sonne war ein verwaschener Fleck am Himmel. Andere Männer schlurften ziellos herum oder standen in Hauseingängen, ohne auf den Verkehr oder die vorüberhastenden Passanten zu achten. Ich musste Bel praktisch gewaltsam durch den Hoteleingang schieben.

Die Rezeption glich einem Kriegsgebiet. Eine Busladung Leute war gerade eingetroffen und checkte ein, während ein weiterer Schwung Touristen versuchte auszuchecken. Die zwei Gruppen waren ineinandergeflossen, und die eine verriet der anderen allerlei Insidertipps und interessante Sehenswürdigkeiten. Wir gingen mit unserem Gepäck geradewegs ins Restaurant.

»Zwei Kaffee, bitte«, sagte ich zur Kellnerin.

»Sie wollen Kaffee?«

»Bitte.«

»Irgendwas dazu?«

»Für mich nur Milch, bitte«, sagte Bel. Die Kellnerin sah sie an.

»Zu essen nichts, danke«, sagte ich zu ihr. Sie entfernte sich.

»Denk dran«, erklärte ich Bel, »wir sind nur die eine Nacht hier, also fang mir nicht an, hier einen auf Touristin zu ma-

chen. Wenn du ein bisschen was sehen willst, schön, ich erleide, was ich zu tun habe, und dann können wir zusammen losziehen. Worauf hättest du Lust: Museen, Galerien, Einkaufen, eine Show, das World Trade Center?«

»Ich möchte mit einer Pferdedroschke durch den Central Park.«

Also kutscherten wir durch den Central Park.

Zuerst aber kam das Geschäftliche. Mein Bankschließfach befand sich in einem unauffälligen, aber gut gesicherten Gebäude auf der Park Avenue South, direkt nördlich vom Union Square. Ich meldete mich telefonisch an und sagte, wann ich da sein würde. Bel bestand darauf, zu Fuß zu gehen oder die U-Bahn zu nehmen. Wir taten beides, liefen erst ein paar Blocks und stiegen dann in einen Zug.

Bei Liddle Trusts & Investments mussten wir klingeln, worauf uns ein Wachmann die Tür öffnete. Ich sagte ihm, wer ich sei. Man ließ uns in einen Vorraum, wo mein Reisepass überprüft und meine Identität verifiziert wurde; anschließend geleitete man uns in ein kleines Zimmer, das sich nur wenig von dem in Knightsbridge unterschied. Hier musste Bel warten, während der Bankangestellte und ich in den Tresorraum gingen. Um mein Schließfach zu öffnen, waren zwei Schlosser erforderlich, seiner und meiner. Er zog die Schublade heraus und händigte sie mir aus. Ich ging damit zurück in das kleine Zimmer und stellte sie auf den Tisch.

»Was ist da drin?«, fragte Bel.

Die Schublade hatte einen aufklappbaren Deckel. Ich öffnete ihn und holte einen dicken Packen Dollarscheine, Fünfziger und Zwanziger, heraus. Bel nahm das Geld und stieß einen leisen Pfiff aus. Als Nächstes kam ein zusammengefalteter Geldgürtel.

»Hier«, sagte ich, »pack schon mal das Geld hier rein.«

»Aye, aye, Sir. Was hast du sonst noch da drin?«

»Nur noch das.«

Die Box war leer, und ich hielt eine Handvoll gefälschter amerikanischer Ausweise in die Höhe: Reisepass, Sozialversicherungskarte, Krankenversicherungskarte, von verschiedenen Bundesstaaten ausgestellte Waffen- und Führerscheine und noch einiges mehr von der Sorte. Bel sah sich die Ausweise an.

»Michael West«, sagte sie.

»So heiß ich von jetzt an, aber mach dir keine Sorgen, du wirst keine Probleme damit haben.« Ich lächelte. »Für meine Freundinnen bin ich weiterhin schlicht Michael.«

Sie stopfte ein paar Banknotenbündel in den Geldgürtel. »Keine Schießeisen oder so? Ich hatte zumindest eine Pistole erwartet.«

»Später«, sagte ich.

»Wie viel später?«

»Nicht viel.«

»Gut.«

Ich setzte mich neben sie. Ich sah ihr an, dass die vielfältigen Reize Manhattans es nicht vermocht hatten, sie vom Tod ihres Vaters abzulenken. Ich nahm ihre Hände in meine.

»Bel, warum bleibst du nicht hier?«

»Glaubst du, es wär für mich ungefährlicher?«

»Du könntest ein bisschen Touristin spielen, ausspannen. Du hast eine Menge durchgemacht.«

Ihr Gesicht rötete sich. »Wie kannst du es wagen, so etwas vorzuschlagen! Jemand hat meinen Vater ermordet, und ich will ihm ins Gesicht sehen. Bild dir ja nicht ein, du kannst mich hier zurücklassen, Michael. Und solltest du es versuchen, werd ich deinen Namen von sämtlichen Dächern der Stadt schreien, so wahr mir Gott helfe!«

»Bel«, sagte ich, »bei dem Krach hier würde dich sowieso niemand hören.«

Sie erachtete diese Bemerkung als keiner Antwort wert.

Zum Central Park nahmen wir ein Taxi. Der Fahrer meinte, eine Droschke würden wir wahrscheinlich in der Nähe des

Columbus Circle finden. Bel hatte sich einen kleinen Faltplan von der Insel besorgt. Sie schaute immer wieder darauf, dann hinaus auf die realen Straßen und deutete mit dem Finger auf der Karte, wo wir uns gerade befanden.

»Ist alles wahnsinnig zugebaut, nicht?«

Das sagte sie, bevor wir zum Central Park kamen.

Der Park zeigte sich von seiner besten Seite. Man sah Jogger und Kindermädchen, die Kinderwagen vor sich herschoben, Leute, die ihre Hunde Gassi führten, sich Frisbees oder Baseballbälle zuwarf oder auf Parkbänken in der Sonne saßen und Hotdogs aßen. Sie fragte mich, ob ich jemals ganz um den Park herumgegangen sei.

»Nein, und ich bezweifle, dass das überhaupt schon mal jemand gemacht hat. Weiter nördlich grenzt der Park an Harlem.«

»Keine so nette Gegend?«

»Keine so nette, nein.«

Unser Droschkenkutscher hatte uns eine Decke angeboten, aber wir brauchten keine. Unser Pferd war nicht sehr schreckhaft, was von Vorteil war bei den vielen Autos, die die Abkürzung durch den Park nahmen. Bel drückte meine Hand.

»Erzähl mir was, Michael.«

»Was denn?«

»Was über dich.«

»Das klingt wie ein Zitat aus einem Film.«

»Na ja, ich komm mir ja auch vor wie in einem Film. Erzähl schon.«

Also begann ich zu reden. Das Klappern der Pferdehufe auf dem Asphalt besaß etwas Hypnotisierendes. Es ließ mich immer weiterreden, mich völlig öffnen. Bel unterbrach mich nicht ein einziges Mal.

Ich wurde in der Nähe eines Armylagers in England geboren. Mein Vater war Offizier, machte aber nicht die Karriere, die er sich erhofft hatte. Wir zogen oft um. Wie viele Armykids fand ich schnell neue Freunde, nur um sie wieder zu ver-

lieren, sobald ihre oder meine Eltern woandershin versetzt wurden. Wir schrieben uns dann eine Zeit lang und hörten dann irgendwann damit auf. Auf den Militärstützpunkten gab es jede Menge Freizeitangebote - Filme, Shows, Sport und Spiele, Klubs, denen man beitreten konnte-, aber das grenzte uns lediglich von allen anderen Kindern aus, die nicht im Camp oder in dessen näherer Umgebung wohnten. Ich bekam sehr leicht blaue Flecke, dachte mir aber nichts dabei. Wenn ich mich irgendwo anstieß, hatte ich manchmal wochenlang eine Schwellung, und es tat auch ein wenig weh. Aber ich sagte niemandem was davon. Mein Vater erzählte oft, Soldaten müssten lernen, »die Schmerzgrenze zu überwinden«, und ich stellte mir vor, ich würde gegen diese Grenze anrennen, als wäre sie eine dicke Gummihaut, bis ich irgendwann durchstoßen würde. Manchmal brauchte es mehrere Pflaster, bevor eine Schramme an Knie oder Ellbogen verheilte. Meine Mutter war davon überzeugt, dass ich mir immer wieder den Schorf abkratzte, aber das tat ich nie. Als ich mir einmal die Zungenspitze abbiss, musste mein Vater mich zum Arzt bringen, weil die Wunde nicht aufhörte zu bluten.

Dann bekam ich eines Tages einen Zahn gezogen. Der Zahnarzt tamponierte mir die Wundhöhle, aber ich blutete weiter, nicht stark, aber stetig. Der Zahnarzt versuchte zuerst, die Blutung mit irgendwelchem sauren Zeug zu stoppen, dann probierte er es mit einem Adrenalintampon und gab mir schließlich eine Spritze. Als auch das nichts half, überwies er mich an einen Spezialisten, dessen Tests bestätigten, dass ich an milder Hämophilie litt. Anfangs verlieh mir das bei meinen Freunden ein gewisses Ansehen, aber bald hörten sie auf, mit mir zu spielen. Ich wurde zu einem bloßen Zuschauer degradiert. Ich informierte mich über die Bluterkrankheit und konnte in zweierlei Hinsicht von Glück sagen: Erstens litt ich nur an der milden Form; zweitens war ich spät geboren, um von den Fortschritten bei der Behandlung der Krankheit profitieren zu können. Aus Frischblut gewonnenes Faktor-VIII-

Konzentrat gibt es erst seit Anfang der Siebzigerjahre, davor wurde man mit Kryo behandelt. Leute, die an der schweren Form leiden, sind erheblich schlimmer dran als ich. Bei ihnen können spontane innere Blutungen in die Gelenke, die Bauchhöhle und sogar ins Gehirn auftreten. Diese Probleme habe ich nicht. Wenn ich auf den OP-Tisch oder zum Zahnarzt muss, kann mir der Arzt vorher eine Dosis Gerinnungsfaktor spritzen, und alles ist in Butter. Es handelt sich um eine seltsame Krankheit, die von Frauen zwar übertragen werden kann, bei ihnen aber - außer in den seltensten Fällen - nie zum Ausbruch kommt. In Großbritannien ist ungefähr einer von fünftausend Männern Bluter, was eine Gesamtkopfzahl von neuntausend ergibt. Bis vor gar nicht langer Zeit machte sich keiner die Mühe, Blutspender auf HIV zu testen. Die Folge war, dass mehr als zwölfhundert Bluter mit einem tödlichen Produkt behandelt wurden, jetzt also HIVPOSITIV und zum Tode verurteilt sind.

Etwas Ähnliches passierte in Frankreich. Kinder wurden mit kontaminierten Gerinnungsfaktoren behandelt, und dann versuchte man, die Sache zu vertuschen. Als ich davon erfuhr, geriet ich in eine unbeschreibliche, *mörderische* Wut. Um ein Haar wäre ich losgezogen und hätte die Verantwortlichen abgeknallt... nur, *wer* war verantwortlich? Es war schlichtes menschliches Versagen gewesen, mochten die Folgen auch noch so entsetzlich sein. Das ist mit ein Grund, warum ich keinen Job in einem Dritte-Welt-Land übernehmen würde, es sei denn, er wäre finanziell wirklich verlockend. Ich habe Angst, dass ich mich verletzen und dann mit verseuchtem Faktor VIII behandelt werden könnte. Manchmal träume ich davon. Heutzutage sind strenge Untersuchungen vorgeschrieben, aber führt sie auch jedes Land durch, testet und filtert jedes Land die Blutkonserven? Ich bin mir da nicht so sicher. Ich kann mir *nie* sicher sein.

Natürlich trage ich meine Ausrüstung ständig bei mir, meine Einwegspritzen, den pulverisierten Gerinnungsfaktor und

destilliertes Wasser. In Fällen, in denen normale Menschen zum Hausarzt oder Zahnarzt gehen würden, muss ich ein Hämophiliezentrum aufsuchen, und einmal im Jahr steht ein Check-up an. Die von Blutern verwendeten Blutprodukte enthalten alle möglichen Verunreinigungen, die mitunter Leberschäden wie Hepatitis und Zirrhose verursachen. Dazu kommen noch die Blutungen selbst, die zu schwerer Arthritis führen können. (Man stelle sich mal einen arthritischen Auftragsmörder vor!) Fünf bis zehn Prozent von uns entwickeln Inhibitoren, Antikörper, die die Wirkung des injizierten Faktors VIII hemmen. Wie gesagt, es ist eine seltsame Krankheit. Wir dürfen keine intramuskulären Injektionen erhalten und kein Aspirin nehmen. Aber die Situation bessert sich ständig. Es gibt DDAVP, ein synthetisches Medikament, das den Faktor-VIII-Level erhöht, und mittlerweile haben wir auch wirklich synthetischen Faktor VIII, sogenannten rekombinanten Faktor VIII. Er ist mit 8SM und Monoclate P identisch, aber im Labor erzeugt, nicht aus Blut gewonnen. Also auch wirklich unkontaminiert, wie man hofft.

Außerdem ist es inzwischen auch möglich, Hämophilie durch eine Lebertransplantation zu *heilen*. Doch der Eingriff scheint zurzeit noch gefährlicher zu sein als die Krankheit selbst. Irgendwann wird es auch eine richtige Therapie geben; Genforscher werden sie entwickeln und einfach das geschädigte Gen »ausschalten«.

Wie man sich vorstellen kann, hatte die Hämophilie einschneidende Auswirkungen auf mein ganzes Leben. Sie begannen praktisch in dem Augenblick, in dem die Krankheit diagnostiziert wurde. Meine Eltern machten sich Vorwürfe. Es hatte noch nie Bluter in der Familie gegeben, aber das ist bei rund einem Drittel der Fälle so - es findet lediglich eine spontane Mutation in den Samenzellen des Vaters statt. So war das eben bei mir. Meine Eltern, und besonders meine Mutter, behandelten mich wie ein rohes Ei. Keine wilden Spiele mit anderen Jungen mehr - sie sorgten dafür, dass de-

ren Eltern alles über Hämophilie erfuhren. Mein Vater verbrachte zunehmend mehr Zeit auf dem Schießstand. Also folgte ich ihm dorthin und bat ihn, mir schießen beizubringen, erst mit der Pistole, später mit dem Gewehr. Damit ich keine Blutergüsse an der Schulter bekam, ließ er mir von meiner Mutter ein kleines Kissen nähen, ein Schutzpolster. Ich benutze es noch heute.

Meine Mutter war gegen die ganze Sache, aber gegen meinen Vater konnte sie sich nie durchsetzen. Es dauerte ein paar Jahre, bis ich ihn schlagen konnte. Ich weiß nicht, ob seine Augen schlechter wurden oder seine Zielhand unsicherer oder ob es einfach daran lag, dass ich besser wurde. Als ich schließlich mein Elternhaus verließ, verließ ich es als Scharfschütze.

Ich war schon immer ein guter Schüler gewesen und landete schließlich auf der Universität, blieb da allerdings nicht lang. Danach folgte eine Reihe von beruflichen Sackgassen, Jobs, die mir viel Zeit für mich selbst ließen. Ich arbeitete in einer Bibliothek, dann in einigen Buchläden und ergatterte schließlich einen tollen Job bei einem Kajakverleih im Lake District. Leider war auch damit Schluss, als mein Chef erfuhr, dass ich Bluter war. Er meinte, die Arbeit sei zu gefährlich und ich ein zu großer Risikofaktor.

War es ein Wunder, dass ich keinen Job lange behielt? Der einzige Ort, an dem ich mich wohl fühlte, war der Schießstand. Ich trat Schützenvereinen bei und nahm an Wettbewerben teil. Ein paarmal ging ich sogar auf die Jagd, auf der Suche nach einer neuen Herausforderung. Dabei lernte ich einen Mann namens Holly MacIntyre kennen. Er schwor Stein und Bein, das sei sein wirklicher Name. Seine Freunde nannten ihn »Mad Dog« MacIntyre. Er war ein Schrank von einem Mann mit einem Kopf wie ein Stier und kurz geschorenen Haaren, die über den Ohren schon grau wurden. Er hatte hervorstehende, rot geränderte Augen, als hätte er zu viel Zeit in gechlorten Swimmingpools verbracht, ging keinem Streit aus

dem Weg und fing gelegentlich selbst einen an, aus reinem Spaß an der Sache. Er erinnerte mich an einen Rugbystürmer.

Holly kannte meinen Vater von früher, und er hatte mich ein paarmal beim Schießen beobachtet. Damals war er schon lange nicht mehr bei den Streitkräften und arbeitete, wie er es formulierte, als »Sicherheitsberater« für eine Reihe von Staaten; für welche, konnte er mir allerdings nicht sagen. Im Klar-text hieß das, dass er ein Söldner war, Anführer einer Gang von rund einem Dutzend Männern, die man sich beliebig kaufen konnte, die, wenn der Preis stimmte, an jeden Ort der Welt gingen und jeden dahergelaufenen zerlumpten Haufen ausbildeten. Mad Dog war auf der Suche nach frischem Blut.

Ich sagte ihm, meines könne er nicht haben, und erklärte ihm, warum.

»Ist das alles, was dich davon abhält?«, fragte er. »Mann, ich könnte dich trotzdem gut gebrauchen.«

Ich fragte ihn, als was.

»Als Sniper, mein Junge. Heckenschütze. Ich platzier dich auf einem Baum und lass dich dort. Nett und gemütlich, keine Schrammen oder blauen Flecken, keiner würde wissen, dass du da bist. Du bräuchtest nichts anderes zu tun, als sie abzuballern, sobald sie sich blicken lassen.«

»Wen abballern?«

»Na Scheiße, den Feind natürlich.«

»Und der wäre?«

Er beugte sich vertraulich vor und zischte mir mit seinem Whiskyatem zu: »Wer immer du willst!«

Ich lehnte sein Angebot ab, aber erst nachdem er mich mit ein paar Leuten bekannt gemacht hatte, die sich später als nützlich erweisen sollten. Damals war ich ein regelrechtes Militärgroupie. Ich verbrachte gern meine Freizeit mit Soldaten und Veteranen, mit jedem, der eine vergleichbare Herkunft hatte und meine Wertvorstellungen teilte. Ich wusste, in welche Pubs und Klubs, in welche Fitnessstudios ich gehen musste, um sie zu treffen. Ich wusste, wo gelegentlich Wo-

chenendschießveranstaltungen stattfanden. Diese Events waren keine Paintballspiele oder Ballereien auf irgendwelche steinalten Füchse. Sie fanden heimlich statt, weitab von jeder menschlichen Ansiedlung, wo man beliebig viel Krach machen konnte, ohne dass jemand einen hörte. Ich schloss Wetten ab. Eine Münze wurde hochkant auf die Motorhaube eines Autos gestellt, und jemand saß im Auto mit der Hand am Entriegelungshebel. Wenn das Signal gegeben wurde, musste ich die Münze treffen, bevor die Motorhaube aufschnappte.

Ich war der Star der Gesellschaft, wusste aber, dass ich allmählich zu einer Zirkusnummer wurde - schlimmer noch, zu einer Kuriosität, einem Freak. Also unternahm ich etwas dagegen. Ich legte mir einen Lebensplan zurecht, las Bücher und unternahm Reisen. Drei Dinge waren mir klar: Ich langweilte mich, ich war ärmer, als ich wollte, und ich hatte eine besondere Fähigkeit.

Ich fing klein an, kaufte mir in einer Zoohandlung ein paar Ratten und erschoss sie. Das war nicht sehr befriedigend: Ich hatte persönlich nichts gegen die Ratten, ja, sie waren mir eigentlich sympathischer als die meisten Menschen in meiner Umgebung. Menschen mag ich eigentlich gar nicht, ich kann mich bloß sehr gut verstellen. Ich ging in den USA ein bisschen auf die Jagd, und das war schon besser als Rattenschießen. Eines Nachts dann, in New York, knallte ich von meinem verdunkelten Hotelzimmer aus einen Junkie ab. Er hatte mit ein paar Kollegen sechs Stockwerke unter mir in einer Gasse herumgestanden. Meine Überlegung war, dass die sowieso nicht mehr lange zu leben hatten, da die Lebenserwartung eines Junkies auf den Straßen von New York geringfügig niedriger als die einer durchschnittlichen Ratte sein dürfte. Von da an wurde es leichter.

Ich beschloss, Mad Dog einen Besuch abzustatten, nur befand er sich irgendwo in Afrika, und diesmal kehrte er nicht zurück. Aber ich kannte andere Leute, mit denen ich reden konnte, andere Leute, die wussten, was ich wissen musste. Es

dauerte sechs Monate, bis ich meinen ersten Auftrag bekam. Ich hätte der Zielperson eine über den Schädel geben und sie anschließend im Epping Forest begraben sollen. Stattdessen knipste ich ihn aus vierhundert Metern Entfernung aus und sorgte damit sofort für Schlagzeilen. Meine Auftraggeber gelangten zu dem Schluss, so sei es auch in Ordnung. Ich bekam mein Geld und wurde weiterempfohlen. Mir war klar, dass ich nicht für die Heilsarmee arbeiten würde. Doch andererseits waren die Leute, die ich tötete, auch keine Nonnen und Priester. Erst ein paar Abschüsse später gelangte ich zu der Erkenntnis, dass mir jeder recht war. Es ist nicht Sache des Henkers, über Schuld oder Unschuld zu befinden. Er sorgt lediglich dafür, dass die Hinrichtung human vonstatten geht.

Ich merkte, dass Bel wie versteinert neben mir saß.

»Tut mir leid«, sagte ich. »Aber ich erzähle dir schließlich nichts, was du nicht schon wüstest.«

»Michael, du hast so lange geredet, und trotzdem hast du so gut wie nichts gesagt.«

»Was?«

»Könnten wir irgendwo was trinken gehen?«

Ich sagte dem Kutscher, dass er uns zurückfahren solle. Unterwegs kam uns eine andere Droschke entgegen. Die Fahrgäste waren japanische Touristen. Während die Droschkenkutscher gelangweilte Blicke tauschten, nahmen uns die Japaner auf Video auf, winkten und grinsten dabei. Wir sahen wie ein ehemüdes Ehepaar aus, dem außerdem der jüngste Krach ins Gesicht geschrieben stand.

»Weißt du«, sagte Bel, »du hast mir noch nie eine persönliche Frage gestellt. Das ist komisch. Wenn ich früher mit Männern ausgegangen bin, hat mir noch jeder früher oder später solche Fragen gestellt. Wie alt bist du, Michael?«

»In meinen Pässen steht fünfunddreißig.« Wir lagen nebeneinander im Bett. Wir hatten nicht miteinander geschlafen,

unsere Körper berührten sich nicht einmal. Der Fernseher lief ohne Ton.

»Und du warst noch nie verheiratet, hast nie eine feste Freundin gehabt?«

»Es hat ein paar gegeben.«

»Wie viele?«

»Ich weiß es nicht.«

»Ein paar hundert? Ein paar Dutzend?«

»Nur ein *paar*. Herrgott, Bel!« Ich stieß die Bettdecke zurück und stand auf. Die Klimaanlage summte vor sich hin und blies mir kühle Luft auf die Haut.

»Schau«, sagte ich, »ich bin nicht... ich hab nie behauptet, dass ich besonders gut in... in solchen Dingen wäre.«

»Hab ich mich beklagt?«

»Okay, dann werde ich dich jetzt was Persönliches fragen.«

Sie lächelte traurig. Ihre Augenbrauen waren schön. Ihre Lippen auch. »Lass nur«, sagte sie. »Frag mich ein andermal, wenn ich es nicht erwarte.«

Dann setzte sie sich auf und konzentrierte sich auf die Fernsehsendung, verkroch sich wieder in sich selbst.

Am nächsten Morgen flogen wir nach New Mexico.

Ich würde mich hüten, in New York ein Auto zu kaufen. Kein Mensch kauft sich in New York einen Gebrauchtwagen, wenn er es irgendwie vermeiden kann. Die Autos sind dort rostiger, haben mehr Kilometer auf dem Zähler (selbst wenn der *weniger* anzeigt) und sind teurer als anderswo. Man kauft entweder an der Westküste oder in New Mexico, Texas, so in der Gegend. Wir kauften in Albuquerque.

Bel hatte recht: Vielleicht würden der Blonde und sein Team keine Schwierigkeiten damit haben, unsere Spur wiederzufinden. Über unsere Flug- und Hotelbuchungen konnten sie uns bis nach New York verfolgen. Aber die Flüge nach Albuquerque hatte Michael West gekauft, nicht Michael Weston, und das Ticket seiner Begleiterin war auf Rachel Davis

ausgestellt. Ich traf alle diese Vorsichtsmaßnahmen, obwohl der lächelnde Albino aus Oban nichts anderes zu tun brauchte, als geradewegs zur Olympic-Halbinsel zu fahren und dort auf uns zu warten. Aber das war schon okay; ich wollte lediglich nicht, dass er mich vorher abfing. Auf die Art würde ich vielleicht als Erster einen Treffer landen können.

Wir verplemperten in Albuquerque keine Zeit. Mein new-mexicanischer Ausweis und ein Bündel Scheine verschafften uns rasch ein schnelles Auto. Es war ein Trans-Am, genau das Richtige für den bevorstehenden Trip. Ich hatte im ersten Zeitungsladen, an dem wir vorbeigekommen waren, ein paar Kleinanzeigen- und Gebrauchtwagenzeitschriften gekauft und blätterte sie durch, während wir in einem Diner saßen. Ich umkringelte ein halbes Dutzend Annoncen und ging zum Münztelefon. Bei der ersten Nummer, die ich wählte, war der Mann in der Arbeit, und seine Frau meinte, ich würde mir den Wagen erst ansehen können, wenn er wieder da sei. Schon die zweite Nummer brachte den Jackpot. Es meldete sich ein Automechaniker namens Sanch, der mir mit einem schleppenden Akzent erzählte, er sei ganz verrückt nach »Kackschleudern« (seine Bezeichnung für schnelle Autos) und würde diesen Trans-Am abstoßen, weil er sich einen schönen alten Thunderbird kaufen wolle, mit einer Lackierung »wo du dich glatt hinlegst, Mann«.

Er war so scharf darauf zu verkaufen, dass er uns mit einem Pick-up vom Diner abholte und uns zu seinem dreistöckigen Haus fuhr, das an einer unbefestigten Straße, in einem offenbar respektablen Middleclass-Wohnviertel lag.

»Ich reparier sämtliche Karren in der Umgegend, Mann, die bringen sie alle zu mir.«

Tatsächlich sah es so aus, als würde die Hälfte sämtlicher Autos aus der Umgegend direkt vor Sanchs Haus parken - beziehungsweise größtenteils in Einzelteile zerlegt herumliegen. Seine besten Modelle hatte er in der Garage stehen, darunter auch einen weiteren, mächtig aufgemotzten Trans-Am.

Ich hätte zwar lieber den gehabt, aber der, den er zum Verkauf anbot, klang auch nicht schlecht. Ich sah mir die Maschine an, und dann machten wir eine Probefahrt. Der Trans-Am war außen weiß und innen ziemlich versifft, außerdem fehlte ihm ein Viertel von einem Kotflügel. Aber der Motor war sauber, und eine Hi-Fi-Anlage besaß er auch. Sanch war bereit, wenn ich bar zahlte, mit dem Preis noch tausend Dollar runterzugehen, und ich fragte ihn, ob ich kurz aufs Klo dürfe.

Während Bel ein kaltes Bier und die Kollektion von Aktkalendern in Sanchs Küche genoss, öffnete ich meinen Geldgürtel und holte die Scheine heraus. Als ich zurückkam, hatte Sanch schon die ganzen Papiere fertig ausgefüllt.

»Hey«, sagte er und reichte mir ein Bier, »was ich Sie noch fragen wollte, was haben Sie mit der Karre eigentlich vor?«

»Bloß so'n bisschen rumkutschieren.«

»Die einzige Art, Amerika kennenzulernen.«

»Meine Rede«, sagte ich und reichte ihm das Geld. Er sah es sich an, zählte es aber nicht nach.

»Scheint zu stimmen. Hier, ich hab was für Sie.« Er brauchte ein Weilchen, um das zu finden, wonach er suchte. Es war ein Straßenatlas von Rand-McNally, ohne Umschlag, dafür mit jeder Menge öliger Eselsohren. Die Seiten waren aber vollzählig. »Ich hab ein halbes Dutzend von den Dingern hier rumliegen. Schließlich will man sich nicht zwischen hier und dort verfahren.«

Ich dankte ihm, trank mein Bier aus und steckte meinen Teil der Autopapiere ein.

Dann machten wir uns auf den Weg nach Lubbock.

Es wurde eine gute Einführung in amerikanisches On-the-road-Sein. Lange, schnurgerade Straßen, eine gelegentliche Hütte mitten im Nirgendwo und plötzliche Städtchen, die im Staub, den man hinter sich ließ, wieder verschwanden. Das Auto benahm sich, und in Ermangelung eines Fernsehers konzentrierte sich Bel auf das Radio. Am besten gefielen ihr die Prediger, aber die scharfzüngigen Moderatoren von Phone-in-

Sendungen waren auch nicht schlecht. Ein Hinterwäldler sang das Hohelied der Knarre.

»Gewehre haben Amerika erschaffen, und Gewehre werden Amerika *retten!*«

»Du hast einen totalen Knall, mein Freund«, sagte der DJ und schaltete zum nächsten Anrufer.

Von Albuquerque sind es nur vierhundert Kilometer nach Lubbock. Wir hätten es leicht in einem Tag geschafft, aber wir hatten es nicht eilig. Als wir in einem Kaff namens Clovis hielten und ich in Lubbock nach wie vor nur einen AB ans Telefon bekam, beschlossen wir, uns ein Motelzimmer zu nehmen. Die Absteige, die wir uns aussuchten, war von wahrhaft ausgesuchter Scheußlichkeit: zwanzig Dollar die Nacht und durchweg in Fünfzigerjahreorange gestylt. Orangefarbene Linoleum, orangefarbene Lampenschirme, orangefarbene Tagesdecke. Wir schienen die einzigen Gäste zu sein, und vom Mann am Empfang hätte sich Norman Bates noch einiges abgucken können. Er tippte unseren Zimmerpreis in eine vorsintflutliche Registrierkasse und sagte, es tue ihm leid wegen des Swimmingpools. Konkret hieß das, dass das Ding noch nicht fertig war: Es war eine große, runde Betonkonstruktion, die noch ihrer Bekachelung harrete. Nicht ein Fitzelchen Schatten weit und breit, und direkt nebenan der Highway. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass allzu viele Urlauber darin planschen würden. Es wehte ein heißer Wind, aber das Motel nannte sowohl eine Eiswürfelmaschine als auch einen Cola-Automaten sein Eigen.

»Es gibt kein Kabelfernsehen!«, beschwerte sich Bel, bereits eine erfahrene Wildwestreisende. Die Motels, an denen wir unterwegs vorbeigekommen waren, hatten sich mit Wasserbetten, Kingsize-Betten, Erotikkanälen und Kabelfernsehen angepriesen. Bel war von unserem Schnäppchenzimmer nicht allzu angetan, aber ich sah die Sache weit positiver. Schließlich hatte uns der Besitzer keine Meldekarre ausfüllen lassen und sich auch nicht die Zulassungsnummer unseres Autos

notiert. Es würden keinerlei schriftliche Spuren unseres Aufenthalts zurückbleiben.

»Gehen wir uns die Sehenswürdigkeiten angucken«, sagte ich.

Wir tuckerten die Haupt- und einzige Straße rauf und wieder runter. Viele der Läden waren zu, die Schaufenster mit Brettern vernagelt. Es gab zwei nichtssagende Bars, am anderen Ende der Stadt ein weiteres Motel, das mit roter Neonschrift behauptete, es seien KEINE ZIMMER FREI, obwohl es völlig ausgestorben aussah, ein paar Tankstellen und einen Diner. Dort aßen wir zu Abend.

Im Diner gab es ein Nebenzimmer, in dem eine geräuschtevolle Party stieg. Es war die Geburtstagsfeier eines Feuerwehrmanns, und seine Kollegen und deren Frauen und Freundinnen brachten ihm ein Ständchen dar. Die Kellnerin kam lächelnd an unseren Tisch, um unsere Bestellung aufzunehmen.

»Ich hätte gern die Eier mit Speck«, erklärte Bel. »Die Eier nur leicht durch, einmal umgeschlagen.« Sie lächelte mir zu. »Und Kaffee.«

Ich nahm das Chicken-Dinner. Die Portion war so üppig, dass Bel mir helfen musste. Da wir kein Telefon im Zimmer hatten, probierte ich es noch einmal vom Diner aus, und wieder schaltete sich der Anrufbeantworter ein. Nach dem Essen hielten wir an einer Tankstelle und kauften Schokolade, irgendeine billige Cola und ein Four-Pack Bier. Ich schaute mich um und sah, dass es in dem Shop auch Kühlboxen zu erwerben gab. Ich nahm die größte, die auf dem Regal stand. Die Frau an der Kasse wischte mit einem Tuch den Staub ab.

»Soll ich Ihnen die mit Eis füllen?«

»Bitte.«

Dann legte ich noch ein weiteres Four-Pack zu unserem Einkauf dazu.

Am nächsten Morgen füllten wir die Kühlbox mit Eis, Bier und Cola und frühstückten im Diner. Die Kellnerin vom Vorabend hatte noch immer Dienst.

»Gelungene Party?«, fragte Bel.

»Diese Typen!«, antwortete die Kellnerin schmunzelnd. »Ich musste praktisch mit dem Wasserwerfer anrücken, um die hier rauszukriegen.«

Als wir losfuhren, war es zehn und schon heiß. Was uns Sanch über den Trans-Am nicht verraten hatte, war, dass die Klimaanlage nur bedingt funktionierte. Schließlich schaltete ich sie aus, und wir fuhren mit offenen Fenstern. An einer anderen Tankstelle besorgte Bel ein paar Musikkassetten, so dass wir uns nicht mehr mit dem Radio abzuquälen brauchten. Die Fahrer auf diesen langen einspurigen Strecken von Texas waren unglaublich freundlich. Wenn man Anstalten machte, jemanden zu überholen, fuhr der prompt auf die Kriechspur, so dass man vorbeikam, ohne die Fahrbahn wechseln zu müssen. Sogar Lastwagen taten das und erwarteten andererseits, dass man das Gleiche auch für sie tat. Allzu viele Autos überholtens uns allerdings nicht. Wir hielten ein gleichmäßiges Tempo von hundertzehn bis hundertdreißig und hielten die Augen nach Radarbullen auf. Jedes Mal, wenn wir ein Auto oder einen Laster überholtens, winkte Bel den Fahrern durchs Fenster zu.

Das war das Entspannendste, was ich seit Ewigkeiten erlebt hatte. Ich bin schon einmal halb quer durch die USA gefahren und habe es auch damals sehr genossen. Wie Bel sagte, wurde man dabei zu seinem Lieblingsfilmstar in seinem eigenen Roadmovie. Und was aus unserer Sicht noch wichtiger war - kein Mensch konnte nachvollziehen, welche Route man genommen hatte.

Lubbock, der Geburtsort Buddy Hollys, war eine ausgedehnte Präiestadt mit einem Ranch-Museum. Das Museum verfügte über eine große Sammlung unterschiedlicher Sorten von Stacheldraht sowie eine Gewehrausstellung, bei der ei-

nem die Spucke wegblieb. Das war alles, was ich aus dem Stegreif über Lubbock hätte sagen können. Bei meinem letzten Besuch war es mir nicht gelungen, so was wie ein Stadtzentrum zu finden, aber das ist bei amerikanischen Städten ja eher normal. Damals hatte ich in einem heruntergekommenen Motel in der Nähe des Buddy-Holly-Denkmales gewohnt. Nach der letzten Nacht vermutete ich allerdings, dass Bel Einwände erhoben hätte, also hielten wir an einem neu aussehenden Hotel nah am Highway und quartierten uns dort ein.

Früher musste man sich in amerikanischen Hotels oder Motels beim Einchecken ausweisen, aber mittlerweile verlangten die lediglich, dass man eine Meldekarte ausfüllte. So war es kein Problem, falsche Namen, eine falsche Automarke und eine falsche Zulassungsnummer anzugeben. Bel war mit dem Zimmer zufrieden: Es besaß nicht nur Home Box Office auf Kabel, sondern auch hauseigene Pay-per-View-Filme, dazu ein extrabreites Bett und Telefon. Ich wählte ein letztes Mal die Nummer und beschloss dann, einfach auf gut Glück hinzufahren.

»Also, verrätst du's mir jetzt?«, fragte Bel, als wir wieder im Trans-Am saßen.

»Was?«

»Wen du die ganze Zeit anzurufen versuchst.«

»Einen gewissen Jackson. Spike Jackson. Er wird dir gefallen.«

Spike wohnte nicht weit vom Texas Tech und dem Ranching Heritage Center. Bei meinem letzten Besuch war er mit mir dort gewesen. Von einer zweispurigen Straße, die auf einer Seite von eingeschossigen Ladengeschäften gesäumt war, gingen ein paar Gassen ab. Am Ende einer von diesen lag Spikes Haus. Ich hoffte, dass er nicht geschäftlich im Ausland war. Ich wusste, dass er seine Geschäfte größtenteils von zu Hause aus abwickelte.

Wir bogen von der zweispurigen Straße ab und fuhren an den Läden vorbei. Bel sah ein Western-Wear-Geschäft und

bat mich, da anzuhalten. Ich setzte sie ab und sagte, ich würde in fünf Minuten wieder zurück sein, egal was passierte. Sie verschwand im Laden.

Vor dem zweigeschossigen Haus parkten mehrere Autos, aber das hatte nichts zu besagen. Wie bei allen »richtigen Männern« standen bei Spike immer ein paar Schlitten vor dem Haus. Er besaß wenigstens zwei fahrbereite Autos und eins, an dem er noch eine Zeit lang herumbastelte, bevor er es zum Schrottplatz brachte. Ich ließ den Motor des Trans-Am ein paarmal aufheulen, damit er wusste, dass Besuch kam. Ich wollte ihn nicht erschrecken.

Doch als ich die paar Stufen vor dem Hauseingang hinaufstieg, rührte sich nichts. Die Tür war von einer ringsum mit Fliegengitter geschlossenen Veranda mit Stühlen, einem Tisch und einer Hollywoodschaukel überdacht. Spikes Putzfrau war offenbar schon seit einer Weile nicht mehr da gewesen; überall lagen Pizzaschachteln und Bierdosen herum. Ich klingelte noch einmal und hörte, wie jemand die Treppe heruntergepoltert kam. Die Tür flog auf, und vor mir stand ein halbwüchsiges Mädchen. Bevor ich etwas sagen konnte, winkte sie mich hinein und flitzte wieder weg.

»Bloß noch knapp 3k bis zum Highscore!«, rief sie mir zu. Ich folgte ihr ins Obergeschoss und in ein Schlafzimmer. Es sah aus wie in der Werkstatt eines Radiobastlers. Überall lagen Elektronikteile herum. Auf einem improvisierten Tisch (einer alten Tür mit Umzugskartons als Beinen) stand ein Computer.

Das Mädchen mochte so zwischen fünfzehn und achtzehn sein, war dünn und langbeinig; ihre schwarzen Jeans klebten an ihr wie eine zweite Haut. Sie hatte ihr üppiges rotes Haar nachlässig zusammengebunden und trug ein schwarzes T-Shirt mit dem Namen einer Rockband darauf. Sie saß jetzt wieder am Computer und zerstrahlte mit Hilfe ihres Joysticks irgendwelche außerirdischen Krustentiere. Zwei an den Com-

puter angeschlossene Boxen sorgten für einen angemessenen Sound.

»Wer sind Sie überhaupt?«, fragte sie.

»Ich bin ein Freund von Spike.«

»Spike ist nicht da.«

»Wann kommt er zurück?« Als der Bildschirm wechselte und ein neues Szenario erschien, nahm sie sich die Zeit, sich die Handflächen an den Jeans abzuwischen und mir einen Blick zuzuwerfen.

»Was sind Sie, Australier?«

»Engländer.«

»Echt? Cool.«

Ich war versucht, ihr den Stecker rauszuziehen, aber bei Teenagern konnte man nie wissen. Am Ende wäre sie mit einer Knarre auf mich losgegangen. Ich musste irgendwie ihre Aufmerksamkeit gewinnen.

»Spike hat sie früher nie so jung gemocht.«

»Wen?«

»Seine Freundinnen.«

Sie grinste. »Nö!« Sie hatte Grübchen und ein Gesicht voller Sommersprossen, ein blasses Gesicht, das nur selten die Sonne zu sehen bekam. Die Vorhänge ihres Zimmers waren zugezogen. An die Vorhänge hatte sie Fotos gepinnt; hauptsächlich Filmstars. »Ich bin nicht Spikes Freundin.« Sie verdrehte die Augen bei der Vorstellung. »Dschiee-sess!«

Ich setzte mich auf ihr ungemachtes Bett. »Wer bist du dann?«

»Ich hätt Sie nicht reinlassen dürfen, stimmt's? Ich meine, Sie könnten weiß der Geier wer sein, richtig? Sie könnten ein Vergewaltiger sein, oder noch schlimmer, ein Bulle.«

»Dann müsste ich aber ein englischer Bulle sein, oder?«

»Nö. Ich weiß, wer Sie sind. Spike hat mir von Ihnen erzählt.«

»Wer bin ich also?«

»Er nennt Sie ›Wild West‹.«

Ich lächelte. Das stimmte. Sie sah mich wieder an. »Hab ich recht?«

»Ja, du hast recht. Ich müsste Spike sprechen.«

»Tja, er ist nicht da. Gucken Sie sich das an, acht Millionen siebenhundert K.«

»Der High Score?«

»Genau.«

»Ich halte viel davon aufzuhören, solang man die Nase vorn hat.«

»Nix da, Mann.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich zieh's durch bis zum bitteren Ende.«

»Wo ist Spike?«

»Sie nerven langsam, Mann. Er ist schießen.«

»Schießen?«

»Unten Richtung Post. Fahrt von ner Stunde.«

»Kannst du mir zeigen, wie ich da hinkomme?«

»Klar, Sie fahren in südöstlicher Richtung aus der Stadt raus -«

»Auf einem Stück Papier?«

Sie grinste wieder. »Ich bin ein amerikanischer Teenager, wir *schreiben* nicht.«

»Ich zieh dir den Stecker raus.«

»Tun Sie das, und Sie können Ihr Testament machen.« Sie klang nicht so, als würde sie scherzen, aber ich war am Ende meiner Geduld. Ich sah eine Steckdosenleiste auf dem Fußboden liegen, hob sie auf und schloss die Hand um das erste Kabel.

»Okay, Mann, Sie haben gewonnen.« Sie drückte eine Taste des Keyboards, und die Szene auf dem Bildschirm erstarnte. »Das Ding macht jetzt sechzig Sekunden Pause.« Sie sah sich nach einem Stück Papier um, fand ein Taschenbuch, riss die Umschlagrückseite ab und zeichnete auf der Innenseite eine Kartenskizze. Sie warf mir die Karte zu und hockte sich wieder vor den Computer.

»Danke für den freundlichen Empfang«, sagte ich.

»Wie freundlich wären Sie, wenn Ihre Eltern Sie vor die Tür gesetzt hätten?«

Das war die typische Frage, die nach einer Gegenfrage verlangte. Meine einzige Waffe bestand darin, mich zu verdrücken, und genau das tat ich.

Bel hatte sich im Wildwestladen ein Paar Stiefel gekauft: kunstvolle rote Ziernähte auf schwarzem Leder, dazu blanke Metallkappen. Sie sah fast wie eine Einheimische aus, was gar nicht so schlecht war. Vielleicht war das der Grund, warum sie sich die Dinger gekauft hatte. Vielleicht versuchte sie aber auch nur, ihre alten Sachen abzulegen, ihre englischen Sachen. Sachen aus einer Heimat, die sie lieber vergessen wollte.

Ich drückte ihr die Landkarte in die Hand, und wir fuhren los. Sie sah sich die Zeichnung an, dann die Rückseite.

»»Mainframe-Banditen««, las sie, »»treiben im Hyperraum ihr Unwesen, und nur du kannst sie stoppen, in der Rolle des Innerspace Investigators Kurt Kobalt, mit deiner schönen, aber tödlichen Assistentin Ingress.«« Sie sah mich an. »Sind wir damit gemeint, was glaubst du?«

»Nö.«

19

So einfach war das nicht, die Schießparty zu finden.

Nicht dass die Karte nicht gestimmt hätte, aber manche der eingezzeichneten Straßen waren kaum mehr als Feldwege, und wir konnten uns nicht vorstellen, dass die irgendwohin führen würden. Also verloren wir ein, zwei Mal den Mut, machten kehrt und fuhren zur Hauptstraße zurück, nur um dann feststellen zu müssen, dass wir doch auf dem richtigen Weg gewesen waren.

Wir landeten schließlich in einer abgelegenen Ecke inmitten einer Wüstenei von Hügeln und kleinen Tälern. Kein Haus weit und breit, trotzdem parkten dort etliche Autos und Vans.

Männer und Frauen standen überall herum und nuckelten an Bierdosen. Das gefiel mir schon mal gar nicht: Schießwaffen und Alkohol - die übelste Liaison.

Sobald wir ausgestiegen waren, rochen wir es: Die Luft war erfüllt von Korditgas. Ob da auch Rauch dabei war, konnten wir nicht erkennen, da wir auf der Piste jede Menge Staub aufgewirbelt hatten. Ich war froh, dass ich den Trans-Am und keinen anonymen Japaner gekauft hatte. Die Leute hier waren Trans-Am-Typen. Nicht weit von da, wo wir standen, parkten ein paar weitere von den Schlitten, außerdem Corvette Stingrays, Mustangs und ein paar Le Barons.

Jemand brüllte: »Feuer frei!«, und hinter dem nächsten Buckel ging eine ohrenbetäubende Ballerei los. Bel duckte sich instinkтив, was den Biertrinkern ein wissendes Lächeln entlockte. Der Lärm hielt fünfzehn Sekunden lang an und verebbte dann allmählich. Es ertönte Geschrei und Applaus. Ein Mann kam mit einer Bierdose in der Hand auf uns zu.

»Sechs Mäuse pro Nase, Kumpel.« Ich gab ihm gerade das Geld, als ich eine unverwechselbare Stimme hörte.

»Du alter Dreckscherl, was zum Teufel treibst *du* hier?« Es war Spike Jackson mit einer falsch herum getragenen Baseballkappe. Er nahm sie ab und fuhr sich mit der Hand durch dichtes, welliges, braunes Haar. Er trug eine Nickelbrille, Turnschuhe, alte Jeans und ein T-Shirt mit abgerissenen Ärmeln, das seine muskulösen Schultern und kräftigen Oberarme sehen ließ. Er blieb plötzlich stehen, warf den Kopf in den Nacken und breitete die Arme weit aus.

»Das ist das Schießeisenparadies, Mann! Ich bin gestorben und ins Schießeisenparadies gekommen. Hab ich's dir nicht schon immer gesagt, Wild West? Genau das ist dieses Land, Mann, das Paradies!«

Die Umstehenden pflichteten ihm lautstark bei. Jetzt kam er, die Arme noch immer ausgebreitet, auf uns zu, drückte mich an seine Brust und hob mich dabei vom Boden. »Du alter *Dreckscherl*, du! Komm schon, verziehen wir uns dahin,

wo die Action ist.« Er ging zu einem Stapel Sixpacks, riss ein paar Dosen heraus und warf mir eine zu; dann öffnete er eine andere und reichte sie Bel mit einer Verbeugung.

»Spike Jackson mein Name, Ma’am, und die ist für Sie.«

Bel nahm das Bier entgegen, sagte aber kein Wort. Spike führte uns dorthin, wo, wie er es formuliert hatte, »die Action war«. In einer angrenzenden Talmulde gingen Leute auf und ab und begutachteten den Schaden, den die jüngste Ballerei bei ein paar abgewrackten Autos, einem Holzschatz und einem Sammelsurium von Kisten, Flaschen und Dosen angerichtet hatte. Schwitzende Freiwillige stellten schon neue Ziele auf.

Ich wusste natürlich, was das war. Spike hatte mich schon mal zu so einer texanischen Schießparty mitgenommen. Vierzig, fünfzig Fans trafen sich irgendwo und ballerten mit einem ganzen Sortiment von Schießeisen herum. Man konnte zuschauen oder mitmachen. Anschließend nahmen ein paar Waffenhändler, die einen großen Teil der Ausrüstung zur Verfügung gestellt hatten, Bestellungen entgegen. Ich erkannte die Dealer auf den ersten Blick. Sie waren klein und rundlich und trugen Holster unter verschwitzten Achseln. Es war ein sengend heißer Tag, und ich wünschte, ich hätte mir einen Stetson gekauft oder zumindest eine Baseballkappe.

Spike war nie *offizieller* Veranstalter solcher Schießpartys, da er offiziell auch nicht als Waffenhändler firmierte. Er bediente den schwarzen Markt und bezog einen Großteil seiner Ware von Armystützpunkten in ganz Texas. In Übersee kaufte er allerdings auch ein. Das Problem war nur, dass er nichts davon legal tat.

»Schau dir das an«, sagte er zu mir. Er führte uns dorthin, wo das heutige Warenangebot auf Plastikplanen ausgebreitet lag. Es sah aus wie ein von den Irakis erbeutetes Waffenarsenal. Spike hatte eine Browning M2 vom Boden aufgehoben. Das schwere Maschinengewehr brachte seine braun gebrann-

ten Armmuskeln hübsch zur Geltung. »Etwas für die Lady«, meinte er lachend.

Ich lachte auch, und Bel warf mir einen angewiderten Blick zu.

»Wir hätten da die M16, die AK-47 und 74.« Spike zeigte auf die interessantesten Objekte. »Und guck hier, wir haben sogar was aus Finnland oder Grönland oder weiß der Henker, eine Varmint.«

»Valmet«, korrigierte ich ihn. »Die M62.«

»Wie auch immer. Wir haben panzerbrechende Munition, bei der du nur so mit den Ohren schlackerst, Mann. Guck hier, die M39B. Steck die in einen Revolver, und du stanzt ein Loch in jede kugelsichere Weste. Zugreifen, solang der Vorrat reicht. Dann hätten wir noch die Black-Talon-Patrone, schon mal was davon gehört?«

»Pilzt beim Aufprall extrem auf«, sagte Bel ungerührt, »und bildet dabei so kleine scharfe Zacken.«

Spike riss Augen und Mund weit auf. »Irre, wir haben eine Expertin unter uns! Die stillen Wasser, auf *die* muss man achtgeben!« Dann wandte er sich wieder seiner Auslage zu. »Alles prima Ware, und glaub mir, wir haben *alles* auf Lager.«

»Was würdest du mir also empfehlen?«

Spike hörte mit dem Theater auf und sah mich an. Er schwankte, aber er *spielte* eher den Betrunkenen, als dass er wirklich zu viel intus gehabt hätte. Seine blauen Augen waren vollkommen klar.

»Tja, hängt davon ab, wofür du's brauchst.«

»Wir brauchen Verschiedenes. Ein Snipergewehr, zwei Pistolen und vielleicht noch ein Sturmgewehr, was Ordentliches.«

Spike nickte nachdenklich und zählte dann an den Fingern ab. »Snipergewehr für lange Distanzen, Pistole für kurze Distanz und Sturmgewehr, um die Siebte Kavallerie aufzuhalten.«

»Könnte so ungefähr hinkommen.«

Er trank sein Bier aus, zerknüllte die Dose und warf sie auf den Boden. »Was soll diese Scheiße von wegen ›wir‹ heißen, Mann?«

Ich nickte in Bels Richtung. Spike starre mich an, versuchte, sich darüber klar zu werden, ob das mein Ernst war, und schüttelte dann den Kopf.

»Vielleicht sollten wir ein paar Takte reden«, sagte er.

Ich wusste, dass er über Geschäftliches ganz bestimmt nicht im Freien reden würde. Texas hatte sehr lax Waffengesetze, aber illegaler Handel wurde auch hier nicht gern gesehen. Nach der Belagerung von Waco hatte man sogar in Texas angefangen, sich zu fragen, *wie* viele Schusswaffen eigentlich wirklich im Umlauf waren.

Wir folgten Spikes Pick-up. Bel sagte, sie hätte Lust zu fahren, also ließ ich sie ans Steuer. Ich hatte überhaupt nichts dagegen, dass sie fuhr; wenn wir uns abwechselten, würden wir unseren Trip nach Norden umso schneller schaffen. Als wir angekommen waren, brüllte Spike nach oben, er sei wieder da, ging dann in die Küche und holte ein halbes Dutzend Dosen Bier aus dem Kühlschrank. Wir machten es uns auf der Veranda bequem. Bel sagte, sie müsse mal ins Bad, und Spike beschrieb ihr den Weg. Danach ließ sie sich eine ganze Weile nicht mehr blicken.

Spike leerte seine erste Dose schweigend.

»Also, wer ist sie?«, fragte er endlich.

»Eine Freundin.«

»Was hat sie für ein Problem?«

»Sie ist in Trauer.«

»M-hm.« Er machte das zweite Bier auf und wischte sich mit dem Unterarm den Schweiß von der Stirn. »Also, wie lautet die Story, Wild West?«

Ich schüttelte den Kopf, und er zuckte die Schultern.

»Das ist natürlich deine Sache, aber wenn du so viel Ei-senwaren kaufst, werden sich die Leute schon wundern.«

»Das ist nicht mein Problem. Problematisch wird's erst, wenn du mir die Sachen nicht beschaffen kannst.«

»Mann, ich kann *alles* beschaffen. Ich wüsste bloß gern, wozu du das Zeug brauchst.«

»Was ist das - ein neues Gesetz? Bist du verpflichtet, nach jedem Deal das Gefühl zu haben, dass du sauber dastehst?«

Er lächelte und schüttelte den Kopf. »Aber die Situation ist schon ziemlich verrückt. Da gibt's Ärzte, die uns erzählen, dass Schusswaffen mehr Teenager umbringen als sämtliche bekannten Krankheiten zusammengenommen. Wir haben Clinton, Mann, den schärfsten Waffengegner, der je im Weißen Haus gesessen hat. Der Scheißer hat das Brady Bill durchgekriegt! Wir haben die NRA, die auf der anderen Seite kämpft, aber längst nicht mehr jede Schlacht gewinnt. Ich bin nicht immer derselben Meinung wie die NRA, Mann, das weißt du. Es ist einfach nicht richtig, dass Kids Schusswaffen tragen dürfen, ganz und gar nicht. Aber jetzt fangen einzelne Staaten an, Sturmgewehre zu verbieten, sie setzen eine Obergrenze für die Anzahl von Schusswaffen, die man kaufen darf... Vierzig Tote pro Tag, Mann, vierzig pro Tag. Ist mir klar, dass das hauptsächlich aufs Konto von Gangs geht, von Bandenkriegen, aber es ist schon eine Menge Blut.«

»Vielleicht wirst du bloß langsam alt, Spike. Entweder das oder Demokrat.«

»Pass auf, was du sagst, Jungchen! Nein, ich werd dir sagen, was es wirklich ist - das ist, seit Jazz bei mir wohnt. Sie heißt in echt Jasmine, aber sie hört lieber auf ›Jazz‹. Sie hat so Freunde, die mit Knarren rumlaufen, und ein Junge in ihrer Klasse hat sich eine Kugel eingefangen. Gab da so'n'e Schießerei in einem Zoo irgendwo. Sie erzählt mir solche Sachen, und ich...« Er zuckte mit den Schultern und trank Bier Nummer zwei aus.

»Wer ist sie?«, fragte ich.

»Jazz? Sie ist meine Nichte, Mann, die Tochter meiner Schwester. Ihre Eltern haben sich getrennt, und keiner von

beiden war bereit, sie zu sich zu nehmen. Scheiße, ich mach meiner Schwester keine Vorwürfe, sie ist im Augenblick einfach etwas durch den Wind, du weißt schon. Also hab ich gesagt, dass Jazz eine Weile bei mir wohnen, dass ich ihr vielleicht eine etwas weniger verrückte Umgebung bieten könnte, was Geregeltes, du weißt schon.«

Ich glaube, ich nickte dazu.

»Sie ist ein tolles Mädchen, Mann, hat echt was auf dem Kasten. Sie hat einen Computer in ihrem Zimmer, und sie kriegt mit der Schrottkiste da oben absolut *alles* hin. Sie ist schon so'ne Art Genie.«

»Kannst du mir ein Sturmgewehr besorgen?«, fragte ich rücksichtslos in seine Schwärmerei hinein.

»Scheiße, Mann, klar, solang du keinen Waffenbesitzschein dazu verlangst. Weißt du, warum die angefangen haben, Waffenscheine für automatische Waffen zu verlangen?« Er hatte es mir zwar schon mal erzählt, aber ich behielt das für mich. »Um Dillinger zu stoppen, Mann, und sonstige Gangster. Die bildeten sich ein, sie könnten diese Typen dadurch drankriegen, dass das Bureau of Alcohol, Tobacco and Firearms Backgroundchecks durchführt. Mann, die Heinis checken grad mal die Baseballtabelle!«

Spike schien mehr getrunken zu haben, als ich dachte. Er hätte noch die ganze Nacht weiterschwadronieren und versuchen können, seine eigene Existenz und die der Menschen in seiner näheren Umgebung zu rechtfertigen - seiner Welt einen Sinn zu geben. Ich wusste, dass der einzige Ort, an dem seine Welt einen Sinn besaß, draußen auf dem Schießstand war.

»Ihr bleibt über Nacht, ja?«

»Wir haben ein Hotel.«

»Mann, ihr könntet doch hier schlafen.«

»Danke, aber wir haben schon gebucht und bezahlt.« Ich zuckte die Achseln.

»So'n Pech aber auch.«

»Wir können uns morgen weiter unterhalten. Wie lang wird's dauern, bis du die Sachen hast?«

»Bis morgen, schätz ich. Cash, okay?«

»Okay.«

»Wir reden hier nicht von Peanuts.«

»Lass das Geld nur meine Sorge sein.«

»Cool.« Er sah sich um. »Wo ist deine Frau?«

»Sie ist nicht meine Frau.«

»Ach nee? Wessen dann?«

»Ihre eigene.«

»'ne Emanzenzicke?«

»Das hab ich nicht gesagt.«

»Hat aber so geklungen. Ist anscheinend irgendwo verschollen oder so.«

Wir gingen ins Haus. Bel war nicht verschollen, sie war in Jazz' Zimmer, saß am Computer und spielte ein neues Spiel, während Jazz ihr über die Schulter guckte und Tipps dazu gab.

»Zeit aufzubrechen, Bel.«

»Noch fünf Minuten, Michael.«

Jazz warf mir einen bösen Blick zu. »Wenn du nicht gehorchst, Bel, könnte er dir die Strippe rausziehen.«

»Wenn er das tut, kriegt er einen Tritt in die Eier«, sagte Bel ruhig, was Jazz mit einem perlenden Lachen quittierte. Spike artikulierte lautlos ein Wort.

Das Wort war »Emanzenzicke«.

Wir lagen nackt im Bett, noch feucht von der Dusche, und sahen fern. Dann tat Bel etwas, das mich überraschte. Sie schaltete den Fernseher aus und legte die Fernbedienung weg.

»Jazz«, sagte sie.

»Was ist mit ihr?«

Sie drehte sich auf die Seite und sah mich an. »Sie hat einen unglaublichen Computer.«

»Ja?« Ich fing an, ihr über das Rückgrat zu streichen.

»Vielleicht könnten wir... irgendwas damit *anfangen*.«

»Was?« Jetzt war mein Interesse geweckt.

»Mach weiter«, sagte sie. »Ich weiß auch nicht genau, was, aber heutzutage kann man mit Computern alles Mögliche anstellen, nicht? Das sind nicht bloß so Spielkonsolen oder bessere Schreibmaschinen.«

»Das ist eine Idee. Wir werden sie fragen.«

»Michael, verrat mir eins. Du liebst Schusswaffen, stimmt's?«

»Ja.«

»Warum?«

»Ich weiß nicht. Vielleicht, weil ich sie kontrollieren kann.«

»Oder mit ihnen andere *Leute* kontrollieren.«

Ich zuckte die Achseln. »Vielleicht sollte ich in einer dieser Talkshows und mir das alles so richtig von der Seele reden.«

Sie lächelte ein wenig. »Ich fand's abscheulich, da draußen auf dem Schießplatz. Diese Leute hatten *Spaß* bei der Sache. Wie kann sie *Spaß* machen?«

Ich zuckte wieder die Achseln.

»Michael, glaubst du, dass du sie mehr liebst, als du je eine Frau geliebt hast?«

Mit »sie« meinte sie natürlich Schusswaffen. Ich dachte kurz nach. »So würde ich das eigentlich nicht formulieren.« Sie legte sich wieder auf den Rücken und klemmte dadurch meinen Arm unter sich ein. Unsere Gesichter waren ganz dicht beieinander.

»Beweis es mir«, sagte sie.

Diesmal weinte sie nicht, als wir uns liebten, nicht nach außen hin jedenfalls. Aber sie war voller Wut, und sie bäumte sich auf, boxte und kratzte mich. Dann erstarrte sie plötzlich.

»Was ist los?«, fragte ich nach einem Moment.

»Wir werden sie töten, ja?« Ihre Stimme war seltsam ruhig.
»Versprich mir, dass wir sie töten werden.«

Sie töten? Herrjesus, wir wussten nicht einmal, wer »sie« überhaupt waren.

»Versprochen«, flüsterte ich. Sie wollte, dass ich es noch einmal lauter sage.

Ich sagte es lauter.

Spike hatte uns zum Mittagessen eingeladen, was gegrillte Steaks in seinem Hinterhof bedeutete. Der »Hinterhof« war in Wirklichkeit ein sehr langer, schmaler Garten, der fast nur aus Rasen bestand, mit einem Maschendrahtverschlag am hinteren Ende, in dem Wilma wohnte.

»Das ist ja ein Schwein«, sagte Bel, als sie ihr vorgestellt wurde. Sie hatte ihre neuen Jeans und Cowboystiefel und dazu ein frisches weißes T-Shirt an.

»Kein Schwein«, sagte Spike, »eine *Sau*. Wenn ich wen nicht mag, dann frisst Wilma den Scheißer bei lebendigem Leib auf.« Er trug eine Plastikküchenschürze und schwenkte einen Holzlöffel, den er sich von Zeit zu Zeit in den Mund steckte. Dann ging er jedes Mal wieder zur Barbecuesauce und gab noch einen Spritzer Tabasco hinzu.

Spikes Wohnzimmer war nicht gerade eine Empfehlung für das Junggesellenleben. Die Wände hingen voller Fotos und Zeitschriftenausschnitte, und der Teppich verschwand unter einer Schicht von alten Motorteilen, Sporttrophäen, schmutzigen Klamotten und allerlei Andenken. Spike sammelte Autowerkstattbilder, besonders solche aus Metall. Er schien auch auf lebensgroße Pappporräts seiner Lieblingssportler zu stehen. An einer Wand lehnte ein schwarzer Basketballspieler, von dem ich noch nie was gehört hatte, und hinter dem Sofa stand ein Baseballpitcher.

»Wenn er sich ein Spiel anguckt«, vertraute uns Jazz an, »redet er mit dem, als wär er lebendig.« Dann schüttelte sie den Kopf und ging wieder hinauf in ihr Zimmer.

Auf dem Sofa warteten mehrere in schwarzes Baumwolltuch gewickelte Gegenstände auf mich. Die Lippen orange

von Sauce, kam Spike löffelschwenkend wieder herein. »Lass mir noch eine Minute Zeit, und ich steh zu deiner Verfügung. Bel ist mit Jazz nach oben.«

Als er rausgegangen war, packte ich die erste Waffe aus: das Präzisionsgewehr, eine Remington 700 »Varmint«. Es war nicht die Armyversion, die Max mir seinerzeit angeboten hatte, sondern die zivile, was bedeutete, dass das Teil blitzblank poliert war und kein serienmäßiges Zielfernrohr besaß. Ich hatte schon mal mit so einem Ding geschossen, als ich das letzte Mal in Lubbock gewesen war. Vielleicht sogar genau mit dem. Das Gewehr wurde in Ilion, New York, hergestellt, und ich wusste, dass es eine treffsichere Waffe war; nicht gerade das beste Snipergewehr auf dem Markt, aber es würde seinen Zweck erfüllen. Das Zielfernrohr, das Spike dazugelegt hatte, war ein Redfield. Ich vergewisserte mich, dass es auf die Montage passte. Dann öffnete ich das zweite Paket.

Das waren die Kurzwaffen, eine Pistole und ein Revolver. Der Revolver war ein Smith & Wesson 547, und zwar das Modell mit dem 10-, nicht dem 7,5-Zentimeter-Lauf. Ich hatte noch nie viel für Revolver übriggehabt, wusste aber, dass die Amerikaner ganz vernarrt in die Dinger waren, was wohl eher auf das, was sie symbolisierten - die glorreiche Vergangenheit -, als auf ihre angeblichen technischen Vorzüge zurückzuführen war.

Die Pistole fühlte sich schon besser an. Sie war ebenfalls von Smith & Wesson, Modell 559, mit Stahlrahmen und schwerer als der Revolver. Das Magazin fasste vierzehn Parabellumpatronen, dafür ließ sich vorn kein Schalldämpfer aufschrauben. Nicht dass ich damit rechnete, einen zu brauchen, aber es wäre schon ganz nett gewesen, die Möglichkeit zu haben.

Ich öffnete gerade das dritte Paket, als Spike hereinkam.

»Du wirst Augen machen«, sagte er.

Ich hatte ein M16 erwartet, aber das war ein ganzes Stück, ja gute fünfundzwanzig Zentimeter kürzer. Es wog nicht viel

mehr als das Doppelte der Pistole, und ich hob es mit einer Hand auf.

»Das ist ein Colt Commando«, erklärte Spike. »Eine Weiterentwicklung des M16, aber mit halb so langem Lauf. Die Schulterstütze ist ausziehbar, siehst du, und wenn du willst, kannst du den Mündungsfeuerdämpfer dranschrauben. Es nimmt Zwanzig- und Dreißig-Schuss-Magazine auf. Eliteeinheiten benutzen es, Mann, du hast es also mit einer echt hochwertigen Waffe zu tun.«

»Erspar mir die Werbesprüche, Spike. Da lässt sich kein Zielfernrohr aufmontieren.«

Spike grinste. »Spielt keine Rolle, Mann.«

»Wieso?«

»Weil das Ding auf lange Distanzen sowieso einen Scheißdreck taugt. Es hat nicht die Mündungsgeschwindigkeit eines M16. Einen Mündungsfeuerdämpfer brauchst du auch noch, weil das Ding einen Lärm wie eine Gatling-Kanone macht. Aber im Naheinsatz ist es einfach unschlagbar. Steck's dir mit eingezogener Schulterstütze an die Achsel, und du kannst einhändig schießen, genau wie Big Arnie!«

»Es gefällt mir, dass es so kompakt ist.«

»Mann, du kannst es in einen Kulturbetul stecken, und kein Mensch merkt was. Scheiße, die Steaks!«

Er flitzte aus dem Zimmer. Ich packte die Waffen wieder ein und sah mir die Munition an, die er dazugelegt hatte. Ich wusste, dass ich außer dem Revolver alles nehmen würde. Bel hatte Interesse an einer eigenen Waffe bekundet, aber ich hatte nicht vor, sie darin zu ermutigen. Egal was die NRA sagt - wenn du eine Knarre hast, ist die Wahrscheinlichkeit, erschossen zu werden, größer, als wenn du keine hast.

Ich ging nach oben und fand Bel und Jazz vor dem Computer.

»Raus hier!«, schrie Jazz. Also ging ich raus.

Wieder im Garten, riss ich eine weitere Dose Old Milwaukee auf. »Also, wie viel?«, fragte ich. Spike drehte ein weiteres Steak um und bepinselte es mit Marinade.

»Och, tja, lass mich mal nachdenken...«

Was bedeutete, dass er schon genau wusste, was er mir abknöpfen wollte. Er fing an, so zu tun, als würde er im Kopf eine Rechnung aufstellen. Dann ging er in die Küche und kam mit einer Schüssel Kartoffelsalat wieder heraus, den Jazz schon vorher angemacht hatte.

»Eigentlich ist sie ein ganz liebes Mädchen«, sagte Spike. »Ich weiß, dass euer erster Annäherungsversuch gestern nicht hundert Prozent erfolgreich war, hat sie mir gestern Abend erzählt. Wir sitzen abends immer zusammen und quatschen ein bisschen. Natürlich haut sie mich am Ende um einen Zwanziger an und verschwindet bis zum Sonnenaufgang.« Er lachte. »War nur ein Witz. Normalerweise ist sie spätestens um zwei wieder zu Hause.«

»Na, dann ist's ja gut.«

»Bel scheint nett zu sein.«

»Ich weiß, dass euer erster Annäherungsversuch gestern nicht hundert Prozent erfolgreich war.«

»Eins zu null für dich, Bruder. Du kennst mich, ich heiße Spike, weil ich stachlig bin. Du meintest, ihr beide seid nicht in Teufels Angelegenheiten unterwegs?«

»Ich kann mich nicht erinnern, was in der Richtung gesagt zu haben.«

Spike lächelte, wandte sich dann wieder seinen Steaks zu. »Ich hab so das Gefühl... Mann, tut mir leid, du kennst mich, ich steck meine Nase sonst nicht in anderer Leute Angelegenheiten. Aber ich hab irgendwie das Gefühl, dass du ganz schön tief in der Scheiße sitzt.«

»Tu ich.«

Er nickte vor sich hin. »Und du kommst auch bestimmt da wieder raus?«

»Das hoffe ich.«

»Wild West, du solltest keine Zivilistin mitnehmen.«

»Bel ist keine Zivilistin, Spike. Ihr Vater war ein Kollateralschaden.«

»Okay, dann ist das also wohl auch *ihr* Krieg«, räumte er ein. »Bloß, nach dem Aussehen zu urteilen, ist sie gar nicht der Typ dazu. Du andererseits auch nicht.«

»Ich bin zum Typ dazu geworden.«

»Ja, das seh ich, Partner. Aber ich sehe auch etwas anderes. Ich sehe, dass du genug davon hast. Das ist gefährlich.«

»Nur noch die eine Sache, und dann plane ich, die Knarre an den Nagel zu hängen.«

»Wenn das bloß mal früh genug ist, Wild West.«

»Sag mir einfach, was du für die Schießeisen bekommst.«

»Was willst du davon haben?«

»Alles außer dem Revolver.«

Er pinselte die Steaks wieder ein. »Brauchst du Hilfe?«

Ich wusste, was er mir anbot: sich selbst. Er sah mich nicht an.

»Ich dank dir, Spike, aber ich glaube nicht. Also, was schulde ich dir?«

»Ich sag dir was, komm wieder vorbei, wenn's vorbei ist. Wenn du die Waffen dann noch hast, nehme ich sie wieder zurück, und ich befreie dich von deiner Karre.«

»Dem Trans-Am?«

»Das wär der Deal.«

»Und was, wenn ich *nicht* zurückkomme?«

»Das würdest du mir doch nicht antun, Mann.« Er streckte die freie Hand aus, und ich schlug ein. »Nur, keine neuen Beulen in dem Ding, okay?«

»Wie frisch vom Werk«, entgegnete ich. Dann: »Kennst du jemanden, der Klimaanlagen repariert?«

Spike rief einen Freund an, der sich den Trans-Am noch am selben Tag ansehen würde. Der Typ tauchte zusammen mit einem Freund auf, und sie nahmen das Auto mit. Spike hatte

schon dreimal nach oben gerufen, das Essen wär fertig. Als Jazz und Bel endlich runterkamen, war es schon mehr als fertig. Die Mädels sahen vergnügt und aufgedreht aus. Bel hatte eine Hand auf Jazz' Schulter gelegt. Jazz sah jünger und hübscher aus als am Tag zuvor. Bel hatte ganz offensichtlich was bei ihr bewirkt.

Spike und ich waren mit unseren Steaks schon zur Hälfte durch.

»Hervorragender Kartoffelsalat«, sagte er lobend zu seiner Nichte.

»Danke, Onkelchen.«

Jazz riss für sich und Bel je ein Bier auf. Sie prosteten einander zu.

»Okay, raus damit«, sagte Spike.

»Nur Geduld«, meinte Bel. »Der Drucker könnte noch ein Weilchen zu tun haben.«

Danach waren sie nur noch bereit, über das Essen, das Auto und die bevorstehende Fahrt zu reden. Ich probierte es bei Bel mit meinem knallharten Blick, aber der bewirkte gar nichts. Wir füllten uns mit Fleisch und Bier ab, und schließlich erklärte Jazz, da wär was, das sie mir zeigen wolle. Bel kam ebenfalls mit rauf. Spike blieb noch draußen, um die Essensreste für Wilma von den Tellern zu kratzen.

Der Drucker oben in Jazz' Zimmer hatte jede Menge Papier ausgespuckt. Sie fing an, es aufzusammeln, während Bel erklärte.

»Der Kasten ist irre, Michael. Wir haben ein Informationsnetz aufgetan und nach Material über die Disciples gefragt. Wo sind wir noch mal hin, Jazz?«

»Zunächst mal in die Library of Congress.«

»Ja, Jazz' Computer hat sich mit dem der Library of Congress unterhalten. Dann sind wir nach Seattle. Was war das dort für ein Laden?«

»Die U-Dub«, sagte Jazz.

»Also U-double u, kurz für ›University of Washington‹. Wir haben mit deren Rechner gesprochen, dann mit dem einer Zeitung und jeder Menge anderer Stellen. Das war nur eine Sache von Minuten... und schau, was wir alles zusammenbekommen haben.«

Jazz überreichte mir stolz den Stoß von bedrucktem Papier. Es waren Zeitungsartikel über die Disciples of Love, eine ganze Sammlung von Quellenmaterial. Ich hätte ein beeindruckteres Gesicht machen sollen, aber ich wusste, dass ich da kaum etwas Neues erfahren würde.

»Das ist der Typ«, sagte Jazz und tippte mit dem Finger auf ein Blatt. Es war ein Artikel von einem Reporter namens Sam T. Clancy.

»Er hat über die Disciples recherchiert«, erklärte Bel. »Und jetzt ist er verschwunden.«

»Hat sich versteckt«, korrigierte sie Jazz. Darüber gab es ebenfalls einen Artikel. Nach einem Beinahzusammenstoß mit anschließender Fahrerflucht und einem fast tödlichen Bremsversagen bei seinem Auto war Sam T. Clancy untergetaucht. Seine Zeitung, der *Post-Intelligencer*, hatte daraus eine Titelgeschichte gemacht. Da es eine Zeitung war, hatte sie natürlich auch ein Foto des Journalisten abgedruckt. Inwieweit ihm das beim Untertauchen von Nutzen sein würde, war mir schleierhaft.

»Ich wüsste nicht, wie uns das weiterhelfen sollte«, sagte ich.

»Jetzt komm schon«, meinte Bel. »Jemand stellt dir eine Falle, jemand lässt eine Journalistin in England beseitigen, jetzt versucht jemand, in Seattle einen Journalisten um die Ecke zu bringen. Wir müssen diesen Clancy ausfindig machen und uns mit ihm unterhalten, mal sehen, was er weiß.«

»Kennst du den Nordwesten, Bel? Die Küste, die Inseln, die Wildnis, die Berge? Was sollen wir deiner Meinung nach tun - auf den Mount Rainier steigen und nach ihm brüllen?«

»Dschiee-sess«, sagte Jazz, »so viel zum Thema Initiative.«

»Hör mal, ich bin euch dankbar -«

»Bloß nichts vorausplanen«, fuhr Jazz fort. »Eine Knarre ist die Antwort auf alle Fragen.«

Bel stand nur so da und hielt wie eine Bauchrednerin die Lippen leicht geöffnet.

»Du Obermacho, du, kickst ein paar Türen ein, ballerst ein bisschen rum, und plötzlich sind alle Probleme gelöst, was? *Irrtum!*!«

»Hör mal, Jazz...« Aber sie drängte sich an mir vorbei aus dem Zimmer und stampfte drei Stufen auf einmal die Treppe hinunter. Inzwischen zog Bel einen Flunsch und hatte die Arme vor der Brust verschränkt.

»Sie hat hart gearbeitet, um diese Informationen zu kriegen. Sie hat schnell und gut gearbeitet.«

»Das weiß ich, Bel.«

»Und wie schwer kann es wirklich sein, diesen Reporter ausfindig zu machen? Denk doch mal nach, Michael. Er ist *Journalist*. Wenn wir zu einer potenziellen Story werden, wird er *uns* suchen.«

Ich musste zugeben, dass da was dran war.

Wir bekamen das Auto im 1-A-Zustand zurück. Die Klimaanlage funktionierte. Es war nur eine Kleinigkeit zu reparieren gewesen. Der Mechaniker hatte auch den Motor neu eingesetzt. Als ich ihn anließ, schnurrte er wie ein zufriedener Kater. Und das alles für hundert Dollar cash. Wir feierten das mit einer Spritztour zum Ranching Heritage Center. Bel betrachtete das Ganze als eine eher langweilige Zeitvergeudung: die nachgebauten Plantagenhäuser und Windmühlen, die Dampflokomotive, die Exponate in den Museumsvitrinen.

Ich für meinen Teil ging den Winchesters meine Aufwartung machen.

An dem Abend luden wir Spike und Jazz zum Essen in ein Restaurant ein, aber ich trank nichts. Uns stand am nächsten Tag eine sehr lange Fahrt bevor, und da wäre ein Kater das

Letzte gewesen, was ich hätte gebrauchen können. Ein Gläschen Jack Daniels genehmigte ich mir zum Abschluss allerdings schon, damit Spike Ruhe gab. Schließlich lagen im Kofferraum des Trans-Am Schusswaffen im Wert von mehreren tausend Dollar, und er hatte nicht mal eine Anzahlung verlangt.

Ich fragte ihn nicht noch einmal, was wäre, wenn ich aus der Sache nicht lebend rauskommen würde. Ich wollte nicht daran denken.

Sobald wir zurück im Hotelzimmer waren, warf Bel sich aufs Bett und schlief ein. Ich ging mir noch kurz die Beine vertreten und landete schließlich beim Buddy-Holly-Denkmal. Buddy hielt seine Gitarre so wie ein Soldat sein Gewehr. Na ja, fast. Ich hatte die Rechnung für unser Zimmer schon bezahlt und erklärt, dass wir sehr früh aufbrechen und kein Frühstück brauchen würden. Jetzt war ich froh, dass wir in einem komfortablen und sauberen, wenn auch völlig seelenlosen Hotel abgestiegen waren. Ich hatte keine Ahnung, wie es von hier aus weitergehen würde.

Um halb zwölf legte ich mich ins Bett, konnte aber nicht einschlafen. Ich lag eine Stunde lang wach und zählte die Minuten, bis ich sicher war, dass Bel tief und fest schlummerte. Dann stand ich auf und ging ins Bad, wo sich meine Sachen befanden. Gepackt hatten wir schon vor dem Abendessen, und auf dem Weg nach draußen nahm ich meine Reisetasche mit. Ich hatte mit dem Gedanken gespielt, Bel ein paar Zeilen zu schreiben, doch fielen mir nicht die richtigen Worte ein. Sie würde sich schon denken können, was passiert war, und zu Spike fahren. Ich würde sie am nächsten Abend dort anrufen.

Als ich den Parkplatz erreichte, waren die Straßen wie ausgestorben. Ich stellte mein Gepäck auf den Boden und kramte in meinen Taschen nach den Schlüsseln des Trans-Am. Ich hatte sie im Zimmer liegen lassen. Ich stieß einen lautlosen Fluch aus und schlepppte das Gepäck wieder hinein. Bel und ich verfügten jeder über einen eigenen Zimmerschlüssel, und

ich hatte meinen an der Rezeption abgegeben. Jetzt musste ich ihn mir wieder geben lassen und mit dem Lift in den dritten Stock fahren.

Ich ließ das Gepäck auf dem Korridor stehen und schloss auf. Die Autoschlüssel mussten auf dem Tisch neben dem Fernseher liegen, aber ich konnte sie weder sehen noch fühlen. Bel atmete nach wie vor tief und gleichmäßig.

»Suchst du vielleicht die hier?«, fragte eine Stimme.

Ich drehte mich um. Sie lag noch immer mit dem Kopf unter der Decke, hatte aber einen Arm in die Höhe gereckt und klimperte mit den Schlüsseln.

»Ich wollte bloß schon mal was ins Auto laden«, sagte ich.

»Das hat keine Eile.«

»Ich konnte nicht einschlafen.«

»Lügner. Du wolltest ohne mich verschwinden.« Sie stopfte die Schlüssel wieder unter ihr Kopfkissen. »Ich hätte dich ewig gehasst, wenn du das getan hättest. Deswegen konnte ich das nicht zulassen.«

»Du wärst hier ein ganzes Stück sicherer.«

»Du auch.«

»Bel, es ist nicht so, wie es aussieht...«

»Ich weiß, wie es ist, Michael.« Sie setzte sich im Bett auf und zog die Knie an. »Und es ist okay, ich akzeptiere es. Aber ich muss mit eigenen Augen sehen, wie diese Scheißkerle ins Jenseits befördert werden. Ich *muss* dabei sein.«

Ich stand einen Moment im Dunkeln da und versuchte zu begreifen. Dann holte ich mein Gepäck vom Korridor herein und zog mich wieder aus.

Ich wachte um fünf auf. Bel ebenfalls. Sie machte mir keine Vorwürfe oder sagte sonst etwas wegen vergangener Nacht. Sie stand einfach auf, ging ins Bad, duschte und zog sich an.

Aber bevor sie sich anzog, umarmte sie mich mit fest zusammengekniffenen Augen.

Wir blieben lange so stehen.

20

Robert Walkins besaß ein Haus an der Chesapeake Bay, zwischen Washington, DC, und Baltimore und nicht allzu weit von Annapolis entfernt. Es war mit Brettern verschalt, die erst vor kurzem einen neuen, strahlend weißen Anstrich bekommen hatten. Der Palisadenzaun, der das Grundstück umgab, war ebenfalls weiß. Von der Straße aus war vom Haus nicht viel zu sehen. Man musste schon aus dem Auto steigen und um das Haus herumgehen - also zu dem, was die Rückseite hätte sein sollen. Tatsächlich war das, was man von der Straße aus sah, die Rückseite. Die *Front* des Hauses schaute verständlicherweise hinunter auf die Bucht. Das Untergeschoss schien hauptsächlich von Werkstatt, Garage und Spielzimmer eingenommen zu werden. Eine Treppe führte zu einem erhöhten, von Säulen flankierten Vorbau hinauf, und dort befand sich auch die Eingangstür. Von einer der Säulen flatterte das Sternenbanner herab. Hoffer putzte sich noch einmal die Nase und klopfte dann an.

Während er wartete, drehte er sich um und blickte über den langen schmalen Rasen hinweg, der sich, lediglich mit ein paar alten Bäumen bestanden, in einem sanften Abhang zur Bucht hinunter erstreckte. Er wusste, dass Erosion für viele solcher Häuser am Wasser ein Problem darstellte. Jedes Jahr kroch einem die Bucht ein Stück näher an die Haustür heran. Hier und da lag Holz herum - entweder Treibholz oder Baumaterial, mit dem man hoffte, dem Vordringen der Natur Einhalt zu gebieten. Und jenseits davon erstreckte sich ein schlichter Holzsteg hinaus in die Bucht. Es war ein schöner Tag, und Hoffer musste, als er zum Steg hinaussah, die Augen vor dem gleißenden Wasser zusammenkneifen.

Dort saß jemand auf einem Stuhl, die Füße auf einem runden Holztisch. Die Gestalt führte ein Glas an die Lippen und stellte es dann auf einem kleineren Tisch neben dem Stuhl ab. Auf die Entfernung konnte es Hoffer nicht genau erkennen, aber er vermutete, dass es Walkins war.

Als er die Treppe wieder hinunterstieg, wusste er nicht, ob er aufatmen sollte oder nicht. Er war nicht gern in Walkins' Haus. Von dem Schuppen bekam er Gänsehaut: nirgendwo Fotos von der Tochter zu sehen, dafür umso mehr, und dazu Gemälde, von der Ehefrau. Also hätte es ihm eigentlich lieber sein sollen, sich draußen mit Walkins zu unterhalten. Leider war er kein Frische-Luft-Typ. Einmal hatte er ein paar Stunden lang mit Walkins auf dem Steg gesessen, und anschließend brannte ihm tagelang die Haut.

Während er über den Rasen schlenderte, streifte er das Jackett ab und warf es sich über die Schulter. Nervös war er auch noch. Na ja, seinem Geldgeber Auge in Auge gegenüberzutreten... Wer wäre da nicht nervös geworden?

»Setzen Sie sich«, sagte Walkins, ohne sich groß mit Begegnungen aufzuhalten. »Einen Drink?«

Auf dem Tisch standen eine Flasche J&B, ein Eiskübel und ein noch unbenutztes Glas. Hoffer schüttelte jedoch den Kopf. Er unterdrückte ein Gähnen in der Hoffnung, davon die Ohren wieder frei zu bekommen.

»Wie war's in England?«, fragte Walkins.

»Als hätten die gerade den Krieg verloren.«

»Früher haben wir da gelegentlich Urlaub gemacht. Ich fand die Leute ganz nett.«

Dazu konnte man nicht viel sagen, also blieb Hoffer stumm. Ihm fiel auf, dass Walkins in letzter Zeit alt aussah. Vielleicht schaute er aber auch bloß gelangweilt aus: gelangweilt, weil er den ganzen Tag nichts anderes tat, als darauf zu warten, dass Leo Hoffer sich mit irgendwelchen Neuigkeiten meldete.

»Ist er hier?«

»Ja, er ist hier.« Hoffer steckte sich eine Zigarette an. Walkins hatte nichts dagegen, wenn er im Freien rauchte, solange er die Stummel wieder mitnahm. Hoffer ging das einfach nicht in den Kopf: Da stand die ganze Chesapeake Bay als

Aschenbecher zur Verfügung, und er musste seine gottverdammten Stummel mit nach Hause nehmen.

»Woher wissen Sie das?«

»Ich werde dafür bezahlt, so was zu wissen, Sir.« Hoffer versuchte, eine bequeme Stellung auf dem Stuhl zu finden. Die dicken Holzlatten machten es ihm nicht gerade einfach. »Ich habe Kontakte - bei Fluglinien, Reiseunternehmen, auf Flughäfen...«

»Ja?«

»Sie sind nach Boston geflogen. Soweit war's einfach. Die Frau ist unter ihrem wirklichen Namen gereist, Belinda Harrison. Sie hatten wahrscheinlich nicht genug Zeit oder nicht die Möglichkeit, ihr einen falschen Pass zu besorgen.«

»Und er?« Nichts konnte Walkins von seinem Thema abbringen.

»Ihr Reisebegleiter hieß Michael Weston. Das ist bislang der dritte Name, den er benutzt. Ich habe einen Kontaktmann beim FBI, er soll für mich Augen und Ohren offen halten. Wenn die irgendwo auffällig werden, erfahren wir davon.«

»Gut.«

»Fürs Erste habe ich einen von meinem Team nach Boston rausgeschickt, damit er Hotels, Leihwagenfirmen und so weiter abcheckt.«

Hoffer redete wie vom Band. Das gab ihm die Chance, Walkins zu beobachten, während er Bericht erstattete. Walkins hatte stahlgraue Augen und tiefe Falten im Gesicht. Er war ein gut aussehender Mann und blieb es, trotz seiner familiären Tragödie, auch mit zunehmendem Alter. Aber seine Augen waren wässrig und sein Blick wirkte verschwommen. Er nahm noch einen weiteren Schluck Scotch, aber in Wirklichkeit war es der Whisky, der *ihn* schluckte.

»Das hier ist ein verdammt großes Land, Hoffer«, sagte Walkins schließlich. Es klang so, als wäre er persönlich stolz darauf.

»Ja, Sir«, erwiederte Hoffer.

»In einem Land von der Größe könnte sich ein Mann überall verstecken.«

»Nicht, wenn jemand ihn finden will.«

»Sind Sie davon überzeugt?«

»Ja, Sir, das bin ich.«

Walkins starrte ihn an, also wagte Hoffer nicht zu blinzeln. Er spürte, dass seine Augen ebenso feucht zu werden begannen wie die des alten Mannes. Schließlich stemmte sich Walkins hoch, ging bis ans Ende des Stegs und lehnte sich ans Geländer.

»Wie geht's weiter?«, fragte er.

»Ich habe ein paar Spuren«, antwortete Hoffer und glaubte es fast selber.

»Ein paar Spuren«, wiederholte Walkins; er klang erschöpft.

»Sie könnten mir allerdings helfen, Sir.«

»Ach ja? Wie?«

»Tja, ich nehme mal an, dass Sie nach wie vor Freunde in höheren Positionen haben...«

»Und falls es so wäre?«

»Vielleicht könnte ja einer von ihnen hier und da einen Namen fallen lassen. Der Name lautet Don Kline. Er war in London und interessierte sich für den D-Man. Er behauptete mir gegenüber, er wär von der Firma, aber ich hab da meine Zweifel. Schreibt sich K-l-i-n-e.«

»Ich kann mich ja umhören.«

Bei dem Zustand, in dem Walkins war, bezweifelte Hoffer, dass er sich in einer halben Stunde noch an den Namen erinnern würde. Er schrieb ihn auf die Rückseite einer seiner Geschäftskarten, legte diese auf den Tisch und beschwerte sie mit dem Deckel des Eiskübels. Walkins beobachtete ihn aus dem Augenwinkel. Als Hoffer zu seinem Stuhl zurückging, nickte er ihm zu. Dann wandte er sich vom Wasser ab und dem Privatdetektiv zu und tat einen tiefen Atemzug. Ah, endlich, dachte Hoffer: Die Show beginnt.

»Ich will, dass der Mistkerl stirbt«, sagte Walkins, »haben Sie gehört? Ich will, dass sein Arsch so kalt wie ein toter Schinken ist, und ich will ihn hierher geliefert bekommen.« Seine Stimme wurde zunehmend lauter und zitterte vor Wut. »Und es darf auch kein schneller Tod sein, er soll sich in die Länge ziehen... so lang wie Krebs, und er soll wie ein Feuer im Inneren brennen. Haben Sie mich verstanden?«

»Klar und deutlich.« Hoffer kam, nicht zum ersten Mal, aber jetzt mit absoluter Gewissheit, der Gedanke, dass Robert Walkins keine einzige Tasse mehr im Schrank hatte. In den Mundwinkeln des alten Mannes hatte sich ein wenig Schaum gebildet, und sein Gesicht zuckte von Ticks.

»Ganz, wie Sie wollen, Sir«, sagte Hoffer, um Deeskalation bemüht. Er stand in Diensten eines Irren, aber immerhin eines Irren, der seine Rechnungen und seine Miete zahlte. Außerdem waren reiche Irre niemals verrückt... sie waren *exzentrisch*. Hoffer bemühte sich, diese Tatsache nicht aus den Augen zu verlieren.

Endlich schien Walkins müde zu werden. Er nickte ein paarmal, streckte eine Hand aus und klopfte Hoffer auf die Schulter.

»Gut, mein Sohn, das ist gut.« Dann setzte er sich wieder hin, schenkte sich einen weiteren Whisky ein und ließ ein paar Eiswürfel ins Glas fallen. Er lehnte sich zurück, trank einen Schluck und atmete aus.

»So«, sagte er, »wie wollen Sie die Sache anpacken?«

Hoffer brauchte eine geschlagene Minute, um eine Antwort zu geben. Er versuchte noch immer, sich als den guten Sohn zu betrachten.

21

Kein Touristenprogramm jetzt, nur noch konzentriertes Fahren. Auf der Interstate 27 nordwärts nach Amarillo, dann auf die 287. Wir würden westwärts in die Zeit zurückkreisen, von Mountain zu Pacific Time. Anfangs hielten wir uns stur Richtung Norden. Von Lubbock rauf nach Denver waren es über achthundert Kilometer. Wir umfuhren die Gipfel westlich von Denver und überquerten direkt südlich von Cheyenne die Grenze nach Wyoming.

»Erklär's mir noch mal«, sagte Bel. »*Warum* fliegen wir nicht?«

»Flugreisen sind leicht nachzuverfolgen, besonders wenn eine Bundesbehörde hinter einem her ist. Außerdem ist es für solche Leute auch leicht, Flughäfen beziehungsweise Autoverleihfirmen auf Flughäfen zu überwachen. Auf diese Weise schleichen wir uns gewissermaßen an ihnen vorbei.«

Sie nickte, sah aber nicht überzeugt aus. Ich hätte hinzufügen können, dass ich Zeit zum Nachdenken brauchte, Zeit zum Planen - Zeit, die mir die Autofahrt bieten würde. Die Sache war die, dass ich keine Ahnung hatte, was wir in Seattle tun sollten. Ich verfügte über keinen klaren Angriffsplan und betete darum, dass mir ein zündender Gedanke käme.

Am frühen Abend waren wir schon fast tausend Kilometer gefahren. Ich hatte über eine ganze Menge Dinge nachgedacht. Unter anderem darüber, dass es verrückt gewesen wäre, völlig erledigt am Ziel anzukommen. Direkt hinter dem Autobahnkreuz fanden wir ein Motel. Oder es fand uns. Wir fuhren einfach auf den ersten der vielen Rastplätze entlang dem Highway und nahmen uns ein Zimmer.

Es war ein komisches Gefühl, auszusteigen und zu gehen. Im Kopf saß ich noch immer im Wagen, war noch immer am Fahren. Die ganze letzte Stunde hatte ich nur noch wie eine Maschine funktioniert. Mein linker Arm, der ständig auf der Fensterleiste gelegen hatte, war von der Sonne verbrannt. Bel hatte mich immer wieder am Steuer abgelöst und schien, zu-

mindest anfangs, besser mit dem Auto klarzukommen als ich. Wir hatten ein paar Meinungsverschiedenheiten bezüglich der Musikauswahl und der Auswahl von Rastplätzen gehabt, aber abgesehen davon, hatten wir eigentlich nicht viel gesprochen. Klar, anfangs schwatzten wir wie zwei Wasserfälle, aber irgendwann gingen uns die Themen aus. Sie erwarb in einem Tankstellenshop ein Schundromänchen und schmökerte eine Weile darin, bevor sie es aus dem Fenster schmiss.

»Ich kann mich nicht konzentrieren«, erklärte sie. »Jedes Mal, wenn ich das Gefühl habe, jetzt würde ich es schaffen, es zu verdrängen, sehe ich es wieder... sehe ich Max wieder.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen.

Im Motel stiegen wir beide nacheinander in die Badewanne. Dann ließen wir uns von einem Restaurant Spareribs und Apfelkuchen bringen. Wir glotzten den Fernseher an. Wir tranken Cola mit jeder Menge Eis. Und wir legten uns schlafen. Die Betten waren zu weich, also legte ich mich lieber auf den Fußboden. Als ich nachts aufwachte, lag Bel neben mir. Ich lauschte ihrem Atem und dem gedämpften Verkehrslärm von draußen. Unser Zimmer war in einen schwach orangefarbenen Schimmer getaucht, wie früher, wenn meine Eltern das Licht im Flur eingeschaltet und meine Zimmertür angelehnt ließen, damit die Monster draußen blieben.

Wie kommt's, dass die Monster nur nachts auftauchten? Waren die blöd oder was?

Am nächsten Morgen frühstückten wir wieder in einem Dinner. »Weiter nach Westen wird der Kaffee besser«, versprach ich. Aber Bel ließ sich trotzdem nachschenken.

Wir nahmen die I-80 in westlicher Richtung, quer über die kontinentale Wasserscheide. Es ging durch die Berge, und es waren etliche Touristen unterwegs, die uns gelegentlich aufhielten. Sie reisten in hochmodernen Fahrzeugen, die wie Wohnmobile aussahen, aber so lang wie Busse waren. Und hinten dran hingen in der Regel ihre Autos. Sie fühlten sich wahrscheinlich als Nachfahren der Pioniere. Es war schwer,

auf Parkplätzen nicht mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Und wenn man's nicht schaffte, wurde man mit endlosen Fragen über Europa gelöchert. Eine Frau bestand sogar darauf, uns auf Video zu bannen. Wir versuchten, verliebt und flitterwöchnerisch auszusehen. Es war nicht einfach.

»Vielleicht würden Drogen helfen«, schlug Bel vor.

»Nicht auf Dauer. Die würden uns beim Fahren helfen, aber die Symptome lediglich überdecken, sie nicht wirklich besiegen. Am Ende wären wir krankenhausreif.«

»Sprichst du aus Erfahrung?«

Ich nickte, und sie lächelte. »Ich vergess dauernd, um wie viel *weltgewandter* du bist, Michael.«

»Komm, schauen wir mal, ob wir die Kühlbox aufgefüllt kriegen.«

Wir hielten außerhalb von Ogden auf der I-84. Ein weiteres Motelzimmer, ein weiteres langes, heißes Bad, ein weiterer Diner.

Bel legte den Kopf auf die Tischplatte. »In welchem Staat sind wir noch mal?«, fragte sie.

»In Utah, glaub ich. Aber nicht mehr lang. Bald kommen wir nach Idaho.« Die Kellnerin nahm unsere Bestellung entgegen.

»Geht's Ihnen auch gut?«, fragte sie Bel.

»Ja, danke, ich bin nur müde.«

Die Kellnerin entfernte sich. »Sie glaubt, du stehst unter Drogen«, sagte ich zu Bel.

»Ist bloß Adrenalin.«

»Das hier ist nicht die beste Art, durch das Land zu reisen, möglicherweise aber doch die *einzige* Art, Amerika zu sehen. Eines Tages machen wir das mal richtig, wenn du möchtest.«

»Liebend gern, Michael.« Sie legte den Kopf wieder auf den Tisch. »So in zehn, zwanzig Jahren.«

»Ich war mal eine Woche lang im Auto quer durchs Land unterwegs. Ich hab auch im Auto geschlafen.«

»Du musst dich völlig beschissen gefühlt haben.«

Ich lächelte bei der Erinnerung. »Ich habe mich sehr, sehr lebendig gefühlt.«

»Tja also, ich fühle mich bestenfalls halb lebendig, aber das ist immer noch besser als gar nichts.« Sie trank einen langen Schluck Eiswasser. »Weißt du, wenn ich nicht mit dir mitgefahren wäre, ich meine nach London und Schottland...«

»Ich weiß«, sagte ich.

»O Gott, Michael, ich wäre jetzt tot!« Sie hatte Tränen in den Augen. Sie sah weg, starre aus dem Fenster und hielt sich die Hand vor den Mund. Die Hand zitterte. Als ich sie berühren wollte, sprang sie vom Tisch auf und rannte nach draußen.

Ich lief ihr hinterher. Unser Diner war eine Trucker-Raststätte. Er hatte einen riesigen asphaltierten Parkplatz, auf dem nur ganz hinten ein paar Laster standen. Von allen vier Ecken des Geländes strahlten Flutlichtlampen auf uns herab. Unsere Kellnerin spähte aus dem Fenster zu uns hinaus.

Bel lief mehr oder weniger im Kreis und heulte. Sie machte abwehrende Bewegungen mit den Armen, also trat ich ein paar Schritte zurück und hockte mich auf den Boden. Der Asphalt fühlte sich warm an. Ich saß mit ausgestreckten Beinen da und verfolgte den Exorzismus mit wenig Vergnügen.

Sie redete, schrie auch gelegentlich, alles Mögliche vor sich hin. Flüche, Schimpfwörter, Verwünschungen. Schließlich stieß sie den Namen ihres Vaters aus. Es schien, als wollte sie sich ihn gewaltsam aus dem Leib zerren. Sie wiederholte ihn immer und immer wieder, bis sie einen Hustenanfall bekam. Aus dem Husten wurde ein trockenes Würgen, und sie fiel vornüber auf Hände und Knie. Ein riesiger Laster fuhr gerade mit zischenden Druckluftbremsen auf den Parkplatz. Seine Scheinwerfer erfassten die Gestalt einer Verrückten. Der Fahrer parkte wohlweislich in sicherer Entfernung.

Schließlich, als Bel sich ein wenig beruhigt hatte, stand ich auf, ging zu ihr und legte einen Arm um sie.

»Wie wär's mit einem Kaffee?«, fragte ich.

Am nächsten Morgen überquerten wir die Grenze nach Idaho. Auf den Autokennzeichen stand jetzt »Berühmte Kartoffeln«.

»Kartoffeln?«, sagte Bel.

»Kartoffeln. Wir haben es hier mit einem stolzen Volk zu tun.«

Wir waren noch rund dreizehnhundert Kilometer von Seattle entfernt. Ich dachte, wir sollten so weit wie möglich kommen und dann noch mal übernachten, so dass wir die Stadt frisch und ausgeruht erreichen würden. Bel wollte durchfahren. Die Straße war wirklich zu ihrer Drogewirkung geworden. Als wir endlich hielten, war sie kaum in der Lage, sich zu entspannen. Selbst im Motel, vor dem Fernseher, zappelte sie noch herum. Sie ernährte sich mittlerweile nur noch von Hamburgern und Milchshakes. Ihre Haut und ihr Haar hatten einiges an Spannkraft eingebüßt, und unter ihren Augen lagen dunkle Schatten. Alles meine Schuld, sagte ich mir immer wieder. Seit dem letzten Abend schien es ihr jedoch ein bisschen besser zu gehen, als wäre sie jetzt mehr bei sich. Sie war heiser vom Schreien und hatte rote Augen. Aber ich glaubte nicht, dass sie einen solchen Zusammenbruch noch einmal haben würde. Sie wirkte selbstsicherer, härter - und war zu allem bereit.

»Nein«, sagte ich, »wir halten irgendwo, verwöhnen uns ein bisschen, nehmen eine kleine Auszeit.«

Die Frage war nur, wo konnte man sich im wüsten Nirgendwo zwischen Salt Lake City und Seattle verwöhnen? Einen Umweg über Portland zu machen wäre Unsinn gewesen. Die Antwort fanden wir gewissermaßen aus einem Jux heraus. Wir beschlossen, in einem Ort namens Pasco zu übernachten, und zwar lediglich aus zwei Gründen: dass er eine halbwegs annehmbare Größe zu haben schien und Bels Mutter mit Mädchennamen Pascoe geheißen hatte. Aber an der Straße ins Zentrum gab es, neben all den anderen billigen, anonymen Motels, ein »Love Motel«, mit herzförmigen Wasserbetten, Champagner, Pralinen, Sexvideos... Unser Zimmer

sah aus wie eine Kaufhaus-Weihnachtsdekoration, ganz in rotem Samt und Satin gehalten. Die Bettlaken waren schwarz, und auf dem Kopfkissen lag eine einzelne Plastikrose.

»Man kommt sich vor wie in einer blutenden Nase«, erklärte Bel und ließ sich aufs Bett plumpsen. Als es unter ihr wogte, lachte sie kurz auf - zum ersten Mal seit einer ganzen Weile. Aber nach einer Flasche von einem Gesöff, das die Champagne nicht mal vom Reiseprospekt her kannte, sah alles schon viel besser aus. Und wenn man so auf dem Bett lag, meinte Bel, fühlte man sich ein bisschen so, als wäre man immer noch im Auto. Vom Porno schauten wir uns nur ein kurzes Stück an, gingen dann allerdings gemeinsam in die Wanne. Es war ein Jacuzzi, und Bel drehte die Sprudeldüsen voll auf. Wir fingen an, uns in der Wanne zu lieben, machten dann aber auf dem Bett weiter. Am Ende waren wir so nassgeschwitzt, dass ich dachte, das Bett hätte ein Leck bekommen. Ich hatte Bel noch nie so leidenschaftlich erlebt: Sie klammerte sich an mich wie eine Ertrinkende. Es war Sex, wie man ihn in der Nacht vor seiner Hinrichtung hat oder bevor man in den Krieg zieht. Vielleicht traf auch beides in gewisser Weise auf uns zu.

Wir schliefen ein, ohne irgendwas zu Abend gegessen zu haben, wachten mitten in der Nacht auf und fuhren zu einem durchgehend geöffneten Supermarkt, wo wir uns mit Proviant eindeckten. Dann saßen wir in unserem Zimmer auf dem Fußboden und aßen mit geräuchertem Schinken belegte Hamburgerbrötchen, die wir mit Coke runterspülten. Anschließend liebten wir uns wieder und dösten dann bis zum Morgen. Wir hatten noch immer über dreihundert Kilometer bis Seattle zu fahren und mussten unterwegs noch einige Entscheidungen treffen - etwa, ob es sicherer sein würde, uns in einem Motel außerhalb der Stadt oder in einem großen Hotel im Zentrum ein Zimmer zu nehmen. Es wäre praktisch gewesen, ein zentrales Basislager zu haben, ebenso praktisch aber, nicht erwischt zu werden.

Als wir über die I-90 in Seattle eintrafen, schimmerte in der Ferne der schneebedeckte Gipfel des Mount Rainier.

Es gab verschiedene Dinge, die ich Bel hätte sagen wollen, zum Beispiel, warum ich über Max' Tod nicht geweint hatte. Ich wollte ihr erklären, warum ich mich nicht so wie sie auf dem Parkplatz aufgeführt hatte. Ich wollte ihr erklären, dass man Dinge wie in einer Flasche in sich einschließen konnte, bis man für sie bereit war. Wenn ich Kline wiederbegegnete, würde die Flasche mit einem Knall aufplatzen. Aber irgendwie fand ich nicht die richtigen Worte. Außerdem hatte ich meine Zweifel, dass sie irgendetwas genützt hätten.

Es war wieder ein heißer, trockener Tag und der Verkehr äußerst zähflüssig, was aber keinen der Beteiligten besonders zu stören schien. Was Lage und Plan angeht, ist Seattle ziemlich einzigartig. Von Osten kommend, erreichten wir Mercer Island, durchquerten die Insel und gelangten über die lange Brücke auf den schmalen Streifen Land, auf dem, zwischen Lake Washington und Puget Sound gequetscht, die Stadt selbst liegt. Von der Interstate kamen wir direkt ins Herz des rasterartig angelegten Zentrums: Avenues, die von Norden nach Süden verlaufen, Streets von Osten nach Westen. Als ich das letzte Mal hier zu Besuch war, hatte ich vom Flughafen Sea-Tac aus ein Taxi genommen und war durch ein scheinbar nicht enden wollendes Hinterland von schäbigen Motels, Bars und Striplokalen gekommen, die mit dem Spruch »49 schöne Frauen... und eine hässliche« warben. Unsere jetzige Route schien eine viel bessere zu sein. Es kamen ein paar ansehnliche Hotels, durchweg Ableger von namhaften Ketten, in denen vor allem Geschäftsreisende abstiegen. Im ersten, in dem wir fragten, hatten sie ein Zimmer frei, also nahmen wir es. Es war eine große Erleichterung, den Wagen in die Garage zu fahren und mit unserem Gepäck nach oben zu gehen, im Bewusstsein, dass wir jetzt über einen Stützpunkt verfügten. Wir hatten nach einiger Überlegung beschlossen, zentral zu wohnen, da das weniger Fahrerei für uns bedeutete. Wir hatten

uns im Pfandleihhaus Ringe besorgt und checkten als Mr. und Mrs. West ein. Bel schaute sich die Broschüren über die Sehenswürdigkeiten der Stadt an, während ich mich ans Telefon setzte.

Es meldete sich jemand von der Nachrichtenredaktion.

»Könnte ich bitte mit Sam Clancy sprechen?«

»Er gönnt sich zurzeit einen längeren Urlaub.«

»Da habe ich aber was anderes gelesen. Hören Sie, könnten Sie eine Nachricht für ihn entgegennehmen?«

Eine Pause. »Das ließe sich machen.«

»Ich heiße Mike West und bin in einem Hotel in Downtown abgestiegen. Ich möchte, dass Sam sich mit mir in Verbindung setzt. Es sieht so aus, als würden wir uns seit einiger Zeit für ähnliche Themen interessieren, nur dass ich in Schottland daran gearbeitet habe, in der Nähe von Oban.« Ich wartete, während er sich Notizen machte. »Es schreibt sich O-b-a-n. Sagen Sie ihm ›Oban‹, dann wird er Bescheid wissen.«

»Sind Sie Journalist?«

»In gewisser Weise, ja.« Ich gab ihm die Telefonnummer des Hotels und unsere Zimmernummer. »Wann kann ich damit rechnen, dass er die Nachricht erhält?«

»Er ruft manchmal in der Redaktion an, aber unregelmäßig. Könnte ein paar Tage dauern.«

»Eher wäre besser. Bis dahin kann ich nur Däumchen drehen.«

Er sagte, er würde tun, was er könne, und ich legte auf. Bel war noch immer dabei, die Informationsbroschüren zu studieren.

»Ich werde dir sagen, was man in Seattle tut«, erklärte ich. »Man steigt an einem klaren Tag auf die Aussichtsplattform der Space Needle, besucht an einem beliebigen Tag den Pike Place Market, und man schlendert über den Pioneer Square.«

»Michael, als du das letzte Mal hier warst... war das beruflich?«

»Rein zum Vergnügen«, antwortete ich. »Was für Vergnügen?« Sie sah mich nicht an, als sie das fragte.

»Whalewatching«, erwiderte ich. Jetzt schaute sie mich an.

»Whalewatching?«

»Ja. Ich bin mit der Fähre rauf nach Vancouver Island und habe Wale beobachtet.«

Sie lachte und schüttelte den Kopf.

»Was ist daran auszusetzen?«

»Gar nichts, es ist bloß... ich weiß nicht. Ich meine, du bist in vielerlei Hinsicht so *normal*.«

»Du meinst, für einen Killer?«

Jetzt hatte sie aufgehört zu lachen. »Ja, wahrscheinlich.«

»Ich bin und bleibe aber trotzdem ein Killer, Bel. Das ist das, was ich am besten kann.«

»Ich weiß. Aber wenn das hier erst mal vorbei ist...«

»Wir werden sehen.«

Das Telefon klingelte, und ich nahm ab. Es war Sam Clancy.

»Das ging schnell«, sagte ich.

»Ich muss vorsichtig sein, Mr. West. Die Rezeption sagte, Sie hätten erst vor zwanzig Minuten eingekickt.«

»Das stimmt.«

»Sie verlieren keine Zeit.«

»Ich glaube, das können wir uns beide nicht leisten.«

»Dann lassen Sie hören.«

Er klang überhaupt nicht so, als wäre er weit weg. Er hatte einen weichen, kultivierten Akzent, der etwas Fordernderes nicht ganz verbergen konnte. Vielleicht hatte er seine Kindheit in New York verbracht. Ich erzählte ihm meine Geschichten und ließ nur ein paar Details wie meinen Beruf und meine tatsächliche Rolle in der Sache aus. Ich sagte, ich sei Journalist und untersuche den Mord an einer Kollegin. Ich erzählte ihm von Max' Tod und dass die Tochter des Waffenhandlers bei mir in Seattle war. Ich erzählte ihm von den Amerikanern, mit denen wir, unmittelbar nach einem Besuch bei den Dis-

ciples of Love, kurz hinter Oban zu tun gehabt hatten. Ich redete wahrscheinlich zwanzig bis dreißig Minuten, und er unterbrach mich nicht ein einziges Mal.

»Und wie lautet *Ihre* Geschichte?«

»Ich glaube, das meiste davon wissen Sie schon. Es sind zwei Mordversuche auf mich verübt worden, die die Polizei beide nicht sonderlich ernst nahm. Es ließen sich keinerlei Hinweise darauf finden, dass jemand sich an den Bremsen meines Wagens zu schaffen gemacht hätte, aber ich habe einen Automechaniker aufgetrieben, der mir gezeigt hat, wie man so etwas bewerkstelligen kann, ohne irgendwelche Spuren zu hinterlassen. Kaufen Sie sich bloß nie ein Oldsmobile, Mike! Wie auch immer, da unsere Freunde und Helfer nicht beabsichtigten, etwas in der Sache zu unternehmen, dachte ich mir, das könnte ich selbst machen. Dann hat die Zeitung meine Story gebracht, und das sah die Polizei als Beweis dafür an, dass ich lediglich auf Publicity aus gewesen war.«

»Sie glauben, die Disciples waren für die Anschläge verantwortlich?«

»Tja, ich hab meine Exfrau gefragt, und sie war's nicht. Allzu viele Feinde bleiben da nicht. Herrgott, es ist ja nicht so, dass ich *Die Satanischen Verse* geschrieben hätte oder was in der Art, ich hatte lediglich Fragen gestellt.«

»Über die Finanzierung der Sekte?«

»Genau.«

»Was haben Sie herausgefunden?«

»Ich *bin* noch am Herausfinden. Es ist nur nicht so einfach, wenn ich überall mit einer Decke über dem Kopf herumlaufen muss.«

»Ich könnte Ihnen helfen.«

»Ich habe Leute, die mir helfen.«

»Bei Ihrer Zeitung?«

»Keine Namen, Mike. Ich weiß immer noch nicht, ob ich Ihnen vertrauen kann.«

»Wären Sie bereit, sich mit mir zu treffen? Ich möchte mit Ihnen über die Disciples reden.«

»Ich weiß nicht... Können Sie mir irgendwelche Beweise vorlegen? Ich meine, Beweise dafür, dass Ihre Geschichte stimmt, dass Sie wirklich der sind, der Sie zu sein behaupten?«

Ich dachte darüber nach. Die Antwort lautete Nein. »Ich glaube, die Aussage der Tochter des Ermordeten dürfte Ihnen Beweis genug sein, Sam.«

Er seufzte. »Ist sie gerade bei Ihnen?«

»Sitzt direkt neben mir.«

»Dann geben Sie sie mir.«

Ich reichte Bel den Hörer. »Er muss davon überzeugt werden, dass wir koscher sind.«

»Mr. Clancy?«, sagte Bel. »Sie müssen uns helfen. Wenn Sie gesehen hätten, was die meinem Vater angetan haben - ich meine, sie haben ihn nicht lediglich getötet, das war Ihnen nicht genug. Ich will, dass sie gefasst werden... koste es, was es wolle. Wir werden Jagd auf sie machen - ob mit Ihnen oder ohne Sie.« Sie gab mir den Hörer zurück.

»In Ordnung«, sagte Clancy, »treffen wir uns zum Abendessen.«

»Wo?«

»Es gibt so ein kleines mexikanisches Lokal in der Nähe des Green Lake. Wissen Sie, wo der ist?«

»Ich werd ihn schon finden.« Er gab mir Namen und Adresse des Restaurants. Wir einigten uns auf acht und beendeten das Gespräch.

»Klingt vielversprechend«, sagte ich zu Bel und gab ihr einen Kuss. »Ist in diesem Haufen Zeug auch ein Stadtplan?«

»Nur vom Zentrum.«

»Dann lass uns shoppen gehen.«

Es ist sehr schwierig, sich in amerikanischen Städten zu verlaufen, solange man das Rastersystem im Kopf behält. Früher

oder später findet man fast immer die richtige Straße; anschließend auch das richtige *Gebäude* zu finden, kann allerdings problematisch werden, da die Reihenfolge der Hausnummern nicht immer einer nachvollziehbaren Logik zu gehorchen scheint.

An dem Abend fuhren wir auf die Aurora Avenue und folgten ihr kilometerweit. Ich glaube nicht, dass Bel jemals eine so lange Straße gesehen hatte, und als wir sie am Green Lake verließen, war die Aurora noch lange nicht zu Ende. Der Uferweg des Green Lake wimmelte von Joggern und Walkern, Skateboardern und Inlineskatern sowie Leuten, die ganz einfach die frische Luft genossen.

Wir hatten einen netten Nachmittag verbracht, waren spazieren und in verschiedene Cafés gegangen und hatten alle möglichen Leute kennengelernt. Wie ich Bel versprochen hatte, war der Kaffee hier eine Klasse besser als die Plörre, die man in Diners serviert bekam. Sie hatte schon drei Tassen im Starbuck's getrunken, und das Koffein zeigte seine Wirkung. In jedem Café, in das wir uns setzten, brauchten die Leute nur unseren Akzent zu hören, und schon wollten sie sich mit uns unterhalten. Auf die Weise erfuhren wir eine ganze Menge über die Stadt. Ballard war das Viertel, in dem die Nachkommen der Wikinger lebten. Um die Straßen östlich des Kingdome machte man besser einen großen Bogen. Die Mariners hatten mal wieder eine beschissene Saison und gehörten jetzt Nintendo. Wir hatten das jährliche Folklife Festival verpasst. Es hatte viel zu lange nicht mehr geregnet. Ein paar von den hiesigen Mikrobrauereien produzierten hervorragende Dunkelbiere... Einiges davon war mir schon bekannt gewesen, aber anderes war mir neu, und ich freute mich über jede Information, die ich bekam. Schließlich war das für Jeremiah Provost ein Heimspiel. Es war wichtig, über die Stadt wenn irgend möglich so viel zu wissen, wie er wusste. Auf die Art würden wir weniger riskieren, in eine Falle zu tappen.

Bislang war mir Seattle ausgesprochen fallenfrei erschienen. Ich hatte Bel den Pike Place Market gezeigt, sie auf die Fahrradpolizisten aufmerksam gemacht und sie um die Obdachlosen und Bettler an der Wasserfront herumgelotst. Die Pfandleihhäuser machten in Seattle gute Geschäfte. In ihren Schaufenstern lagen Knarren und Gitarren, aber ich blieb nicht stehen, um sie mir anzuschauen. Ich trug keine Waffe, aber als wir aufbrachen, um uns mit Sam Clancy zum Abendessen zu treffen, versteckte ich die Pistole unter dem Fahrersitz des Trans-Am.

Das Auto hörte sich ziemlich mitgenommen an. Es hätte eine weitere Inspektion, einen Ölwechsel und vielleicht einen neuen Auspuff gebraucht. Wahrscheinlich brauchte es auch eine richtige Ruhepause. Wir hatten es ziemlich gescheucht, aber wir waren darauf angewiesen, dass es noch eine Weile durchhielt.

Wir hatten den Abendverkehr überschätzt und trafen ein wenig zu früh am Restaurant ein, also parkten wir und schlenderten wieder Richtung See. Bel zog ihre Cowboystiefel aus und ging barfuß über den Rasen. Sie sah okay aus, nicht müde oder gestresst, und konnte es kaum erwarten, dass etwas passierte. Aber sie schaffte es, einen nicht allzu ungeduldigen Eindruck zu machen.

Als wir zum Restaurant zurückkehrten, wollte sie einen Drink. Es war nach wie vor nichts von Clancy zu sehen, aber da es einen auf den Namen West reservierten Tisch gab, setzten wir uns. Er war für drei Personen gedeckt. Der Kellner fragte, ob wir eine Margarita wollten, während wir warteten. Bel nickte.

»Groß oder klein?«

»Groß«, sagte sie, bevor sie sich die Speisekarte vornahm. »Was ist der Unterschied zwischen all diesen Sachen?«, fragte sie mich. »Tacos, Burritos, Fajitas, Tortillas...?«

»Frag den Kellner.«

Stattdessen nahm sie ihm aber ihre sehr große Margarita ab und fuhr mit dem Finger über den Rand des Glases.

»Das ist Salz«, erklärte ich.

»Weiß ich«, sagte sie. Nachdem sie den Rand teilweise abgewischt hatte, nahm sie einen Probeschluck, dachte nach, trank dann einen weiteren Schluck.

Am Empfangstresen stand ein Mann. Als wir hereingekommen waren, hatte er die Liste der Gerichte zum Mitnehmen studiert und war jetzt noch immer damit beschäftigt. Ich stand auf und ging auf ihn zu.

»Warum setzen Sie sich nicht zu uns?«, fragte ich.

Er versuchte, ein verdutztes Gesicht zu machen, gab es dann aber auf und lächelte. »Haben Sie das schon die ganze Zeit gewusst?«

»Mehr oder weniger.«

Ich führte ihn an den Tisch. Sam Clancy war groß und mager und hatte ein leichenblaßes Gesicht und tief liegende Augen. Er mochte Ende zwanzig, Anfang dreißig sein und trug sein schon schütteres braunes Haar in die Stirn gekämmt. Seiner Stimme nach hatte ich ihn älter geschätzt. Bevor er sich setzte, gab er Bel die Hand. Der Kellner kam, und Clancy nickte in Richtung ihres Drinks.

»Sieht gut aus«, sagte er. Der Kellner nickte und ging. »Als Undercoveragent würde ich also wohl nicht gerade Karriere machen, hm? Möchten Sie vorab ein bisschen Smalltalk machen, oder wollen wir uns gleich der Arbeit widmen?«

»Betrachten wir die Formalitäten als abgeschlossen«, antwortete Bel.

»In Ordnung. Sie wollen also wissen, was ich weiß. Schön, los geht's. Jeremiah Provost hält sich in letzter Zeit, was die organisatorische Leitung der Disciples angeht, eher zurück. Wissen Sie ein bisschen was über seinen Background?«

»Reiche Familie«, erwiderte ich, »schlechter Collegedozent.«

»Keine üble Zusammenfassung. Außerdem völlig verrückt. Er hat schon jede Menge teure Kliniken mit seiner Anwesenheit beglückt. Keinerlei Anzeichen für harte Drogen oder Alkohol, also muss das andere Gründe haben, wie zum Beispiel schlichte psychische Labilität.«

»Wenn er sich, wie Sie sagen, zurückhält«, fragte Bel, »wer schmeißt dann den Laden?«

»Ums Geschäftliche kümmert sich ein gewisser Nathan. Ich weiß nicht mal, ob das sein Vor- oder Nachname ist, er wird einfach Nathan genannt. Sie wissen, dass ein paar Reporter von den Disciples zusammengeschlagen worden sind? Das war Nathan. Sie passten ihm nicht, also hat er sie verprügelt.«

»Dann ist er also durchaus auch fürs Praktische zu gebrauchen?«

»Er ist ein knallharter Hund. Dann gibt's noch Alisha, Typ Magna Mater mit einem kleinen Schuss Militärjunta. Sie kümmert sich um die Humanressourcen, sorgt dafür, dass die tun, was zu tun ist.«

»Und das alles drüben auf der Olympic-Halbinsel?«

Clancy nickte. »Das schönste Fleckchen Erde auf dem ganzen Kontinent. Aber Provost ist nicht oft dort. Er führt neuerdings ein Howard-Hughes-Dasein in einem brandneuen Haus hoch oben auf dem Queen Anne Hill. Wahnsinnsaussicht auf die Stadt, Riesengrundstück und Swimmingpool. Gerüchten zufolge wollte Kiefer Sutherland das Haus mieten, als er für die Aufnahmen von *Spurlos* hier war. Wie auch immer, dort verbringt Provost den größten Teil seiner Zeit, umgeben von Telefonen, Faxgeräten und Computern, so dass er mit seinen Gefolgsleuten in Übersee Kontakt halten kann.«

»In Oban gab es ein Faxgerät«, erinnerte ich mich, »das wenigstens zwei Nummern aus Washington im Speicher hatte.«

»Olympic-Halbinsel und Queen Anne«, erklärte Clancy mit der Autorität des Eingeweihten.

»Haben Sie jemals mit Provost gesprochen?«, fragte Bel.

»Ich hab's versucht, aber man kommt einfach nicht an ihn ran.«

»Aber wer schmeißt denn nun eigentlich wirklich den Laden, er oder seine Stellvertreter?«

»Das ist die Frage.«

Clancy unterbrach seinen Bericht, damit wir bestellen konnten. Bel folgte, als sie an der Reihe war, seiner Empfehlung, und wir ließen zum Essen noch eine zweite Runde Drinks kommen. Der Kellner hatte Tortillachips und verschiedene Dips auf den Tisch gestellt, an denen wir uns gütlich taten, während wir weiterredeten.

»Wenn die Männer, die meinen Vater töteten«, sagte Bel, »dieselben waren, die uns kurz hinter Oban angehalten haben, dann waren es Amerikaner.«

»Wie Sektenmitglieder sahen sie allerdings nicht aus«, erklärte ich Clancy. »Sie wirkten eher wie Beamte, Sie wissen schon, von der speziellen Sorte.«

»Was mich auf meine Recherchen bringt«, fuhr Clancy fort, der allmählich Spaß an der Sache zu haben begann. »Sie wissen, dass die Disciples Ende 1985 plötzlich abhoben? Ich meine, sie fingen an, im großen Stil Grundstücke und Häuser zu kaufen. Was bedeutet, dass Provost auf einmal massenhaft Geld besaß. Wo kam es her? Das weiß der Himmel. Hatte ein Schwung reiche Verwandte plötzlich und genau im richtigen Augenblick das Zeitliche gesegnet? Nein. Hatte er im Lotto gewonnen? Nein. Eine Glückssträhne in Vegas? Ebenfalls Fehlanzeige. Es treibt die Leute zum Wahnsinn, nicht zu wissen, woher das Geld plötzlich auftauchte.«

»Und Sie haben es herausgefunden?«, fragte Bel.

»Nicht direkt, noch nicht. Aber ich glaube, ich war schon ziemlich nah dran.« Dann war Eleanor Ricks also möglicherweise auch schon ziemlich nah dran gewesen. »Folgendes weiß ich allerdings.« Clancy legte eine Kunstpause ein, sah sich theatralisch im Restaurant um und beugte sich dann über den Tisch. Ich fragte mich, ob er immer zwischen Gerüchten

und Fakten unterscheiden konnte. »Provost fuhr nach Washington, DC. Fragen Sie mich bitte nicht, woher ich das weiß. Ich muss meine Quellen schützen, und meine... äh, Vorgehensweise war nicht immer hundertprozentig legal. In Washington hielt er sich auf, um sich mit irgendwelchen Anwälten und ähnlichen Typen zu treffen. Aber während seines Aufenthalts dort hatte er auch ein paar Besuche, von zwei Männern namens Elyot und Kline. Sie haben ihn mehr als nur einmal aufgesucht. Das Ganze passierte im Januar 1986, ein paar Monate nachdem Provost angefangen hatte, ernsthaft Geld auszugeben.

So, ich glaube jetzt herausgefunden zu haben, wer Elyot und Kline waren und sind. Es gibt einen Richard Elyot, der für die CIA arbeitet. Und beim NSC gab es einen Kline.«

»Gab es?«

»1986 hat er offiziell den Dienst quittiert. Seitdem operiert er zwar weiterhin im Dunstkreis des NSC, aber sein Name wird nicht mehr in den Büchern geführt. Keiner weiß, warum er ausgeschieden ist, ob man ihn dazu gezwungen hat oder was. Ich werde Ihnen jetzt Kline beschreiben.«

Er tat es. Ich fing bald an zu nicken und nickte weiter, bis er fertig war. »Kommt mir bekannt vor«, räumte ich ein.

»Der Typ im hinteren Wagen, richtig?«, tippte Clancy.

»Richtig«, bestätigte ich. »Was ist mit Elyot?«

»Elyot arbeitet momentan an einer Botschaft in Übersee, keiner besonders attraktiven. Seit fünf Jahren bekommt er nur beschissene Posten. Er soll sogar ein paar Monate lang im US-Konsulat in Schottland beschäftigt gewesen sein.«

»Interessant.«

»Es ist *alles* interessant«, warf Bel ein und leerte ihre zweite Margarita. »Aber was bringt uns das?«

»Die Disciples«, sagte Clancy, »hängen irgendwie mit der CIA und dem NSC zusammen. Wie kommt das? Was für gemeinsame Interessen könnten sie haben?«

»Und was immer es auch sei«, fügte ich hinzu, »folgt daraus auch, dass Provost auf deren Gehaltsliste steht?«

»Mit Sicherheit«, sagte Clancy und lehnte sich zurück.

»Ich hätte nichts dagegen, ein paar Takte mit Jeremiah Provost zu reden.«

Clancy lachte. »Hinten anstellen, Kumpel.«

»Michael hat so seine Methoden«, sagte Bel leise, die Augen starr auf mich gerichtet.

»Ach, wirklich?« Clancys Interesse war geweckt.

»Aber seine Methoden«, fuhr sie fort, »sind *niemals* hundertprozentig legal.«

Clancy sah noch interessanter aus. »Bel«, sagte ich, »das war heute ein langer Tag.«

»Eines langen Tages Reise«, pflichtete sie mir bei.

»Sollten wir nicht zahlen?«

Sie sagte nicht Nein. Ich fragte Clancy, wie er die Sache durchzuziehen beabsichtigte. Er zuckte die Achseln, also machte ich ein paar Vorschläge. Wir einigten uns darauf, dass er uns am nächsten Morgen im Hotel abholen würde. Ich bezahlte die Rechnung in bar. Auf der Rückseite der Rechnung wurden die Gäste um eine Beurteilung gebeten. Wir hatten so was auch in Diners gesehen, und Bel hatte einmal einen dieser Minifragebögen ausgefüllt und geschrieben: »Bedienung mehr als freundlich, Essen überreichlich, aber ohne jeden Geschmack, schönen Tag noch.« Diesmal lieh sie sich von Clancy einen Stift und schrieb: »Ich liebe Tequila.«

Darunter malte sie ein entzweigebrochenes Herzchen.

22

Am nächsten Morgen erwartete uns Clancy in der Hotelloobby. Seine ersten Worte waren: »Ich hab ein paar Leute in England angerufen. Keiner von denen hat je was von Ihnen gehört.«

»Michael arbeitet für Illustrierte«, sagte Bel. »Gehen wir einen Kaffee trinken.« In einem Coffeeshop in der Nähe des

Hotels bestellten wir drei Caffè Latte und blieben drinnen, obwohl der Besitzer uns versicherte, dass es an einem der Straßentische angenehmer sei. Wir hatten einen Blick auf das Seattle Art Museum, das sich direkt gegenüber befand. Clancy nannte es einfach »SAM«.

»Einen Block weiter gibt's ein Pornokino«, erklärte er. »Da haben die früher im Vorraum immer Plakate für Sam-Ausstellungen aufgehängt. So was findet man nur in Seattle, Freunde.«

Er erzählte uns, die wichtigsten Arbeitgeber in Seattle seien Boeing, die fischverarbeitende Industrie und Microsoft, und dass bei Boeing die Dinge zurzeit *ziemlich schlecht* stünden. »Wir waren früher mal die Welthauptstadt der Grunge-Musik. Wissen Sie, was das ist? Zerrissene Jeans, Drogen und höhnisches Grinsen.«

»Hatte da nicht schon Keith Richards ein Patent drauf?«

Clancy lachte und sah auf seine Uhr. Ich wusste, dass er uns noch immer nicht ganz vertraute, und es gefiel mir nicht, dass er sich in London nach uns erkundigt hatte. So was konnte sich leicht herumsprechen. »Kommen Sie«, sagte er, »time to rock'n'roll.«

Wir fuhren mit dem Trans-Am zu einem Mechaniker, den Clancy kannte; er hatte seine Werkstatt in der Nähe der Uni. »Das ist ein christlicher Mechaniker«, sagte Clancy. »Zu jeder Reparatur gibt's einen Segen und eine Garantie von oben.«

Der Mann war jung, stämmig und bärtig. Er erinnerte mich an einen Amischen. Er meinte, für das Auto würde er so ungefähr einen Tag brauchen, und in der Zwischenzeit könnten wir einen VW Golf haben. Es war ein kleines, braunes Wägelchen, wie geschaffen für das, was wir vorhatten. Am Armaturenbrett hing ein Müllbeutel. Darauf war auf der einen Seite das Bild von Uncle Sam, auf der anderen der Fahneneid aufgedruckt. Ich holte meine Reisetasche aus dem Trans-Am und schloss sie im Kofferraum des Golf ein. Keiner fragte, was darin war, aber ich hätte sowieso nicht geantwortet.

Bel setzte sich in den Fond, und ich ließ Clancy ans Steuer. Wir fuhren auf der Aurora in südlicher Richtung und hinauf auf den Queen Anne Hill. Das war eine exklusive Wohngegend, größtenteils Häuser im Bungalowstil. Sehr wenige, ausgewählte Grundstücke lagen direkt am Rand des Hügelplateaus, mit Blick auf die Stadt. Dort befand sich auch Jeremiah Provosts Haus.

Es war groß, selbst nach den Maßstäben dieses Luxusviertels, und es stand an einem so steilen Hang, dass einem schwindlig wurde.

»Da möchte ich nach dem Einkaufen nicht wieder hochstiegen müssen«, meinte Bel.

Clancy sah sie an. »Zu Fuß? Kein Mensch geht zu Fuß, Bel. Kein Mensch geht je zu Fuß.«

Wir parkten gegenüber von Provosts Haus. Ich hätte nicht darauf gewettet, dass der Golf trotz angezogener Handbremse und eingelegtem Gang *nicht* den Hang hinunterrollen würde. Wir trugen alle Sonnenbrillen, und als zusätzliche Verkleidung hatte sich Clancy auch noch eine rote Baseballkappe aufgesetzt. Seine Stirn glänzte vor Nervosität. Wir wussten, dass wir ein großes Risiko damit eingingen, hier zu sein. Aber jetzt war die Zeit gekommen, Risiken einzugehen. Wir parkten vor einem Haus mit einem Eckturm. Von Provosts Haus auf der anderen Straßenseite konnten wir allerdings nicht viel sehen. Eine Treppe führte durch einen wuchernden Vorgarten hinauf zu einer weißen Betonwand, die weder Fenster noch Türen aufwies.

»Es gibt nur einen Eingang«, erklärte Clancy, »um die Ecke des Hauses. Na ja, und noch eine Fenstertür zu Patio und Pool, womit's also eigentlich zwei Eingänge wären.«

»Und zwei Ausgänge«, fügte ich hinzu. »Wo sind die Überwachungskameras?«

Er warf mir einen Blick zu, vielleicht verwundert darüber, dass ich es wusste. »Direkt um die Ecke.«

»Gibt's einen Infrarotmelder?«

»Ich weiß nicht, könnte sein.«

»Ich frag deswegen, weil es nach außen hin so aussieht, als gäbe es überhaupt keine Alarmanlage. Also gehe ich davon aus, dass das, was es an Sicherheitstechnik gibt, Hightech ist.«

»Klar, und dazu kommt noch der Muskelmann an der Tür.«

»Nur einer?«

»Hey, Provost ist ein religiöser Spinner, kein nahöstlicher Guerillaführer.«

»Wie sieht's in der Nacht aus? Hat er Bewegungsmelder?«

»Ja, wenn sich auch nur ein Igel auf seinen Rasen verirrt, geht eine Festbeleuchtung wie am Vierten Juli an.« Clancy sah mich noch immer an. »Sie stellen nur richtige Fragen, ich bin mir bloß nicht so sicher, dass das Fragen sind, auf die ein Reporter kommen würde.«

»Ich bin kein normaler Reporter«, erklärte ich. »Verbringt er die meiste Zeit da drin?«

»Ja. Drüben am Hood Canal gibt's noch ein Haus, das Nathan gehört. Ebenfalls allerbeste Lage. Manchmal fährt Provost übers Wochenende hin. Er tut da nicht viel, gräbt Venusmuscheln aus, sammelt bei Ebbe Austern. Mr. Microsoft hat eine Villa grad ein paar Häuser weiter.«

»Wie viel wissen Sie über Nathan?«

»Nicht viel. Ich hab nur einen Namen und ein Gesicht.«

»Seit wann ist er bei den Disciples?«

»Keine Ahnung. Das Problem ist, wenn man nur einen seines Namens hat, ist eine Backgroundrecherche praktisch unmöglich.«

»Er kümmert sich ums Geschäftliche - heißt das, um die Finanzen?«

»Ja, einen Buchhalter gibt es zwar auch, aber für die tägliche Buchführung ist Nathan zuständig. Die Sache ist nur die, dass auf der Habenseite herzlich wenig steht. Herzlich wenig Einkommen, gemessen an den Ausgaben.«

»Vielleicht sollten wir uns eher mit Nathan als mit Provost unterhalten.«

»An ihn kommt man auch nicht leichter ran, Mike. Und er sieht grundsätzlich so aus, als wartete er nur auf die Gelegenheit, jemandem die Zähne einzuschlagen. Solche Sekten sind immer argwöhnisch. Ich meine, wenn jemand daherkommt und eine Story über sie schreiben möchte, besteht doch immer die Gefahr, dass das nicht direkt eine Lobeshymne wird.«

Ich spähte hinüber zu Provosts Haus. »Können wir es uns auch aus einer anderen Richtung anschauen?«

»Ja, wenn Sie den Hügel runtergehen und dann nach links abbiegen. Aber ehrlich, viel mehr als von hier aus würden Sie da auch nicht sehen. Eine weitere Betonwand und die Oberkante eines Fensters, und das wär's auch so ziemlich. Die Anlage ist geschickt konzipiert, vollkommen offen, aber gleichzeitig völlig uneinsehbar. Er hat nicht mal einen Zaun, aber er könnte Pornos in seinem Pool drehen, und keiner seiner Nachbarn würde was davon mitbekommen.«

»Manche dieser Sektenoberhäupter führen gern spezielle Initiationsriten durch«, sagte Bel, die ihre Hausaufgaben gemacht hatte.

Clancy zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht, ob Provost die weiblichen Sektenmitglieder besteigt. Ich meine, bei einem Namen wie ›Jünger der Liebe‹, und wenn man bedenkt, wo und wie die Sekte angefangen hat, kann man das zwar vermuten. Aber zu seiner Bumspolitik hat er sich nie öffentlich geäußert.«

»Das klingt wie ein Zitat aus einem Ihrer Artikel.«

Er grinste. »Ist es auch, nur hat die Zeitung ihn als verleumderisch gekippt.«

»Okay«, sagte ich. »Ich hab genug gesehen. Gehen wir jetzt einkaufen.«

Das Geschäft, das wir brauchten, lag an der Aurora, ein ganzes Stück nördlich vom Green Lake. Es hieß »Ed's Guns and Sporting Goods« und wurde von einem mit leichtem schottischem Akzent sprechenden Mann namens Archie geführt. Ich

wusste ziemlich genau, was wir brauchten: tarnfarbene Parkas und Überhosen, Stiefel, zwei Zelte, einen kleinen Kocher samt Koch- und Essgeschirr, ein Fernglas und zwei Rucksäcke, in die das alles reinpassen würde.

Das Fernglas, das Archie mir zeigte, war klein, aber leistungsstark. »Ist bei Hobbyornithologen äußerst beliebt«, sagte er, als wäre das eine besondere Empfehlung.

Ich gab es ihm zurück. »Haben Sie auch was mit Restlichtverstärkung?«

»Damit steigen wir in eine ganz andere Preiskategorie ein.«

»Na, dann tun wir das doch.«

Er verschwand, um ein Nachtsichtgerät zu holen. Bel suchte sich gerade dicke Socken zu ihren Schnürstiefeln aus. »Wir wollen doch wie Touristen aussehen, stimmt's?«

»Richtig.«

»Dann müssten wir wahrscheinlich viel zu viel Krempel dabeihaben, und alles brandneu.«

»Wieder richtig.«

»Also will ich eine neue Sonnenbrille.« Ich nickte, und sie ging sich eine aussuchen. In der Zwischenzeit wählte ich einen Kompass aus und sah mir ein paar der vorhandenen Messer an. Die Überlebensmesser machten einen guten Eindruck. Eines besaß einen hohlen Griff, in dem Angelhaken und Schnur, Nähzeug, ein Miniaturkompass und anderes mehr untergebracht waren. Ein anderes war ein richtiges Mehrzweckgerät, das sich von einem Messer in eine Axt oder Schaufel, ja sogar in eine Taschenlampe verwandeln ließ. Ganz schön groß war es auch. Groß genug, wie ich annahm, um die meisten Leute abzuschrecken.

»Ich nehme das«, sagte ich zu Archie, der mit einer schlichten Pappschachtel zurückgekehrt war. Er leckte sich die Lippen, aufgeregt über die Aussicht auf einen beachtlichen Umsatz, aber auch nervös wegen der Unbekümmertheit, mit der wir Geld ausgaben. Vielleicht befürchtete er, wir könnten zu guter Letzt eine Kanone ziehen oder sogar mit einem seiner

eigenen Kampfmesser auf ihn losgehen. Stattdessen zog ich ein Bündel Geldscheine aus der Tasche und wedelte damit vor seiner Nase. Er nickte und entspannte sich ein bisschen.

Ich prüfte das Nachtsichtgerät. Es war perfekt. Ich konnte es als Fernglas benutzen oder es, mit ein paar Korrekturen, auf mein Snipergewehr montieren.

»Wie verschwiegen sind Sie, Archie?«

»Hängt davon ab.«

»Also, ich will das Ganze hier kaufen, und ich werde bar bezahlen. Aber ich hätte eine Bastelarbeit zu erledigen. Haben Sie eine Werkstatt?« Er nickte. »Könnten Sie sie mir für, sagen wir, eine Viertelstunde überlassen?«

Er zuckte die Achseln. »Wenn Sie den ganzen Krempel hier kaufen, können Sie von mir aus auch da drinnen übernachten.«

»Das wird nicht nötig sein.«

Als ich den Laden verließ, fragte Bel Archie gerade nach Landkarten. Sie hatte sich ein Überlebensmesser in den Schaft ihres rechten Stiefels gesteckt, um zu sehen, wie sich das anfühlte. Clancy starrte einen Moment lang auf das Messer, folgte mir dann nach draußen. Er war kein Junge vom Land und auch kein konvertierter Naturbursche. Seattle hatte zwar noch immer etwas von der Pionierstadt, aber er war der hundertprozentige Cappuccino- und Vernissagentyp. Von der Olympic-Halbinsel, erzählte er uns, kannte er bislang nur das Thermalbad. Er war zwar schon ein paarmal an der Siedlung der Disciples vorbeigefahren, aber immer nur bei Tagesausflügen, bei denen er sich kaum aus dem Auto bewegt hatte.

Doch ein Großteil der Olympic-Halbinsel war praktisch unberührte Wildnis, Berge und jungfräulicher, gemäßigter Regenwald. Ich wusste, dass man nie *zuvorbereitet* sein konnte. Clancy betrachtete mich, wie ich den Kofferraum aufschloss und meine Reisetasche herausholte.

»Kommen Sie schon, Mike, wer, zum Teufel, sind Sie, Mann? Sie sind Sicherheitsbeamter, stimmt's? Ich meine,

Geheimagent oder was in der Art. Die Journalisten, die ich kenne, könnten kein Hotel wie das, in dem Sie wohnen, als Spesen abrechnen, geschweige denn ihr Zimmer für eine Nacht leer stehen lassen. Und selbst *wenn* sie das bezahlt bekämen, würden sie sich in irgendeiner billigen Absteige einquartieren und die Differenz einstreichen. Und sie hätten *nie im Leben* so viel Bargeld bei sich. Grundsätzlich Plastik, und für jeden Cent, den sie ausgeben, eine Quittung.«

Ich schloss den Kofferraum ab. »Dann bin ich eben kein Journalist. *Sie* braucht nur eins zu interessieren: Wenn Sie mitmachen, bekommen Sie von mir eine Story. Das ist besser so für Sie, Sam. Ich stell für Sie keine Konkurrenz dar. Sie kriegen die Sache exklusiv.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich komm nicht mit.«

»Sam, wir brauchen Sie nicht mehr. Sie wollen hierbleiben - auch gut. Vielleicht werden wir dann ein, zwei Stunden länger benötigen, um die Siedlung zu finden. Aber wir werden sie finden. Ich werd bestimmt nicht darum betteln, dass Sie uns begleiten.«

»Ich könnte Sie auffliegen lassen, Mann. Das würde mich lediglich einen Anruf bei Provost kosten.«

Ich lächelte. »Wir sind nicht Ihre Feinde, Sam. Warum sollten Sie das tun?«

Er dachte darüber nach. »Ich würd's auch nicht tun. Vergessen Sie, was ich gesagt habe.« Er folgte mir zurück in den Laden. Bel probierte gerade eine rot-schwarz karierte Holzfällerjacke an. Archie machte mir ein Zeichen, ihm zu folgen. Sam kam ebenfalls mit. Wir betraten einen Raum voll von Geräten und Werkbänken. Es gab sogar eine Drehmaschine. Und es lagen alle möglichen Bürsten und sonstigen Dinge herum, die man zum Waffenreinigen brauchte. Ich stellte die Tasche auf einer Werkbank ab und zog den Reißverschluss auf.

»Ich möchte nur Klarheit haben«, erklärte Sam. »Schauen Sie, man hat versucht, mich zu töten, da kann ich's mir nicht

leisten, bei der Auswahl meiner Freunde *nicht* wählerisch zu sein. Jemand kommt mir mit dem Märchen, er sei Journalist; es stellt sich raus, dass das nicht stimmt, und da frag ich mich doch, was er denn nun wirklich ist.«

Die Worte blieben ihm im Hals stecken, als er sah, wie ich die Varmint, dann die Pistole und schließlich den Colt Com-mando auspackte.

»Heiliger Herrgott«, sagte er leise. Ich fing an auszuprobieren, ob sich das Nachtsichtgerät auf die Varmint montieren ließ.

»Sam«, sagte ich, ohne aufzusehen, »Sie haben von uns nichts zu befürchten.«

»Ich höre, was Sie sagen.«

»Ich bin ein Freund Bels und war ein Freund ihres Vaters. Er verkaufte mir gelegentlich Waffen. Ich habe gesehen, was diese Dreckskerle mit ihm angestellt haben, und möchte herausfinden, was sie dazu veranlasst hat. Mehr gibt's eigentlich nicht zu sagen - oder höchstens das«, jetzt sah ich ihn an, »es ist mir ganz egal, was es kostet.«

Plötzlich bekam er einen trockenen Mund. Auf der Werkbank stand eine offene Bierdose, und er nahm einen Schluck daraus.

»Warum gehen Sie nicht in den nächsten Laden und holen uns gleich ein Sixpack von den Dingern?«, schlug ich vor. »Lassen Sie sich, während Sie draußen sind, die Sache durch den Kopf gehen. Wenn Sie aussteigen wollen, holen wir Ihre Kamera aus dem Auto, und Sie können sich ein Taxi nehmen.« Ich hielt ihm einen Geldschein hin.

»Ich brauch Ihr Geld nicht, Mike. Für ein paar Bier reicht's noch.«

»Dann ist's ja gut.«

Und weg war er. Archie steckte den Kopf durch die Tür.

»Tut mir leid, Sie zu unterbrechen, aber diese Lady da draußen ist gerade dabei, Sie ins Armenhaus zu bringen.«

»Dann werden wir eben die bestgekleideten Armen dort sein.«

Er lachte. Das entwickelte sich für ihn allmählich zu einem *richtig* interessanten Tag. Er sah sich an, was ich da tat. »Hübsche Waffe. Können Sie ein bisschen Hilfe gebrauchen?«

»Wär gut möglich. Aufsteckschuh und Montageschiene passen ums Verrecken nicht zusammen.«

»Na, dann lassen Sie mich mal sehen. Geht aufs Haus.«

»Das Ding gehört Ihnen, Archie.«

Wir brauchten eine Weile, aber Archie hatte ein paar Ersatzteile im Hinterzimmer, und eins davon schien zu passen. Es ließ das Gewehr zwar wie eine Requisite aus *Solo für O.N.C.L.E.* aussehen, schien aber seinen Zweck zu erfüllen.

»Ich frage meine Kunden nie, was sie zu schießen beabsichtigen«, sagte Archie.

»Vielleicht ein, zwei Tiere«, meinte ich.

»Klar, mag sein, aber die andere Knarre, die Sie da haben, ist pures Terrormaterial.«

Ich grinste. »Das hoffe ich, Archie. Das hoffe ich wirklich.«

Als wir wieder in den Laden gingen, waren keine neuen Kunden da, und Clancy war auch nicht zurückgekommen.

»Wo ist der nächste Laden, wo man Bier kaufen kann?«, fragte ich.

»Da gibt's ein Lebensmittelgeschäft an der Ecke«, antwortete Archie. Ich nickte vor mich hin. Wie es aussah, hatte sich Clancy abgesetzt.

»Sie sollten sich jetzt besser ans Zusammenrechnen machen, Archie.«

»Und anschließend sollte ich vielleicht besser für den Rest des Tages den Laden schließen, um die Regale wieder aufzufüllen.« Er machte sich mit seinem Taschenrechner an die Arbeit.

Bel hatte wieder ihre normalen Sachen an. Seit sie sie gekauft hatte, trug sie an den Füßen nichts anderes als die Cowboystiefel. »Wo ist Sam?«, fragte sie.

»Ich glaube, wir sind jetzt auf uns gestellt.«

»Er hat nicht mal tschüs gesagt. Wird er uns verpeifen?«

»Ich glaub nicht.«

»Was hast du ihm gesagt?«

»Ich hab zugegeben, dass ich kein Reporter bin.«

»Hat er die Waffen gesehen?« Ich nickte. »Kein Wunder, dass er abgehauen ist. Die haben auf mich eine ganz ähnliche Wirkung.«

Archie hatte seine Schlussrechnung kurz unterbrochen, um die schon eingetippten Sachen in Einkaufstüten zu packen.

»Stecken Sie einfach alles in die Rucksäcke, Archie, auseinandersortieren können wir es später schon selbst.«

Ich legte noch eine zweite Stablampe zu unseren Einkäufen.

»Hören Sie«, sagte er, »ich weiß, dass Sie das vielleicht nicht brauchen werden, aber ich geb Ihnen noch einen Erste-Hilfe-Kasten und ein Mückenspray dazu. Außerdem bekommen Barzahler bei mir immer zehn Prozent Rabatt.«

»Danke.« Ich wandte mich wieder zu Bel.

»Wir ziehen also allein los?«, fragte sie.

»Sieht so aus. Den Fährhafen werden wir schon finden, meinst du nicht?«

»Wir können auch etwas Geld sparen.«

»Wie das?«

»Na, jetzt brauchen wir keine zwei Zelte, und ein großer Schlafsack dürfte für uns beide ja auch genügen.«

»Da ist was dran.« Aber genau in dem Moment öffnete sich die Tür, und Clancy kam hereingetaumelt. Ich dachte, er sei verletzt, und ging ihm entgegen, aber er wankte lediglich unter der Last seiner Einkaufstüten.

»Ein bisschen Proviant für unsere Tour«, erklärte er und stellte die Tüten ab. »Bier, Kartoffelchips, Chili con Carne in

Dosen, Thunfisch, Würstchen und Bohnen.« Er griff in eine der Tüten. »Hier, ich hab sogar an den Dosenöffner gedacht.«

Wir lachten alle außer Archie, der mit Zahleneintippen beschäftigt war. Endlich damit fertig, war schließlich *er* es, der lachen konnte. Ich zählte das Geld ab, und Clancy schnappte sich die Quittung.

»Wenn *Sie* das nicht als Spesen geltend machen können, kann ich's ja vielleicht!«

»Dann gehen aber die Tickets für die Fähre auf Ihre Rechnung«, sagte ich und wuchtete mir einen Rucksack auf die Schulter.

»Abgemacht.«

Die Fähre wimmelte von Familien in Urlaubsstimmung.

»Wo wollen die bloß alle hin?«, fragte ich Clancy.

»Auf die Olympic-Halbinsel, wie wir. Die ist zu dieser Jahreszeit ein beliebtes Ausflugsziel.«

»Ich dachte, da wäre nur Wildnis.«

»Größtenteils, ja. Die Leute, die Sie hier sehen, werden sich wahrscheinlich während ihres ganzen Aufenthalts nie mehr als ein paar hundert Meter von ihren Autos entfernen. Ein Highway umrundet fast die ganze Halbinsel, aber im Nationalpark selbst gibt es so gut wie keine Straßen. Hier, ich habe eine Landkarte dabei.«

Es war die Wanderkarte, die der National Park Service Besuchern überreichte. Wie Clancy gesagt hatte, gab es im Nationalpark fast keine Straßen, lediglich eine Menge Pfade und unbefestigte Wege. Die einzige richtige Straße, die ich sehen konnte, führte zum Gipfel des Hurricane Ridge. Unser Fahrtziel lag westlich davon, am Lake Crescent. Clancy zeigte mir den See auf der Landkarte. Der Teil der Halbinsel, der nicht zum Nationalpark gehörte, galt als Nationalforst. Der Nationalpark endete unmittelbar nördlich des Lake Crescent.

»Provost hat es schlau eingefädelt: Er erwarb ein Haus, das schon existierte. Baugenehmigungen werden innerhalb des

Parks so gut wie keine vergeben, aber Häuser, die schon da standen, bevor das Gebiet als Nationalpark ausgewiesen wurde, dürfen natürlich bleiben. Danach war es für Provost kein Problem, die Erlaubnis zu erhalten, noch ein paar weitere Hütten im selben Stil dazuzubauen. Er ließ sogar die Holzplanken künstlich auf alt trimmen, damit die Optik stimmte.«

»Und tierlieb, wette ich, ist er auch noch.«

Wir waren Teil einer Blechlawine, die sich im Schritttempo von der Fähre wälzte. Etliche Rucksacktouristen hofften darauf, von jemandem mitgenommen zu werden. Bel lächelte ihnen zu und zuckte bedauernd die Achseln. Alle nahmen dieselbe Straße, die entlang dem Südufer des Hood Canal aus Bremerton hinausführt. Halten hätte man höchstens auf der Garagenzufahrt irgendwelcher wildfremder Leute können, also zeigte uns Clancy Nathans Haus lediglich im Vorbeifahren. Es hatte eine niedrige Hecke zur Straße hin, einen großen, penibel gemähten Rasen und war selbst niedrig und schuhkartonförmig, fast eher wie ein Architekturmodell als ein richtiges Haus, so perfekt wirkte es insgesamt. Dahinter konnten wir den »Kanal« sehen - in Wirklichkeit ein sehr langer, fjordartig schmaler Einschnitt in das Land, der die Form eines auf dem Kopf stehenden J hat. Wir folgten lange dem Ufer des Hood Canal und bogen dann nach Westen in Richtung Port Angeles ab.

»Nach dem, was ich gehört und heute auch gesehen habe, dürfte zunächst das Wichtigste sein, einen Zeltplatz zu finden.«

Er hatte recht. Fairholm war der dem Hauptquartier der Disciples am nächsten gelegene Campingplatz, aber als wir dort schließlich eintrafen, war er schon voll belegt. Wir machten kehrt und versuchten unser Glück in der Lake Crescent Lodge, aber auch da bekamen wir nichts mehr. Also fuhren wir nordwärts in Richtung Küste, wo wir endlich, am Lyre River, eine Anlage mit noch ein paar freien Zeltplätzen fanden. Wir waren jetzt knapp einen Kilometer von der Juan-de-

Fuca-Straße entfernt, der Meerenge, die die Halbinsel vom kanadischen Vancouver Island trennt. Die Luft war unglaublich - klar und sauber. Man hatte das Gefühl, dass sie noch niemand geatmet hatte.

Clancy hatte uns erzählt, dass es im pazifischen Nordwesten eine starke Opposition gegen das Abholzen der Wälder gab. Viele Holzfäller verloren ihre Jobs, zahlreiche Holzfällerstädte machten pleite. Unternehmen hatten beantragt, in den Nationalforst gehen und umgestürzte Bäume »wegräumen« zu dürfen, aber das wurde ihnen nicht erlaubt. Andere Wälder wiederum durften sie nicht anrühren, weil darin eine geschützte Eulenart lebte. Der Holzindustrie stand allmählich das Wasser bis zum Hals.

»Was dem einen recht ist...«, sagte ich.

An der Einfahrt zum Campingplatz stand ein Karton voller leerer Briefumschläge. Wir steckten unsere Gebühr in einen davon und den in den dafür vorgesehenen Einwurf. Dann legten wir unsere Quittung in einen kleinen verglasten Kasten, der neben unserem kleinen Zeltplatz auf einem Pfahl stand.

»Ist das nicht gemütlich?«, fragte ich. Bel machte ein zweifelndes Gesicht. Sie hatte in letzter Zeit in zu vielen richtigen Betten geschlafen, um sich auf eine Nacht unter den Sternen freuen zu können. Von dort bis zum Hauptquartier der Disciples waren es noch gut zwanzig Kilometer, also beeilten wir uns, unsere Zelte aufzuschlagen. Oder besser gesagt, Clancy und ich schlügen die Zelte auf, während Bel am Fluss entlangspazierte und mit anderen Campern ein paar Worte wechselte. Als wir mit unserem Lager fertig waren, stiegen wir wieder ins Auto und fuhren los. Wie wir bald feststellten, befanden wir uns auf der falschen Seite des Lake Crescent. Es gab keine Straße, die ganz um den See herumführte. Die Hauptstraße verlief am Südufer entlang, und nach Norden zu wurde sie auf der einen Seite zu einer Piste und auf der anderen zu einem bloßen Fußpfad. Wir waren auf der Pfadseite, was bedeutete, dass wir mit dem Auto nur dann in die Nähe

der Disciples hätten gelangen können, wenn wir ganz um den See herumgefahren wären, um uns dann von Westen her, über die unbefestigte Straße, an sie heranzupirschen. Wir fuhren an Piedmont vorbei dorthin, wo der Pfad begann, und stiegen aus, um nachzudenken. Von hier aus war es vermutlich ein Marsch von knapp fünf Kilometern. Andersherum um den See zu fahren hätte uns wahrscheinlich anderthalb Kilometer Fußweg erspart.

»Also«, sagte ich, »bei dem, was diese Ausrüstung gekostet hat, sollten wir sie vielleicht auch benutzen.«

Also staffierten wir uns wie Wanderer aus; Clancy schulterte den einzigen Rucksack, den wir brauchen würden, und ich schloss den Wagen ab.

»Sie haben keine Bleipuste dabei?«, erkundigte er sich.

»Sie haben zu viele schlechte Gangsterfilme gesehen.«

»Haben Sie eine dabei oder nicht?«

»Nein.«

»Gut.«

Wir waren vielleicht einen Kilometer gelaufen, als Bel plötzlich stehen blieb. Ich fragte, was los sei. Sie ließ den Blick langsam in die Runde schweifen.

»Das«, sagte sie, »ist der schönste Ort, an dem ich je gewesen bin. Hör doch mal: nichts. Schau: keine Menschenseele weit und breit.«

Kaum hatte sie das gesagt, erschienen drei Spaziergänger. Als sie an uns vorbeigingen, nickten sie uns einen Gruß zu. Aber für Bel hatte sich durch diese Begegnung nichts geändert. Ihr Gesichtsausdruck erinnerte mich an bekiffte Mädchen, die ich in meiner Jugend auf Partys getroffen hatte. Sie war ein verzücktes Lächeln.

»Das liegt an der sauberen Luft«, erklärte Clancy. »Wenn der Organismus nicht daran gewöhnt ist, können einem die Sinne die seltsamsten Streiche spielen.«

Wir gingen weiter. Clancy hatte die Karte aufgeschlagen.

»In ein paar Kilometern kommt die Picknickanlage ›North Shore‹«, sagte er, »aber wir werden die Hütten schon vorher sehen. Die liegen zwischen diesem Pfad und dem, der auf den Pyramid Mountain führt.«

Die Hütten tauchten noch eher als erwartet auf. Die Anlage erinnerte ein wenig an die Siedlung bei Oban, war aber weit unauffälliger in die Umgebung integriert. Keinerlei Schilder, Zäune oder Schranken - lediglich die Existenz der Hütten, dort, wo keine hätten sein dürfen, bildete so etwas wie eine Barriere. Ich konnte mir kaum vorstellen, dass die Disciples viele unangemeldete Besuche bekamen.

»Und was machen wir jetzt?«, fragte Bel.

»Wir gehen weiter«, antwortete ich. »Wir sind einfache Wanderer. Bald erreichen wir North Shore. Dann machen wir Picknick und reden. Vorläufig gehen wir nur.«

Aber aus dem Augenwinkel beobachtete ich die Hütten, den kleinen Gemüsegarten, das Boot auf seinem Trailer. Es waren keinerlei Lebenszeichen auszumachen, auch keine Autos, Pick-ups oder Vans. Kein Rauch, aber die Hütten hatten auch gar keine Schornsteine - mit Ausnahme des einen, das ich für das ursprüngliche Gebäude hielt und das geringfügig größer als die übrigen war. Stattdessen gab es Sonnenkollektoren auf den Dächern und noch ein paar auf dem Boden. Die Hütten waren von Bäumen und dichten Sträuchern umgeben, die gute Deckung boten; von Haustieren keine Spur. Ich war nicht einmal sicher, ob es überhaupt erlaubt war, Haustiere im Park zu halten.

Auf dem See entdeckten wir Boote. Sie schienen von der Lake Crescent Lodge gekommen zu sein. Ich sah Väter, die sich ungeschickt in die Riemen legten, während Gattinnen das Schauspiel auf Video bannten und die Kinder das Boot mit Absicht noch mehr zum Schaukeln brachten, um Paps zu ärgern. Wir setzten uns auf dem Picknickplatz an einen der Tische und schauten hinaus auf den See.

»Es ist wunderschön«, bemerkte Bel.

»Fast so hübsch wie ein Baseballspiel«, pflichtete Clancy ihr bei. Bel ignorierte ihn.

»Das war's also?«, fragte ich.

»Das war's.«

»Ich hatte mehr erwartet.«

»Zahlenmäßig sind die Disciples kleine Fische, Mike. Ich könnte Ihnen allein in den Staaten ein Dutzend Sekten zeigen, die über mehr Mitglieder verfügen als sie, nicht zuletzt die Verehrer des heiligen Elvis. Sie sind keine *große* Sekte, sondern bloß reich und geradezu krankhaft geheimniskrämerisch.«

Bel wandte ihren Blick vom Panorama ab. Sie war schon gestochen worden und sprühte sich mehr von dem Mücken-spray auf die nackten Arme. Ich hatte mir bei Archie eine dunkelblaue Baseballkappe gekauft und war jetzt froh darüber. Die Sonne knallte mit der Intensität eines Infrarotgrills auf uns herunter. Clancy öffnete die Kühlertasche und verteilte Bier.

»Jetzt gehen wir also hin, klopfen bei ihnen an«, sagte Bel, »und fragen sie, was sie sich, zum Teufel, dabei gedacht haben, meinen Vater zu ermorden?«

»Vielleicht nicht sofort«, bremste ich sie.

»Aber ich dachte, das sei der ganze Zweck der Übung!«

»Der Zweck der Übung ist, keine unnötigen Risiken einzugehen. Sam, haben Sie je davon gehört, dass jemand die Sekte verlassen hätte?«

Er schüttelte den Kopf und schlürfte den Schaum aus seiner Dose. »Das war die erste Richtung, in die ich recherchiert habe. Und wenn Sie wirklich Reporter gewesen wären, wäre das auch so ziemlich die erste Frage, die Sie mir gestellt hätten. Ich habe alles unternommen, um einen Aussteiger zu finden, der mir Insider-Infos liefern könnte, aber Fehlanzeige.«

»Und haben Sie je mit irgendwelchen *aktiven* Mitgliedern gesprochen?«

»Oh, durchaus, oft. Ich hab immer wieder versucht, mit ihnen ein Gespräch anzufangen, wenn sie nach Port Angeles kamen, um Vorräte zu besorgen. Ich muss allerdings gestehen, dass das immer recht einseitige Gespräche waren. Selbst Hamlet hat keine so langen Monologe gehalten wie ich. Mehr als zwei, drei Worte hab ich nie aus ihnen rausgekriegt.«

Bel kümmerte sich inzwischen um unser Essen. Es gab Schinken, Cracker, kalte Würstchen und Kartoffelchips.

»Bel«, sagte ich, »wie steht's mit deinem schauspielerischen Können?«

»Ich glaube, als Polizistin war ich ganz gut.«

»Würdest du dir auch zutrauen, eine sehr dumme Frau zu spielen?«

Sie zuckte die Achseln. »Wäre eine interessante Herausforderung. Was für eine dumme Frau schwebt dir denn so vor?«

»Eine, die hier Urlaub macht und allein losspaziert ist. Sie entdeckt diese Hütten und glaubt, die seien ein Restaurant oder was in der Art, vielleicht eine Forsthüterstation oder eine Ansammlung von Andenkengläden.«

Clancy starrte mich an. »Sie sind verrückt.«

Bel riss eine Tüte Kartoffelchips auf. »Willst du damit sagen, Mike, dass ich da allein hingehen soll?«

»Genau das will ich damit sagen.«

»Warum?«

»Ich könnte mir denken, dass sie nicht so leicht Argwohn schöpfen würden, wenn du allein wärst.«

»Ja, aber wozu soll ich überhaupt da hin?«

»Auskundschaften. Ich möchte, dass du dich da möglichst genau umsiehst und dir alles einprägst. Gibt es Schlösser an Türen und Fenstern? Gibt es, soweit feststellbar, eine Alarmanlage oder sonstige Sicherheitsvorkehrungen? Irgendwelche Dachfenster, Schlupflöcher, Schwachstellen?«

»Du planst, denen einen nächtlichen Besuch abzustatten?«

Ich lächelte und nickte. Mein Vorschlag brachte sie nicht im Mindesten aus der Fassung. Sie knabberte lediglich ein paar Chips und überlegte.

»Ich werde mir also diese Hütten von innen ansehen müssen«, sagte sie endlich.

Ich schüttelte den Kopf. »Nur die eine, das Haupthaus. Das ist das Einzige, was mich interessiert.«

»Sie sind beide verrückt«, meinte Clancy und umklammerte seine Bierdose mit beiden Händen.

Bel vertilgte den Rest ihrer Chips, stand auf und wischte sich die Hände an den Hosenbeinen ab. »Ich muss mal für kleine Mädchen«, sagte sie. »Wir sehen uns dann am Auto.«

»Wir warten auf dich.«

Ich sah ihr nach. Ich hatte Max versprochen, sie nicht in Gefahr zu bringen. Ich hatte dieses Versprechen schon weiß wie oft gebrochen.

»Sie hat Mumm«, gab Clancy zu.

Ich nickte, sagte aber nichts. Bis zum Ende unserer frugalen Mahlzeit bekam Clancy kein Wort mehr aus mir heraus.

Auf dem Rückweg gingen wir ganz langsam, nickten allen zu, die uns überholtan oder uns entgegenkamen. Wieder drehten wir uns nicht nach den Hütten um, als wir im Abstand von hundert Metern an ihnen vorbeimarschierten. Sie standen auf einem ziemlich steilen Hang. Hänge und Nachtwanderungen sind keine so gute Kombination. Aber auf dem Uferweg zu bleiben würde das Risiko, entdeckt zu werden, beträchtlich erhöhen. Während des restlichen Wegs zum Parkplatz ging mir viel durch den Kopf. Wir setzten uns ins Auto und warteten. Clancy schaltete das Radio ein und suchte einen Sender. Ich stieg wieder aus und vertrat mir ein bisschen die Beine.

Es verging mehr als eine Stunde, bevor Bel wieder auftauchte. Sie kam eilig auf uns zu, und ich deutete ihre geröteten Wangen als Zeichen dafür, dass sie Erfolg gehabt hatte. Als sie grinsend den Daumen hochreckte, umarmte ich sie.

Dann stiegen wir in den Golf. Auf dem Weg zurück zum Campingplatz erzählte sie uns ihre Geschichte.

Nicht dass es *so* furchtbar viel zu erzählen gegeben hätte. Sie hatte als Erstes eine junge Frau getroffen, die, wie sich herausstellte, ein paar Jahre in England studierte. Also hatte sie sich bei Bel erkundigt, wie es denn heutzutage in England so aussähe, und anschließend hatte Bel gefragt, ob sie mal bei ihr aufs Klo dürfe; danach wollte sie von der Frau wissen, was dieser Ort nun eigentlich sei. Woraufhin diese ihr die Geschichte erzählte und sie sogar kurz herumführte. Da sie und die Frau so aussahen, als wären sie Freundinnen, hatte sich anfangs niemand weiter um sie gekümmert. Dann allerdings tauchte ein Mann auf und fragte, wer sie sei; anschließend wurde die Atmosphäre entschieden kühler. Sie war noch auf eine Tasse von der Frau aufgebrühten Kräutertee geblieben, dann aber vom Mann ebenso höflich wie bestimmt hinauskomplimentiert worden.

Von innen hatte sie die alte Hütte nicht gesehen, lediglich von außen. Aber es gab keine Alarmanlage, und an keinem der Fenster waren mehr als die allerprimitivsten Riegel angebracht. Es folgte noch mehr, und am Ende ihres Berichts hätte ich sie am liebsten noch einmal umarmt. Wir feierten das Ganze mit einem warmen Abendessen: Würstchen und Bohnen, die wir mit schwarzem Kaffee hinunterspülten. Clancy hatte Kaffeefilter und richtigen gemahlenen Bohnenkaffee mitgebracht. Er roch wunderbar und schmeckte gut. Mittlerweile umschwirrten uns die Mücken in Regimentsstärke und versuchten, an unserem Mahl teilzuhaben.

»Ach, noch was«, sagte Bel. »In ein paar Tagen wird Pro-vost höchstpersönlich im Hauptquartier erwartet.«

»Wirklich?« Mein Blick wanderte zu Clancy. »Bedeutet das was?« Er zuckte die Achseln. »Kommt in letzter Zeit zwar eher selten vor, aber es kommt vor.«

»Das heißtt, dass sein Haus in Seattle dann leer sein wird«, dachte ich laut nach.

»Ja, klar, so leer wie Fort Knox.«

Ich lächelte. »Ich verstehet, was Sie meinen.«

Später deutete Clancy an, er könne mit Bel doch nach Port Angeles fahren und sehen, was das Nachtleben zu bieten habe. Sie könnten mich zuerst absetzen und dann auf dem Rückweg wieder einsammeln. Aber Bel verzog das Gesicht. Sie wollte nur noch mit einer Taschenlampe, einem weiteren Bier und ihrem neuesten schundigen Taschenbuch in ihren Schlafsack kriechen. Es freute mich, dass sie keine Lust hatte, mit Clancy auszugehen. Ich blieb noch eine Weile mit ihm draußen sitzen. Er fragte, ob er mich nach Piedmont fahren solle, aber ich schüttelte den Kopf.

»Die Sache ziehe ich allein durch.«

Als es richtig dunkel wurde, war ich bereit.

23

Ich fuhr zurück nach Piedmont und parkte ein Stückchen vom Anfang des Pfads entfernt. Ich trug eine tarnfarbene Jacke, eine dunkelgrüne Kampfhose, dazu Wanderstiefel. Ich hatte das Nachtsichtgerät dabei. Sollte mich jemand aufhalten, würde meine Ausrede lauten, dass ich nachtaktive Tiere beobachten wolle.

Das Tragen von Schusswaffen war im Park verboten, aber ich hatte die 559, voll geladen, ebenfalls dabei. Ich vermutete, dass die Disciples, Verbote hin oder her, über ein ganzes Waffenarsenal verfügten.

Ein halber Mond erschien ab und zu zwischen den langsam vorüberziehenden Wolken. Aber die Wolkendecke war so locker, dass auch sonst ein diffuses Leuchten hindurchdrang. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, stellte ich fest, dass ich ganz gut vorankam.

Ich war in so was wenig geübt, auch wenn ich meine Ziele vorher immer gründlich observiert hatte. In der Siedlung herrschte Stille. Bel hatte weder Radios gehört noch Fernsehantennen gesehen. Offenbar gingen die Liebesjünger mit den Hühnern schlafen und standen auch mit ihnen wieder auf. Vielleicht waren sie aber auch gerade damit beschäftigt, unter ihren folkloristischen Quilts Liebe zu machen.

Das alte, ursprüngliche Holzhaus und die neu dazugebauten Hütten standen einander Front an Front gegenüber, so dass ich wie auf dem Präsentierteller gewesen wäre, wenn ich durch die Vordertür hätte einsteigen wollen. Ich spähte hinten und an den Seiten durch die Fenster, konnte aber niemanden entdecken. Die Fenster waren allerdings fest verschlossen, und ich hatte keinerlei Werkzeug dabei. Ich wusste, dass Bel damit leicht fertiggeworden wäre, aber sie *dieser* Gefahr auszu-setzen kam nicht infrage. Außerdem hätte man in dieser Stille das Geräusch einer eingeschlagenen Fensterscheibe so weit wie ein Nebelhorn gehört. Also ging ich eben doch zur Vorderseite des Hauses. Dann bemerkte ich die Stablampe. Als Erstes sah ich den Strahl, mit dem jemand den Boden ab-leuchtete. Jemand war aus einer der anderen Hütten getreten. Ich durfte mich nicht bewegen, weil man mich sonst gehört hätte, also blieb ich stocksteif stehen, das Gesicht abgewandt, und hoffte, vor dem Hintergrund der Hütte unsichtbar zu sein. Ich hielt den Atem an und wartete.

Jemand räusperte sich. Dann hörte ich Wasser auf den Bo-den plätschern. Er war zum Urinieren herausgekommen. Stimmt, ich hatte dort, wo er jetzt stand, einen Komposthau-fen gesehen; er pinkelte darauf. Ich hörte, wie mir das Blut in den Ohren rauschte und das Herz in der Brust hämmerte. Dann drehte sich der Mann um und ging wieder zurück. Ich hörte, wie sich eine Tür schloss, obwohl ich zuvor nicht mitbekommen hatte, wie sie geöffnet wurde.

Ich huschte zur Tür der alten Hütte und drehte den Knauf herum. Sie war nicht abgeschlossen. Ich schlüpfte hinein und

schloss lautlos die Tür. Meine Stablampe wollte ich nicht einschalten. Das wäre zu auffällig gewesen. Jeder, der zum Komposthaufen ging, hätte den Widerschein auf den Fensterscheiben bemerkt.

Soweit ich feststellen konnte, befand ich mich in einer Art Büro. Vor mir befanden sich zwei Schreibtische und ein weiterer Tisch, auf dem allerlei Bürogerät stand. Ich konnte die Umrisse von Computern und Karteikästen ausmachen, etwas, das wie ein Fotokopierer aussah, und mehrere große Aktenschränke. Ich ging zu dem ersten Schrank und zog an einer Schublade. Auch sie war nicht abgeschlossen. Jetzt brauchte ich wirklich etwas Licht, also holte ich mein Taschentuch heraus und wickelte es um den Kopf der Lampe. Als ich sie jetzt einschaltete, gab sie nur einen matten Schimmer ab, der mir gerade eben reichte, um Geschriebenes entziffern zu können. Ich fing an, mich durch den ersten Aktenschrank zu arbeiten.

Trotz der nächtlichen Kühle waren mein Rücken und meine Stirn mit Schweiß bedeckt. Die dritte Schublade war voll von Informationen über die Sektenmitglieder. Ich schlug Nathan und Alisha nach. Alisha war der Gruppe Anfang 86 beigetreten, nachdem sie von Raleigh, North Carolina, in den Westen gekommen war. Nathan war etwas später im selben Jahr dazugestoßen. Seine Akte enthielt nur wenige Details über sein Leben vor den Disciples, was ich auffällig fand. Von Alisha wusste ich, wann und wo sie geboren war, welche Highschool sie besucht und was für Fächer sie auf dem College belegt hatte. Nach der Lektüre von Nathans Akte, wusste ich eigentlich nur, dass Nathan sein Vorname war.

Mit Nachnamen hieß er Kline.

Das konnte kein Zufall sein. Ich steckte die Akte an ihren Platz zurück und schloss den Schrank. Ich sah in ein paar anderen Schubladen nach, aber es kam nicht viel dabei heraus. Über die Finanzen der Sekte war jedenfalls, außer den Abrechnungen der täglichen Ausgaben, nichts zu finden. Finan-

zieren konnte Provost den Betrieb eigentlich nur, wenn er in seinem Haus auf Queen Anne Hill einen Berg von Dollarnoten hortete. Ich fand auch keine Hinweise auf eine Mordverschwörung; andererseits war auch nicht zu erwarten gewesen, dass man derlei Unterlagen dort aufbewahrte. Nathans Haus am Hood Canal kam da als Versteck schon weit mehr in Betracht, und ich konnte es plötzlich kaum erwarten, zurückzufahren und mich dort gründlicher umzuschauen.

Doch ich hatte zuvor noch anderes zu tun. An das vordere Büro schloss sich ein enger Korridor an, von dem mehrere Türen abgingen. Vermutlich weitere Büros. Ich versuchte es an einer Tür, öffnete sie und warf einen Blick hinein. Ja, wenn an den vorderen Schreibtischen irgendwelche Untergebenen arbeiteten, gehörten diese zwei Büros höchstwahrscheinlich Nathan und Alisha. Eines davon konnte sogar Provosts Arbeitszimmer sein. In keinem war etwas zu sehen, was Rückschlüsse auf die Identität des jeweiligen Besitzers gestattet hätte, und die Schreibtischschubladen und Aktenschränke waren abgeschlossen. Das sprach nicht gerade für großes Vertrauen. Und *das* wiederum verriet mir einiges über die Disciples. Oberflächlich betrachtet völlig harmlos und offen - siehe die nicht abgeschlossene Haustür -, dann stieß man aber auf Geheimnisse, die hinter Schloss und Riegel gehalten werden mussten. Ich entschied mich dagegen, eines der Schlösser aufzubrechen. Die Jünger sollten nicht erfahren, wie dicht ich ihnen auf den Fersen war.

Wieder im Flur, bemerkte ich zum ersten Mal eine Treppe. Sie lag am hinteren Ende des Flurs und führte hinauf ins Dachgeschoss. An dieses Dachgeschoss hatte ich gar nicht gedacht. Es wies keine Fenster auf, weshalb ich auch nicht angenommen hatte, dass es irgendwie benutzt werde. Dennoch gab es eine Treppe hinauf.

Ich war drei Stufen emporgestiegen, als ich den Mann auf dem oberen Absatz stehen sah.

»Wer, zum Teufel, sind Sie?«, fragte er.

Aber ich war schon losgespritzt. Er rannte die Treppe hinunter, aber nicht schnell genug. Ich war schon aus dem Haus und rannte weiter. Ich glaubte nicht, dass er mir folgen würde, aber er tat's doch. Er musste Schuhe tragen, sonst hätte er sich auf dem Waldboden die Fußsohlen binnen weniger Sekunden zerfetzt.

Mir fiel nichts Besseres ein, als zu fliehen, aber natürlich kannte mein Verfolger den Wald weit besser als ich. Er hatte nicht um Unterstützung gerufen, also ging es Mann gegen Mann. Hinzu kam, dass ich eine Pistole und ein Messer besaß. Als er plötzlich vor mir auftauchte, fühlte ich mich also etwas selbstsicherer. Ich griff nach dem Messer, aber er stieß mir eine Faust ins Gesicht und einen Fuß gegen das Bein. Ich wusste, dass er nach der Kniescheibe gezielt hatte, was mir verriet, dass er im Nahkampf ausgebildet war. Aber er traf zu hoch, betäubte zwar meinen Oberschenkel, schaffte es aber nicht, mich bewegungsunfähig zu machen. Er war schnell, gar keine Frage. Aber jetzt hatte ich die Pistole in der Hand. Er schnappte danach: Seine Hand schoss aus der Dunkelheit hervor und verdrehte mir das Handgelenk, bis es fast brach. Ich ließ die Pistole fallen und griff mit der Linken nach dem Messer. Dadurch hatte er aber alle Zeit der Welt, einen weiteren Fausthieb und Tritt zu landen. Der Fausthieb erwischte mich an der Schläfe, und aus der Dunkelheit wurde plötzlich ein buntes Farbenspektrum von Blautönen. Der Tritt war einer von der Kung-Fu-Sorte und verfehlte mein Herz nur knapp. Seine Wucht reichte immerhin aus, um mich rückwärts zwischen die Bäume zu katapultieren. Gott allein weiß, wie ich es schaffte, das Gleichgewicht zu halten. Mir war klar, dass ich endlich das verfluchte Messer ziehen musste.

Der Mond trat hinter den Wolken hervor und beleuchtete seinen nackten Oberkörper. Er war über und über voller Schrammen und Kratzer, aber das schien ihn nicht im Mindesten zu behindern. Mit gebleckten Zähnen warf er sich, die Arme nach vorn ausgestreckt, auf mich. Er wusste alles über

Nahkampf, wusste, dass ich mit dem Messer nichts würde anfangen können, wenn er mich erst mal um Arme und Oberkörper gepackt hielte.

Ich warf mich zur Seite und fiel zu Boden. Er stieß einen Grunzlaut aus, als er haarscharf an mir vorbeistürmte. Ich hörte ein knirschendes Geräusch und rappelte mich so schnell wie möglich wieder hoch. Ein liegendes Ziel hätte er mit Sicherheit nicht verfehlt. Aber als ich ihn ansah, stand er stocksteif, mit hängenden Armen da. Dann erkannte ich auch, warum. Ein spitzer abgestorbener Ast ragte aus seinem Rücken. Er hatte sich an einer Schierlingstanne aufgespießt.

»Gedankt sei dem Himmel«, sagte ich. Dann schaltete ich die Stablampe ein, fand meine Pistole wieder und steckte sie mir in den Hosenbund. Ich spielte kurz mit dem Gedanken, die Leiche zu verscharrn, wusste aber, dass es schwierig gewesen wäre. Wenn ich ihn so daließ, würde immerhin so ziemlich jeder Coroner auf einen bizarren Unfall tippen. Nach Mord sah das jedenfalls nicht aus. Ich leuchtete ihm ins Gesicht und sah sofort die Ähnlichkeit mit seinem Bruder.

»Hallo, Nathan«, sagte ich.

Während der Rückfahrt zum Campingplatz zitterte ich am ganzen Leib. Noch nie war ich dem Tod so nah gewesen, noch nie hatte ich so viel frisches Blut aus nächster Nähe zu Gesicht bekommen. Ich hatte natürlich Max gesehen, aber sein Körper war schon kalt gewesen. Nathan Klines Bild würde mir noch vor Augen schweben, lange nachdem die meiner Opfer verblasst wären. Weder Alkohol noch sonst etwas würden jemals Nathans starres Gesicht aus meinem Gedächtnis tilgen können.

Clancy und Bel hatten auf meine Rückkehr gewartet und waren noch wach. Als sie mich erblickten, wussten sie, dass einiges ganz schön schiefgelaufen war. Eine Seite meines Gesichts sah geschwollen aus und nahm schon hübsche Regenbogenfarben an. Ich hatte Schmerzen im Brustkorb und

hinkte noch immer von dem Tritt gegen meinen Oberschenkel. Meine Haare waren schweißnass und meine Sachen von Erde verdreckt.

»Ich muss ins Krankenhaus«, sagte ich.

»In Port Angeles könnte es eins geben.«

»Das hier ist ein besonderer Fall«, sagte ich.

»Michael ist Bluter«, erklärte Bel.

»Dann müssen wir schon nach Seattle oder Tacoma«, meinte Clancy.

Also packten wir alles zusammen, beziehungsweise *sie* packten, während ich im Auto sitzen blieb. Ein paar Camper beschwerten sich über den Lärm, bis Bel erklärte, es sei ein Notfall und wir müssten jemanden ins Krankenhaus bringen. Ich hatte gehofft, sie würde nicht darüber reden. Jetzt hatten wir einen Schwarm Camper am Hals, die aus ihren Zelten gekrochen kamen und mich wie ein Zootier angafften. Ich hielt den Kopf gebeugt, damit sie die Blutergüsse nicht sahen. Ich wusste, dass die meisten Camper schon weg sein würden, bevor man Nathans Leiche fand. Aber die Polizei konnte sie überall im Park ausfindig machen und sie wegen heute Nacht befragen. Und jetzt würden sie von einem Mann berichten können, der sein Gesicht vor ihnen versteckt hielt, von einem Notfall und der plötzlichen Notwendigkeit, mitten in der Nacht die Zelte abzubrechen.

Die Dinge, dachte ich, hatten eine sehr üble Wendung genommen.

Wir fuhren endlich los, und Bel entschuldigte sich.

»Ich hab einfach nicht nachgedacht«, sagte sie.

»Schon okay.«

Clancy saß am Steuer. Seines Wissens gab es so spät keine Fähren mehr, also fuhren wir auf der 101 Richtung Süden und dann auf der I-5 wieder hinauf nach Tacoma und weiter nach Seattle. Nicht weit von unserem Hotel gab es ein Krankenhaus. Dort mussten wir den üblichen amerikanischen Papierkrieg über uns ergehen lassen, tausend Fragen beantworten,

Haftungsausschluss- und Verzichtserklärungen unterschreiben, und natürlich wollten die Leute wissen, wie sie bezahlt werden würden, bevor ein Arzt mich auch nur eines Blickes würdigte. Er war kein Spezialist für Hämophilie, und was ihn zunächst nur interessierte, war, was eigentlich passiert sei.

»Eine Schlägerei vor einer Bar«, erklärte ich ihm.

»Schlägereien sind für Leute wie Sie absolut tabu.«

»Genau das habe ich dem Typen, der mich verprügelt hat, auch gesagt.«

Zu guter Letzt ließ er mich, wenn auch wenig überzeugt, ziehen, forderte mich aber auf, am nächsten Morgen wiederzukommen und mich von einem Spezialisten untersuchen zu lassen. Ich zahlte in bar am Empfangsschalter, und Clancy fuhr uns ins Hotel.

Der Nachtpoertier sagte nichts, als Bel den Zimmerschlüssel verlangte. Vielleicht war es nicht das erste Mal, dass bei ihnen weit nach Mitternacht abgerissen aussehende Gäste in Wanderkluft auftauchten.

Wir öffneten die Flasche Tequila, die Bel besorgt hatte, und ich machte mir aus ein paar Eiswürfeln und einem Handtuch einen kalten Umschlag für meine Blutergüsse.

»Ich kapier's immer noch nicht«, begann Clancy. »Sie sagen, sein Name ist Nathan *Kline*?«

»So stand's in seiner Akte.«

»Glauben Sie, er ist irgendwie mit unserem Kline verwandt?«

»Er sah ihm ziemlich ähnlich.«

Er schüttelte den Kopf. »O Gott«, sagte er.

»Und was immer er sein mochte, unter einem ›Jünger der Liebe‹ stelle ich mir etwas anderes vor. Er war im waffenlosen Kampf so gut wie ich mit Gewehren. Ich kann von Glück reden, dass wir im Dunkeln kämpften. Bei Tageslicht hätte er mich umgebracht.«

»Was war er also dann?«

»Exarmy, was in der Richtung. Vielleicht CIA oder NSC.
Ich weiß lediglich, was er *ist*, nämlich tot.«

Bel starre mich an, also erwiderte ich den Blick.

»Ich fühl mich ganz und gar nicht toll dabei, Bel, aber diesmal war's eindeutig ein Fall von er oder ich. Und *ich* habe ihn nicht getötet, das hat ein Ast getan. Und er hätte *mich* getötet.«

»Ich weiß«, sagte sie leise. »Ich bin froh, dass er tot ist.« Dann widmete sie sich wieder ihrem Drink.

Clancy fuhr nicht nach Hause. Er schlief in einem Sessel, während Bel und ich die Betten nahmen. Wir redeten noch eine ganze Weile, und als uns endlich die Augen zufielen, ging schon die Sonne auf. Ich schlief wahrscheinlich eine Stunde, vielleicht ein bisschen länger. Dann suchte ich das Bad auf, schloss die Tür und schaltete das Licht ein. Ich sah aus, als hätte ich einen Zusammenstoß mit einem Sattelzug gehabt. Meine Brust und mein Oberschenkel schillerten in Purpur- und Schwarzblautönen. Ein Auge war halb geschlossen. Die ganze Wange tat weh, wenn ich sie anfasste, aber zumindest waren meine Zähne noch vollzählig.

Ich nahm nicht an, dass ich sterben würde. Bluter sterben heutzutage eher selten - solange sie ein paar grundsätzliche Dinge beachten. Aber ich würde trotzdem wieder ins Krankenhaus fahren und mich richtig durchchecken lassen.

Ich ging hinunter in die Lobby und hinaus in die Frische eines neuen Tages. Nur in meinem Kopf herrschte noch tiefe Nacht, und ich befand mich mitten im Wald und wurde von einem durchgeknallten Dschungelkämpfer auseinandergenommen. Ich bemühte mich, beim Gehen nicht zu hinken. Ich hatte saubere Sachen angezogen. Es waren ein paar Frühaufsteher unterwegs, die zur Arbeit fuhren oder durch die Straßen schlurften und den herumliegenden Müll durchwühlten. Ich schlenderte zur Wasserfront, um ein bisschen nachzudenken.

Ich war mir sicher, dass Nathan Klines Bruder gewesen war, was die Disciples in eine sehr enge Beziehung zum NSC brachte. Aber eine Frage ließ mir keine Ruhe: Kannte bei den Disciples überhaupt jemand Nathans wahre Identität? Und zweitens, was war so wichtig, dass Nathan, um sie zu schützen, fast acht Jahre lang undercover operiert hatte? Mittlerweile konnten sie seine Leiche entdeckt haben. Sie würden vielleicht die Polizei benachrichtigen. Wenn sie es *nicht* taten, dann wäre das ein starkes Indiz dafür gewesen, dass die ganze Sekte in der Sache mit drin hing. Gewissheit, so viel war klar, würde ich mir nur dadurch verschaffen können, dass ich wieder auf die Halbinsel fuhr.

Außerdem wollte ich Nathans Haus am Hood Canal genauer in Augenschein nehmen. Und wenn ich es tun wollte, dann würde es möglichst bald geschehen müssen - bevor Kline vom allzu verdächtigen Ableben seines Bruders erfuh.

»Prächtiger Tag heute«, sagte eine Frau zu mir, während sie einen Supermarkt-Einkaufswagen über die Bahngleise schob. Ein Güterzug war gerade vorbeigekrochen und hatte die paar Autos aufgehalten. Er war mit Holz beladen gewesen, Aber-tausenden von Planken aus Kanada auf dem Weg nach Süden. Wir hatten beide zugesehen, wie er nicht enden wollend an uns vorübergerollt war.

»Prächtiger Tag heute«, wiederholte sie und winkte mir zu, während sie sich entfernte.

Wir frühstückten auswärts: riesige Blaubeermuffins und dazu starken Kaffee. Ich teilte Clancy und Bel mit, dass ich wieder auf die Halbinsel wolle.

»Sie sind völlig übergeschnappt«, meinte Clancy.

Wir hatten uns die Frühnachrichten im Radio angehört, aber es war nichts über Nathans Tod gekommen. Und auch in Clancys Redaktion waren keine Meldungen über irgendwelche »Vorkommnisse« im Park eingegangen.

»Zuerst«, sagte Bel, »gehst du wieder ins Krankenhaus. Ich will nicht, dass du mir zusammenklappst, Michael.«

»Und außerdem müssen wir das Auto wechseln«, fügte Clancy hinzu. Er hatte recht. Es würde erheblich sicherer sein, mit einem neuen Auto auf die Halbinsel zu fahren. Die Camper hatten mich in einem VW Golf gesehen, und zwischen dem und einem Trans-Am klafften Welten. »Hören Sie«, sagte er, »ich könnte Sie doch beide am Krankenhaus absetzen, den Trans-Am holen und Sie dann anschließend wieder aufsammeln.«

»Klingt vernünftig«, meinte Bel.

Das war also abgemacht. Wir vergewisserten uns telefonisch, dass der Wagen fertig war und ich im Krankenhaus erwartet wurde. Und bevor wir das Hotel verließen, verschaffte ich mir Gewissheit, dass wir nichts im Golf vergessen hatten.

Der Golf machte mir Sorgen. Es brauchte sich bloß ein einziger Camper an die Zulassungsnummer zu erinnern und sie den Bullen zu melden, und die hätten sie per Computer im Handumdrehen zur Reparaturwerkstatt zurückverfolgen können, deren Eigentümer ja Clancy kannte. Und wenn sie erst mal Clancys Namen hatten, wäre alles vorbei gewesen.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich auf mein Glück zu verlassen und zu hoffen, dass keiner sich das Nummernschild gemerkt hatte. Und wenn ich etwas hasste, dann mich auf etwas anderes als mich selbst zu verlassen.

Bel und ich mussten im Krankenhaus eine Weile warten. Sie äußerte sich lobend darüber, wie hell und neu es wirkte, wie gut ausgerüstet es zu sein schien. Sie machte einfach Konversation.

»Wart nur ab, wie viel die einem hinterher abknöpfen«, sagte ich zu ihr, »und dann wunderst du dich nicht mehr.«

Wir gaben das Geld mit vollen Händen aus. Ich mochte nicht darüber nachdenken, wie ich es anstellen sollte, weiteres zu verdienen.

»Ich wünschte, ich wäre dabei gewesen, als du ihn getötet hast«, sagte Bel leise.

»Ich habe ihn nicht getötet«, erinnerte ich sie. »Und Herrgott, warum hättest du dir das ansehen wollen?«

Sie wandte sich zu mir und lächelte kalt.

Ich wurde zum Arzt vorgelassen, und alles schien in Ordnung zu sein. Er bestand auf ein paar Bluttests, da er »auf der sicheren Seite sein« wollte, obwohl ich einwandte, dass ich sowieso in ein paar Tagen nach England zurückfliegen würde.

Anschließend trennte ich mich wieder von einigen Geldscheinen. Die Frau am Schalter wies darauf hin, dass sie noch nicht genau wisse, wie viel alles kostete, da sie die Blutproben zum Testen außer Haus gäben, ich also später noch eine Rechnung dafür bekäme. Ich nannte wieder die falsche Adresse wie in der Nacht zuvor, und verließ das Krankenhaus im Bewusstsein, wenigstens ein paar Dollar gespart zu haben.

Dann warteten wir auf Clancy. Wir warteten lange. Schließlich gaben wir es auf, nahmen uns ein Taxi und fuhren ins Hotel zurück.

Während Bel und ich herumstanden und der Fahrstuhl nicht kam, fiel der Rezeptionistin etwas ein.

»Ach, Mr. West? Haben Ihre Freunde Sie inzwischen erreicht?«

»Bitte?«

»Gestern Abend gab es ein paar Anrufe für Sie. Ich sagte, Sie seien außer Haus.«

»Haben die Anrufer einen Namen genannt?«

»Tut mir leid, Sir, sie sagten lediglich, Sie hätten ihren Anruf erwartet.«

Was ja auch irgendwie stimmte. Ich ging zurück zur Rezeption.

»Wir reisen ab«, sagte ich.

Die Frau sah mich überrascht an. »Ich hoffe, es gibt keine Probleme?«

»Ich muss nach England zurück. Wie Sie sehen können, hatte ich einen Unfall...«

»Tja, ich wollte nichts sagen, aber -«

»Und die Arztkosten sind hier einfach zu hoch. Wir gehen nur eben rauf und packen. Könnten Sie unsere Rechnung fertig machen?«

»Ja, natürlich.«

Der Fahrstuhl war jetzt da. Ich folgte Bel hinein. Sie wartete, bis die Tür sich geschlossen hatte, bevor sie fragte, ob irgendwas nicht stimme.

»Alles«, sagte ich. »Jemand weiß, dass wir hier sind. Es musste ja so kommen, wir können also von Glück sagen, dass wir jetzt vorgewarnt sind.«

Wir packten schnell. Ich legte den Colt Commando fast zuoberst in meine Reisetasche und steckte mir die Pistole in den Hosenbund. Wenn Sie in den Staaten jemanden sehen, dem das Hemd aus der Hose hängt, denken Sie »Schießeisen«.

Ich bezahlte unsere Rechnung, und die Rezeptionistin brachte ihre Hoffnung zum Ausdruck, uns wiederzusehen. Ich hätte an ihrer Stelle nicht darauf gewettet. Ich ging nach draußen und winkte ein Taxi heran. Erst als es vor dem Hoteleingang gehalten hatte, ließ ich Bel herauskommen. Wir verstauten unser Gepäck im Kofferraum und dazu noch eine Einkaufstüte, die Clancy gehörte. Sie enthielt einen Fotoapparat, Filme und einen kleinen Kassettenrekorder.

»Sea Tac?«, fragte der Taxifahrer. Aber ich nannte ihm die Adresse der Autowerkstatt.

Wir fuhren nah am Krankenhaus vorbei und blieben auf der Hauptroute. Aber dann war die Straße gesperrt, und ein Polizist leitete den Verkehr um.

»Da muss ein Unfall passiert sein«, meinte der Fahrer.

»Könnten Sie rechts ranfahren?«, fragte ich ihn. Er tat es. »Warten Sie hier, ich bin gleich zurück.« Ich sagte Bel, sie solle sitzen bleiben. Ich glaube, Sie wusste, was ich befürchtete. Sie biss sich auf die Unterlippe, nickte jedoch.

Ich ging zur Absperrung zurück. Davor hatten sich schon etliche Gaffer versammelt. Ein Auto stand mitten auf der Kreuzung, und allerlei amtlich aussehende Leute gingen geschäftig darum herum. Ein Rettungswagen war ebenfalls vor Ort, aber größtenteils schien es sich bei den Männern um Polizisten zu handeln. Einige von ihnen machten Fotos.

Das verlassene Auto war unser weißer Trans-Am. Die Windschutzscheibe war mit Blut bespritzt. Einer der Gaffer fragte, was da los sei. Ein anderer, der offenbar schon länger da stand, konnte es nicht erwarten, sich als Insider zu outen.

»Eine Schießerei aus einem vorbeifahrenden Auto. Wahrscheinlich Drogendealer, allmählich wird's hier so schlimm wie in L.A. Die haben ihn über die ganze Innenseite des Wagens verspritzt. Sieht aus wie Erdbeeren in einer Küchenmaschine, haben mir die Bullen erzählt.«

»Erdbeeren?«

Ich entfernte mich mit Füßen wie aus Blei. Bel brauchte keine Fragen zu stellen. Ich sagte dem Fahrer, es gebe eine Programmänderung. Wir fuhren die Aurora entlang, bis wir ein billiges Motel fanden, das in rotem Neon versprach, »Zimmer frei« zu haben.

Es erinnerte mich an das erste Motel, in dem wir nach dem Kauf des Trans-Am abgestiegen waren: knallige Farben und Zimmermädchen, die sich nur sporadisch blicken ließen. Ich ging hinaus zur Eismaschine, während Bel die »garantiert keimfreien« Plastikbecher auspackte, die sie im Bad gefunden hatte.

Wir tranken Tequila. Bel leerte ihren zweiten, bevor sie in Tränen aufgelöst aufs Bett fiel. Ich stand am Fenster und spähte durch die Ritzen der Jalousie nach draußen. Ich hatte ausdrücklich ein Zimmer nach hinten raus verlangt, ohne so recht zu wissen, inwieweit wir da sicherer sein würden. Das Fenster bot eine Aussicht auf den müllübersäten Parkplatz und, jenseits davon, auf eine enge Straße mit heruntergekommenen Häusern.

menen Bruchbuden, die kaum die Bezeichnung »Bungalows« verdienten.

»Und was tun wir jetzt?«, fragte sie.

»Dasselbe, was wir sonst auch getan hätten«, erwiderte ich.
»Nur wissen wir jetzt, dass sie uns dicht auf den Fersen sind.
Gefahr erkannt, Gefahr gebannt.«

»Ja, und Morgenstund' hat Gold im Mund. Das sind doch nur blöde Sprüche, Michael!«

»Bel.« Ich ging zum Bett und zog sie hoch, drückte sie fest an mich. Ich strich ihr mit den Händen über das Haar. Ich küsste ihre feuchten Wangen. Ich wusste nicht, wie lange wir in diesem Motel sicher sein würden. Vielleicht ein paar Tage, vielleicht aber auch nicht so lang. Es gab Dutzende, vielleicht Hunderte von Motels an der Aurora. Aber ich war mir sicher, dass Kline und seine Männer jedes Einzelne davon überprüfen würden. Je schneller wir uns an die Arbeit machten, desto besser.

»Bleib hier«, sagte ich. »Schalt die Glotze an. Die haben hier HBO.«

»Ich will kein HBO! Ich will, dass das alles hier ein Ende hat!«

»Es geht aufs Ende zu, Bel, glaub's mir.« Das Problem war nur, dass ich mir nicht zutraute, das Skript für das große Finale zu schreiben.

Ich tat etwas, das nicht viele auf der Aurora tun. Ich machte mich zu Fuß auf den Weg. In Sachen Bürgersteige hatte die Avenue nicht gerade viel zu bieten, und die Autofahrer sahen mich an, als wäre ich ein überfahrener Kojote. Weit brauchte ich allerdings nicht zu laufen. Wir waren nicht ganz zufällig in diesem bestimmten Motel gelandet. Ganz in der Nähe gab es fast ein halbes Dutzend Gebrauchtwagenmärkte. Ich spazierte in den ersten und sah mich um. Die hatten hier schon ein paar schicke Sachen auf Lager, blank polierte Exemplare aus den Fünfzigern und frühen Sechzigern, ganz Chrom, Heckflossen und Leder. Aber ich wollte etwas weit Schlichte-

res. Vor allen Dingen wollte ich Washingtoner Nummernschilder. Wir mussten mit der Umgebung verschmelzen.

»Hi, kann ich Ihnen behilflich sein?«

Er war genau das, was man erwarten durfte: geschmacklose Klamotten mit dicker Zigarre. Er stellte beim Gehen die Füße nach außen und hatte die Figur eines Rugbyballs: ganz Bauch und nach oben und unten spitz zulaufend. Ich erkundigte mich nach ein paar der Autos und sagte, ich würde vielleicht wiederkommen. Ich sagte ihm auch, dass ich bar bezahlen würde.

Die Ware des nächsten Händlers, bei dem ich mein Glück versuchte, wäre bestenfalls für Crashcar-Rennen zu gebrauchen gewesen. Nicht *einverkehrstaugliches* Auto darunter. Allerdings verfügte der Laden über einen guten Mechaniker. Er hatte ein paar Tricks abgezogen, dank denen die Karren gut aussahen und klangen. Man musste schon zweider dreimal genau hinsehen, um rauszukriegen, wie er es hingebracht hatte. Die Amerikaner haben eine erotische Beziehung zu ihren Autos, was zur Folge hat, dass es eine Million Produkte auf dem Markt gibt, mit deren Hilfe der Hobbymechaniker seiner Leidenschaft frönen kann. Es ist möglich, irgendwelche Schmiere in seinen Wagen zu kippen, die die Ölwanne vorübergehend abdichtet oder den Motor sauberer klingen lässt oder das Ding davon abhält, wie ein Lungenkrebspatient im Endstadium zu röcheln. Man konnte diese therapeutischen Maßnahmen nicht mal als Symptombehebung bezeichnen - sie waren pure Quacksalberei.

Der nächste Laden hatte ein paar hübsche neuere Modelle zu bieten. Es gab einen Volvo, der einen guten Eindruck auf mich machte, und einen älteren Mercedes. Ein Ford Mustang war eine kostspieligere Option, mit der ich ein paar Minuten lang liebäugelte, aber dann entdeckte ich den VW Camper. Ich wusste, dass er alles andere als perfekt war. Er konnte kein Fahrrad abhängen, schaffte Steigungen nur im Schneekentempo und machte einen Heidenlärm. Zu seinen Gunsten sprach, dass wir aus der Stadt verschwinden und einfach da

drin übernachten konnten. Der Typ wollte viertausend Dollar dafür haben, aber als sich die Schiebetür nur mit viel gutem Zureden öffnen ließ, ging er auf dreieinhalf runter. Ich sah mir den Motor aufmerksam an. Jemand hatte einen Doppelvergaser eingebaut, und das war kein Fachmann gewesen. Ich teilte dem Händler mit, dass ich nichts mit Doppelvergaser haben wollte.

»Verringert die Lebensdauer und den Wiederverkaufswert.«

Ich kehrte dem Vehikel den Rücken und entfernte mich ein paar Schritte, drehte mich dann wieder um und warf noch einmal einen Blick darauf, bereit, es aus meinem Gedächtnis zu streichen.

»Ach, hatte ich erwähnt, dass ich bar zahlen würde?«

Er ging auf drei runter und meinte, da könne er sich ja gleich die Kugel geben.

»Hauptsache, sie sauern mir nicht die Radkappen mit Blut ein«, sagte ich. Das hätte ich besser bleiben lassen sollen: Sofort musste ich an den Trans-Am und den toten Sam Clancy denken.

Wir erledigten den Papierkram, und ich fuhr los. Die Lenkung schlackerte etwas, aber nicht so sehr, dass ernsthaft Grund zur Sorge bestand. Die Blinker funktionierten dafür überhaupt nicht, so dass ich mir nicht viele Freunde machte, als ich die Gegenfahrbahn kreuzen musste, um auf das Motelgelände zu fahren. Ich parkte direkt vor unserem Zimmer. Bel stand in der Tür, hatte die Arme um sich geschlungen und hüpfte auf den Zehenspitzen. Ich nahm nicht an, dass es der Anblick des VW-Busses war, der sie dermaßen in Begeisterung versetzte.

»Er lebt!«, sagte sie. Ich schob sie ins Zimmer und machte die Tür zu.

»Was?«

»Er ist okay, er ist nicht tot! Kam grad in den Nachrichten!«

Ich setzte mich auf das Bett. »Clancy?«, fragte ich. Sie nickte und kämpfte mit den Tränen. Wir saßen beide schweigend vor dem Fernseher und hielten uns bei der Hand. Es dauerte eine Weile, bis die nächsten Nachrichten kamen. Ein Reporter meldete sich aus dem Krankenhaus.

»Das ist dasselbe Krankenhaus, in dem ich war.«

Der Reporter sagte, dass der Insasse des Fahrzeugs, Sam Clancy, ein hiesiger Journalist, der, nachdem nach eigenen Angaben Anschläge auf sein Leben verübt worden wären, untergetaucht war, durch vier oder fünf Schüsse getroffen worden sei: einen in den Kopf, einen in den Hals und wenigstens zwei in die Schulter. Sein Zustand sei stabil, doch habe er das Bewusstsein immer noch nicht wiedererlangt. Polizisten seien sowohl bei ihm im Zimmer als auch, bewaffnet, vor seiner Tür postiert.

»Verdammkt«, sagte ich.

Dann wurde ein ranghoher Polizeibeamter interviewt. Der Journalist fragte ihn nach den früheren Mordversuchen an Sam Clancy, aber der Cop wollte »beim derzeitigen Stand der Ermittlungen« nichts sagen. Dann kamen noch Sams Chefredakteur und einer seiner Kollegen zu Wort. Letzterer konnte der Mann sein, mit dem ich telefoniert hatte. Und schließlich wurden Bilder vom Trans-Am und der Kfz-Werkstatt gezeigt.

»Scheiße.«

Dann hatten die Bullen also mit dem Besitzer gesprochen und von ihm bestimmt erfahren, dass das nicht Sam Clancys Wagen war, nein Sir, er gehörte zwei englischen Freunden des Journalisten... Was die Bullen ins Grübeln bringen würde: Wo waren diese Freunde jetzt? Und wenn die *wirklich* was auf dem Kasten hatten - oder einen Riesendusel -, würden sie Sam und seine Freunde mit dem nächtlichen Verschwinden dreier Leute, darunter eines Verletzten, von einem Campingplatz in der Nähe der Stelle, wo ein Mann gestorben war, in Verbindung bringen.

Bel begriff das natürlich auch, und sie drückte meine Hand nur umso fester.

»Wir müssen hier weg«, sagte sie, »bevor uns das alles um die Ohren fliegt.«

Ich nickte langsam, und sie lächelte mir zu. »Er ist am Leben, Michael. Er ist am Leben.« Wir umarmten uns, dann zog ich sie vom Bett hoch. »Komm schon, die Ferne ruft.«

»Apropos«, sagte sie, »was hast du vorhin eigentlich in dieser Rostlaube gemacht?«

Die Rostlaube beförderte uns wieder nach Bremerton und weiter ins Innere der Olympic-Halbinsel. Die Gänge hatten zwar die Angewohnheit, ohne Vorwarnung rauszuspringen, aber abgesehen davon gab es keine Probleme. Natürlich hatte der Bus weder Klimaanlage noch ein Radio. Aber Bel machte es sich hinten gemütlich, öffnete alle Schränkchen, nahm die Abdeckung der Spüle ab und schien den Kasten am Ende ins Herz geschlossen zu haben.

Es stimmt zwar, dass man an der Straße entlang dem Hood Canal nirgends parken konnte. Das hatten die wahrscheinlich mit Absicht gemacht, damit die Touristen nicht anhielten, um die schicken Häuser anzugaffen. Andererseits waren die Häuser nicht immer von der Auffahrt aus einsehbar - und umgekehrt; also bog ich in eine Auffahrt ein paar Häuser hinter dem von Nathan und auf der gegenüberliegenden Straßenseite und hielt. Damit blockierte ich zwar die Zufahrt, aber die Einzigsten, die sich vermutlich daran stören könnten, waren die Besitzer des Hauses, und die würden mit etwas Glück gar nichts davon merken. Clancy hatte erzählt, dass ein Großteil dieser Häuser nur am Wochenende oder während der Ferien bewohnt war. Ich stieg aus und ging nach hinten, öffnete die Motorklappe des Busses und klemmte sie fest. Sollte jemand fragen, könnten wir uns auf eine Panne berufen. Ich würde behaupten, dass wir auf den Automobilklub warteten.

Wir saßen eine gefühlte halbe Ewigkeit im Bus. Wir hatten nichts mitgenommen, nichts zu essen, zu trinken oder zu lesen. Bel entdeckte im Handschuhfach ein Kartenspiel, von dem allerdings nur noch 33 Karten übrig waren. Sie fand auch sonst noch so manches: einen verdreckten Dollarschein, einen Kopfkissenbezug, den Pfeifaufsatzt eines Wasserkochers, ein noch originalverpacktes Streifchen Wrigley's und eine Fahrradpumpe.

»Wenn wir einen Kofferraum hätten«, sagte sie, »könnten wir einen Kofferraumflohmarkt veranstalten.«

»Hey, sieh dir das mal an.« Sie kam nach vorn und spähte durch die Frontscheibe. Ein Wagen fuhr gerade aus Nathans Auffahrt. Da vorher dort keiner gestanden hatte, musste er in der Garage geparkt haben. Er wirkte elegant, vorne lang und hinten wie abgesägt. Ich tippte auf eine Buick-Limousine. Wir hatten uns während der Fahrt durchs Land zu Autoexperten entwickelt.

»Das ist ein Lincoln«, meinte Bel.

»Ach ja?«

Als die Limousine unsere Auffahrt passierte, erhaschte ich einen Blick auf die Gestalt im Fond. Ich konnte lediglich platinblondes Haar und einen Anzug erkennen, aber das genügte.

»Du willst in das Haus einbrechen?«, fragte Bel.

Ich hatte darüber nachgedacht, schüttelte aber nun den Kopf. »Das Haus ist bloß ein Treffpunkt. Ich glaube nicht, dass wir da irgendetwas finden würden.«

»Dann, was jetzt?«

»Jetzt«, sagte ich, »folgen wir Kline. Los, du fährst.«

»Was?«

»Er kennt dich nicht«, sagte ich. »Jedenfalls hat er dich nicht aus der Nähe gesehen. Wenn wir ihm folgen, dann solltest besser du am Lenkrad sitzen.«

»Er hat mich durchaus gesehen, als ich da bei Oban aus dem Auto gestiegen bin.«

»Viel mehr als deinen Hinterkopf hat er nicht gesehen. Außerdem hattest du da keine Sonnenbrille auf.«

Bel rutschte auf den Fahrersitz. »Inzwischen ist er bestimmt schon fast in Seattle.«

»Macht nichts«, sagte ich. »Ich glaube, ich weiß, wo er hinwill.«

Das Problem war die Fähre - oder hätte es sein können. Aber wir blieben im Bus, hinten im Wohnbereich, und taten so, als würden wir mit unserem unvollständigen Blatt Karten spielen.

»*Snap*«, sagte Bel. Wir starnten meist auf den Tisch für den Fall, dass Kline zufällig vorbeischlendern und einen Blick hereinwerfen sollte. Wir hätten uns keine Sorgen zu machen brauchen. Klines Limousine stand in einer anderen Reihe und ungefähr acht Autos weiter vorn. Er blieb in seinem Wagen sitzen, während sein Fahrer auf eine Zigarette ausstieg. Ich sah den Fahrer nur ganz kurz, erkannte ihn aber als denselben, der Kline an dem Tag in Oban chauffiert hatte.

Wir folgten ihnen von der Fähre runter, verloren sie aber auf den steilen Straßen in der Nähe des Seattle Center aus den Augen. Das machte nichts. Ich dirigierte Bel zum Queen Anne Hill und dann zu den Villen auf den Querstraßen der Beigelow Avenue. Die zweite, in die wir einbogen, war die richtige.

»Wie ist die Handbremse?«, fragte Bel, als sie an den Bordstein fuhr.

»Ich hab sie bislang noch nicht gebraucht«, antwortete ich.

Jeremiah Provosts Haus verfügte über eine eigene Tiefgarage, zu der von der Straße aus eine Rampe hinunterführte. Auf der parkte Klines Wagen, die Nase fast am geschlossenen Garagentor. Bel hatte den Bus ein Stückchen weiter den Hang hinuntergefahren, was gescheit war. Wir konnten uns nicht leisten aufzufallen; es war noch immer heller Tag. Ein Risiko beschloss ich aber trotzdem einzugehen.

»Bleib hier«, sagte ich.

»Ich hör nie was anderes von dir.«

»Aber diesmal meine ich es ernst.« Ich kletterte aus dem Bus, steckte die Hände in die Taschen und pfiff vor mich hin, wie ein ganz normaler Typ auf dem Heimweg nach der Arbeit. Ich stieg wieder den Hügel hinauf und kam an Klines Wagen vorbei. Bel hatte recht gehabt, es war ein Lincoln. Wahrscheinlich würde mir die Zulassungsnummer nichts nützen, dachte ich, aber ich prägte sie mir trotzdem ein. Ich erreichte den Plattenweg, der zur Rückseite des Hauses führte, und ließ meinen Blick die Straße entlangwandern. Aber es war niemand da, der hätte verfolgen können, wie ich kopfüber im Gebüsch verschwand und auf allen vieren um das Haus herumzukriechen begann. Clancy hatte was von Bewegungsmeldern gesagt, aber es war noch heller Tag. Ich hoffte, dass die Anlage nur nach Einbruch der Dunkelheit funktionierte.

Ich vernahm Stimmen und verlangsamte dementsprechend das Tempo meines Anschleichens. Erst hörte ich Klines Stimme, dann die eines anderen Mannes. Zu meinem Erstaunen schienen sie sich direkt vor Provosts Haustür zu unterhalten, besser gesagt, halb zu streiten. Ich bekam nur einzelne Bruchstücke mit. Kline sprach leise, die wütende Stimme war die andere.

»Ich hab Ihnen doch gesagt, Sie sollen nicht herkommen! Sie hören wohl nie zu, was?« Das war die andere Stimme.

Dann steckte ich mit der Nase in einem dornigen Strauch und sah über einen briefmarkengroßen Rasen hinweg auf die offene Haustür. In der Tür stand ein Mann und sah auf Kline und dessen Fahrer hinunter. Der Fahrer hielt die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Kline hatte die Hände in den Taschen und hielt den Kopf gebeugt. Er setzte zu einer Rede an, von der ich nichts verstand. Hoch an der Hauswand, über den drei Männern, hing ein Scheinwerfer. Er war auf mich gerichtet - und er war an. Ich musste einen Infrarotsensor aktiviert haben. Ich betete darum, dass sie nicht nach oben schauen und ihn bemerken würden. Aber ich konnte sowieso nichts machen.

Also konzentrierte ich mich stattdessen auf Jeremiah Provost.

Es war das erste Mal, dass ich ihn leibhaftig vor mir sah, und er war, auf eine besondere, irre Art, beeindruckend. Seit den jüngsten Pressefotos schien er zugenommen zu haben. Sein Bart war länger und grauer, sein krauses Haar stand ihm wirr vom Kopf ab, als stünde es unter Strom. Er hatte Jeans, ein T-Shirt und eine alte Strickjacke an. Um den Hals trug er eine Kette aus dicken runden Holzperlen, die er, während er sprach, immer wieder berührte. Seine Haltung machte deutlich, dass er nicht die Absicht hatte, Kline über seine Türschwelle treten zu lassen.

Das war das Erstaunlichste an der ganzen Situation.

Als Kline seine Rede beendet hatte, blickte Provost forschend gen Himmel. »Hören Sie«, sagte er mit einem kultivierten Südstaatenakzent, »gehen Sie mir einfach nicht auf den Sack, okay? Ist das zu viel verlangt?«

Mehr Unverständliches vonseiten Klines.

»Ich weiß, dass er tot ist«, bellte Provost. Er meinte Nathan. Von Nathans tragischem Ende hatte keine Nachrichtensendung etwas berichtet. Kline und seine Männer hatten zweifellos die Sache vertuscht. Provost war noch nicht fertig. »Bislang«, fuhr er fort, »wissen wir nur eins: dass er tot ist. Was labern Sie da?«

Ich hätte fast einen Pfiff ausgestoßen: Provost wusste nichts von der Beziehung zwischen Kline und Nathan. Einen Augenblick lang verspürte ich sogar etwas wie Mitleid mit dem Agenten, der gerade einen Bruder verloren hatte. Dann lächelte ich in mich hinein.

Der Scheinwerfer an der Hauswand war nach wie vor an. Ich fragte mich, auf wie viel Minuten der Timer eingestellt sein mochte, und dankte Gott dafür, dass kein akustischer Alarmgeber daran angeschlossen war. Eine Kamera gab es zwar, aber sie war auf den Plattenweg, direkt vor dem Haus-

eingang gerichtet. Kline scharre mit den Füßen. Er sprach noch ein paar Worte und wandte sich dann ab.

»Klar«, sagte Provost, »und vergessen Sie nicht, ihren Scheißgorilla mitzunehmen.« Ich bemerkte, wie der Gorilla hinter seinem Rücken die Fäuste ballte. Mann, hätte der Provost gern eine reingehauen! Stattdessen begnügte er sich mit einem heimlichen Stinkefinger.

Ich wartete, bis sie gegangen waren und Provost seine Tür geschlossen und verriegelt hatte, und robbte dann weiter um das Haus bis zu der Stelle, wo die Büsche direkt am Rand des Swimmingpools endeten. »Swimmingpool« hörte sich vielleicht etwas hochtrabend an -, es war eher eine Kingsizebadewanne. Die Fenstertür stand offen. Dahinter lag ein großer, weißer, offener Wohnbereich, in dessen Mitte eine pummelige Frau stand. Sie strich Provost gerade übers Haar und küsste ihn auf den Hals, flüsterte ihm irgendetwas zu. Ich kniff vor dem grellen Schein der untergehenden Sonne die Augen zusammen und hörte, wie auf der anderen Seite des Hauses Klines Wagen auf die Straße zurücksetzte und wegfuhr. Die Frau hatte langes, stumpfes Haar und trug einen weiten Kaftan, den der Luftzug aufblähte. Ich schätzte, dass es sich um Alisha handelte. Sie trat von Provost zurück, der sich - ein Mann, auf dessen Schultern die Last der ganzen Welt ruhte - mit den Händen über das Gesicht fuhr. Er fing an, mit den Armen herumzufuchteln, zu schreien, schien am Rand der Raserei oder des Irrsinns zu sein.

»Was hast du auf dem Herzen, Jerry?«, sagte ich zu mir und hoffte, er würde irgendeine Antwort laut hinausschreien.

Stattdessen zog die Frau den Kaftan über den Kopf und ließ ihn auf den Boden fallen. Darunter war sie nackt - kein schlechter Schachzug. Provost hörte auf, sich aufzuregen, und starrte sie an. Und es gab da schon einiges anzustarren -, nicht zuletzt ein Paar überirdisch großer Brüste. Er ging auf sie zu. Sie nahm seinen Kopf undbettete ihn an ihre Brust. Jetzt, wo sie leise auf ihn einredete und ihm beruhigend übers Haar

strich, wirkte er wie ein Kind. Als er sich gerade lang genug von ihr löste, um sich ebenfalls seiner Kleider zu entledigen, zog ich mich durch das Strauchwerk zurück und lief zurück zur Straße.

Meine Knie und Ellbogen waren schwarz von Erde, und wenn ich noch mein grün und blau angelaufenes Gesicht hinzurechnete, war klar, das keiner, der mich sah, lange zögern würde, die Bullen zu rufen. Also trabte ich zum Bus zurück und stieg schleunigst ein.

»Ich hab sie wegfahren sehen«, teilte mir Bel mit. »Als du nicht sofort zurückkamst, hab ich gedacht -«

Ich stoppte ihre Panik mit einem Kuss. Und siehe da, es funktionierte, genauso wie es das bei Provost getan hatte.

Ich erzählte ihr, was ich herausgefunden hatte, aber sie konnte damit nicht viel anfangen.

»Alles scheint immer nur verworren zu werden.«

Da hatte sie nicht unrecht. Nach einem Suchen fanden wir endlich eine Straße, die zur Aurora hinunterführte, und tauchten in den Feierabendverkehr ein. Als wir einen Drive-in-Hamburgerladen entdeckten, hielten wir dort zum Abendessen an. Die Hamburger waren riesig und köstlich. Dann ließ Bel die Bombe platzen.

»Ich möchte Sam besuchen.«

24

New York, New York. Hoffer war wieder in seinem Element.

Er liebte es rundum und ganz und gar, von Brooklyn und Queens bis rüber zu downtown Manhattan. Er gehörte hierher, wie all die anderen Macher und Dreher, Trickser, Asphaltcowboys und Bescheißer. Er verstand New York, er kannte seine Regeln, wusste, wann er seine Karten ausspielen musste und welche. Andere Städte, andere Länder: scheiß drauf.

Er stand draußen vor der Splatter-Galerie und verspürte ein solches Hochgefühl, dass er um ein Haar tatsächlich die Treppe zu seinem Büro hinaufgestiefelt wäre. Dann kam er aber wieder zur Besinnung, ging in den Diner gegenüber und rief seine Sekretärin an.

»Moira Baby, ich bin hier unten, falls jemand was von mir will.«

»Klar. Constantine ist hier.«

»Schicken Sie ihn in fünf Minuten runter.«

»Okay. Haben Sie mir ein Andenken mitgebracht?«

»Häh?«

»Ein Souvenir«, beharrte sie. »Ich wollte doch was mit den Royals.« Sie hatte einen nörgeligen Ton drauf.

»Jetzt ist's aber gut, ja?«, sagte Hoffer und legte auf. Keine der Kellnerinnen kam ihm bekannt vor. Die, die ihn bediente, erklärte, es sei Ferienzeit, und alle, die diese Woche bedienten, seien Aushilfskräfte.

»Und helfen Sie auch *den Gästen* aus, Schätzchen?«, fragte Hoffer. Sie unterbrach ihr Kaugummikauen und fixierte ihn. Man hätte ihren Blick kaum als »interessiert« bezeichnen können. »Nur Kaffee«, fertigte Hoffer sie ab.

Er sah auf seine Uhr. Fünf Minuten für einen schnellen Kaffee. Länger hatte er nicht vor hierzubleiben - nicht in Constantines Gesellschaft. Der Arschficker hatte ständig Hunger und schien nie über genug Geld zu verfügen, um ihn auf eigene Kosten zu stillen.

Constantine war einer von Hoffers drei Mitarbeitern und gerade aus Boston zurückgekommen. Hoffer wollte hören, was er rausgekriegt hatte. Einstweilen trank er seinen Kaffee und starre aus dem Fenster. Auf der Straße lärmten Taxis und Besoffene und ein paar Gestalten, die Touristen sein konnten. Jemand, der wie ein potenzieller Käufer wirkte, spazierte sogar in die Splatter-Galerie hinein. Musste eine absolute Premiere sein. Dann sah er Constantine aus dem Gebäude kommen. Der Typ war jung, Mitte zwanzig und immer todchick

angezogen. Hoffer vermutete, dass er noch in einem Zweitjob arbeitete. Mit dem, was Hoffer ihm zahlte, hätte er sich ums Verrecken nicht all die Klamotten kaufen können. Trotz seines Alters war Constantine ein cleverer Bursche. Auf der Straße aufgewachsen, oder jedenfalls nicht weit davon entfernt, konnte er gut mit Worten umgehen. Gewöhnlich brachte er die Leute zum Reden.

Hoffer erwartete ihn an der Tür des Diners. Er legte ihm einen Arm um die Schulter und lotste ihn vom Diner weg.

»Laufen wir ein Stück, ein bisschen frische Luft schnappen.«

»Ich wollte eigentlich ein Stück Käsekuchen essen«, maulte Constantine.

»Klar, Junge, später. Erst erzählen Sie mir von Boston.«

Was gab's da schon groß zu erzählen? Mit der Information ausgerüstet, dass der D-Man und die Harrison dort gelandet waren, hatte Constantine lediglich deren Hotel ausfindig gemacht.

»Sie sind bloß eine Nacht geblieben«, berichtete er seinem Arbeitgeber. »Vom Hotelpersonal hat sie kaum einer zu Gesicht gekriegt. Haben durchgepennt, schätz ich mal.«

Hoffer hörte nur halb zu. Durch seinen Freund beim FBI und Walkins' verschiedene Kontakte hatte er einiges über Don Kline erfahren. In den letzten knapp vierundzwanzig Stunden hatte ihn Kline irgendwie mehr beschäftigt als der D-Man. Schließlich war der D-Man nie so unhöflich gewesen, ihn beim Frühstück zu stören.

Kline war ein ehemaliger NSC-Mann. Kein Mensch schien zu wissen, warum er den Dienst quittiert hatte; jedenfalls verriet es keiner. Das nervte Hoffer, denn so konnte er nur darüber spekulieren, in wessen Sold Kline stand. Irgendjemand musste ihn ja bezahlen. Dieser Trip nach Großbritannien hatte mit Sicherheit ein hübsches Sümmchen gekostet, und seine Männer musste er auch noch durchfüttern. Ja, allmählich bereitete ihm Kline wirklich mehr Kopfzerbrechen als der D-

Man. Vielleicht befürchtete Hoffer ja nur, Kline könnte den D-Man noch vor ihm schnappen. Vielleicht steckte aber auch mehr dahinter ...

»Was war das eben?«, fragte Hoffer plötzlich.

»Das Schwesterhotel«, wiederholte Constantine. »Dort wollten sie von Boston aus hin. Da haben sie von ihrem Hotel aus was gebucht.«

»Schwesterhotel wo?«

»Hier«, sagte Constantine und breitete die Arme aus. »Das habe ich Ihnen doch gerade gesagt. Hier in Manhattan.«

»Wo in Manhattan?«

»Ecke 42nd und 7th Street.«

Hoffer winkte schon ein Taxi heran.

Das Hotel war eine typische Touristenabsteige, stillos, aber hinlänglich sauber. Sie hatten unter dem Namen Weston eingekiekt, und wieder waren sie bloß die eine Nacht geblieben. Hoffer reichte dem Mann an der Rezeption den vereinbarten Zwanziger. »Haben Sie eine Ahnung, womit die sich ihre Zeit vertrieben haben?«

»Sir«, sagte der Rezeptionist, während er das Geld einsteckte, »um ehrlich zu sein, erinnere ich mich überhaupt nicht an die Herrschaften.«

»Tun Sie nicht, nein?« Der Mann schüttelte den Kopf.

»Tja, dann danke für Ihre Zeit. Bei Ihrem Stundenhonorar wäre ich ja bei einer Nutte noch billiger davongekommen.« Hoffer drehte sich um und starre Constantine ins Gesicht. »Das passt mir nicht«, sagte er.

»Was?«

»Die Tatsache, dass der D-Man *hier* war. Kacke, das ist *meine* Stadt!« Dann rammte er die Hände in die Taschen und stampfte aus dem Hotel, wobei er zwei ältere Touristen fast umgerempelt hätte. Constantine folgte ihm nach draußen. Hoffer drehte sich so abrupt um, dass sie um ein Haar zusammengestoßen wären.

»Okay«, sagte er, »checken Sie Flüge, Züge, Busse, Autoverleihfirmen. Lassen Sie nichts aus. Namen, auf die Sie achten sollen: Weston, West und Wesley, Vornamen Mark oder Michael. Und vergessen Sie nicht, dass er in weiblicher Begleitung ist.« Hoffer drehte sich wieder um und starnte auf den vorüberströmenden Verkehr. Ohne etwas zu sehen.

»Was hatte er hier zu suchen?«, fragte er. »Wozu ist er hergekommen? Er musste sich wahrscheinlich mit jemandem treffen - oder vielleicht hatte er hier irgendwo was gebunkert.«

»Sie glauben nicht, dass er noch hier ist, Chef?«

»Was bin ich, irgend so'n französische Küchenschwuchtel? Nennen Sie mich *nie wieder* ›Chef‹, kapiert?«

»Klar.« Constantine schluckte. Er hatte seinen Boss noch niemals so erlebt. Streng genommen hatte er seinen Boss so gut wie nie *irgendwie* erlebt. Aber der Typ zahlte, immer pünktlich und immer den geschuldeten Betrag, und das musste man respektieren. Geld: Das war, abgesehen von den Giants, seiner Mutter und dem Casting Director, der seinerzeit auf die glorreiche Idee gekommen war, Cary Grant und Katherine Hepburn gemeinsam vor die Kamera zu bringen, praktisch das Einzige, was Constantine respektierte.

»Also, worauf warten Sie noch?«, sagte Hoffer. »Auf ein Trinkgeld?«

Dann kehrte er Constantine den Rücken und ließ ihn stehen. Constantine sah ihm nach. Sein Herz bot genügend Raum für einen Moment des Mitleids. Er wäre nicht gern Leo Hoffer gewesen, nicht für hunderttausend Dollar (was seiner Schätzung nach Hoffers Jahreseinkommen darstellte). In Hoffers aufgeblähtem Körper konnten nicht mehr viele Lebensjahre schlummern, vielleicht noch zehn, allerhöchstens. Typen von seiner Tonnage lebten nie lange; in der Hinsicht waren sie wie Dinosaurier - beides zum Aussterben bestimmte Arten.

Zuletzt wurde Constantines Aufmerksamkeit von einem Hamburgerladen auf der anderen Seite der Kreuzung abge-

lenkt. Er kramte eine Handvoll Kleingeld aus der Tasche und begann zu zählen.

An dem Abend ging Hoffer unter die heimische Dusche und wünschte anschließend, er hätte es nicht getan.

Seine Ohren hatten sich noch immer nicht vom Flug erholt, und er bekam in eines davon etwas Wasser und Seife, was die Sache sogar noch schlimmer machte. Es war ein Gefühl, als bewegte sich da drinnen das Ohrenschmalz, als wäre es lebendig und knisterte. Vielleicht machte das Zeug eine Evolution oder Mutation oder sonst was durch. Er stocherte mit einem Streichholz darin herum, doch das tat weh, also ließ er es bleiben. Vielleicht war es ja auch eine Infektion oder so. Er nahm ein paar Schmerztabletten, ließ sich dann aufs Sofa plumpsen und sah sich um.

An der Wohnung war nicht viel dran. Keinerlei Persönlichkeit oder was in der Richtung. Das war der Ort, an dem er schlief, ab und an fickte, sich gelegentlich, wenn er grad Lust dazu hatte, etwas zu essen kochte. Er hatte keine Hobbys, und er würde den Teufel tun und seine Zeit damit verplempern, die Bude zu streichen oder zu tapezieren. Freunde nahm er da nie mit hin, weil er keine Freunde hatte. Es gab ein paar Jungs, mit denen er sich vielleicht mal ein Spiel ansah oder zum Pokern traf, aber das passierte immer woanders, nie hier. Das waren Männer, die er noch von der Truppe her kannte. Aber genau genommen verbrachte er neuerdings mehr Zeit mit alten Gangstern als mit alten Bullen. Ein Zeichen dafür, was aus seinem Leben geworden war.

Er konnte sich nicht erinnern, wann er zuletzt eine Frau mit hergebracht hatte. Warum sollte er auch? Das waren immer One-Night-Stands, die Frau gewöhnlich betrunken und er in aller Regel auch. Hoffer hatte genug, worauf er sein Selbstmitleid verschwenden konnte. Er hätte die ganze Nacht dassitzen und innerlich wie ein Kleinkind flennen können oder auch runter zur nächsten Bar gehen und sich ausnehmen lassen können. Stattdessen holte er die Akte raus, die Joe Draper ihm

überlassen hatte und fragte sich, nicht zum ersten Mal: Was tu ich eigentlich hier, wenn ich schon in Seattle sein könnte? Er wusste, dass der D-Man dorthin fahren würde, vielleicht nicht direkt, aber früher oder später. Was verplemperte er also seine Zeit in New York? Hoffer schätzte, dass er die halbe Antwort wusste: Er wollte, dass der D-Man Gelegenheit hatte, sein Ding durchzuziehen. Denn auch Hoffer wollte wissen, wer den D-Man gelinkt und warum er das getan hatte. Er wollte wissen, wer sonst so scharf auf den D-Man war wie er selbst. Ein Teil von ihm ärgerte sich über die Konkurrenz. Es kam ihm so vor, als versuchte ihm jemand seinen Hund zu klauen.

Aber das war nicht alles. Da gab es noch Kline. Hoffer war sich zwar noch immer nicht klar darüber, welche Rolle Kline in der ganzen Angelegenheit spielte, aber er wusste, dass der Kerl ihn beobachtete. Seit er sich wieder in den Staaten aufhielt, sah er sich ständig nach möglichen Beschattern um, suchte überall nach Wanzen. *Irgendwie* behielt ihn Kline mit Sicherheit im Auge. Und Hoffer wollte keinen übereifrigen Eindruck auf ihn machen. Er würde bald nach Seattle fahren, aber wann, das würde *er* entscheiden. Und wer weiß - bis dahin würden Kline und der D-Man vielleicht aus ihrem jeweiligen Loch gekrochen sein. Dann würde es interessant werden, sogar sehr interessant.

»Ja«, sagte er zu sich und nickte vor sich hin. Dann stand er auf und zog sein Jackett an. Mit einem Mal wollte er zwei Dinge: einen Drink und nicht allein sein.

»Bescheidene Bedürfnisse«, murmelte er, während er die Tür hinter sich abschloss.

25

Es war an der Zeit, Bel ein anderes Aussehen zu verpassen.

Also färbte sie sich die Haare dunkel, und ich schnitt sie ihr anschließend ab. Ihr Haar war schon zuvor kurz gewesen, jetzt sah sie wie ein Igel aus. Das behielt ich natürlich für

mich. Sie war mit ihrer neuen Frisur sehr zufrieden und strich sich ausgelassen mit der Hand über den borstigen Kopf. Mit einer Wimpernbürste färbte sie sich die Brauen. Dann experimentierte sie mit dem Make-up herum, das wir im Supermarkt neben dem Motel erstanden hatten.

Bel stutzte mir die Haare. Sie hatte einmal einen Kurs besucht und konnte das sehr gut. Die von mir ausgesuchte Haartönung war weniger gut, und das Ergebnis sah ziemlich scheckig aus. Die Augenbrauen ließ ich so, wie sie waren.

»Wie sehe ich aus?«, fragte Bel. Die Wahrheit war, dass sie absolut umwerfend aussah, aber eben nicht mehr wie Bel. Ihre Augen waren stark geschminkt, schwarz und unglaublich sexy. Sie hatte sich etwas Rouge auf die Wangen gepinselt, kirschroten Lippenstift aufgetragen und sich mit billigem Modeschmuck behängt; Ohrringen, Armreifen und einer goldfarbenen Halskette.

»Du siehst anders aus.«

»Das ist es ja, was wir wollen.« Sie machte einen Schmollmund. »So, Mikey, und, darf ich jetzt ins Krankenhaus?«

»Aber versuch bloß nicht, mit einem amerikanischen Akzent zu reden, okay?«

»Okey-dokey, Mikey.«

Eigentlich war ihr Akzent ziemlich gut. Wenn's daran was zu beanstanden gab, dann lediglich, dass er so klang wie aus dem Mund einer Schauspielerin statt aus dem eines realen Menschen. Ich vermutete, den hatte sie eher aus TV-Serien und Filmen als während unserer Fahrt gelernt.

Sie schien sich ihrer Sache sicher zu sein, also fuhr ich sie in die Stadt. Ein Teil von mir hoffte, sie würde in Clancys Zimmer hineinspazieren und auf der Stelle festgenommen werden. Ich nahm nicht an, dass sie den Bullen irgendetwas verraten würde, aber wenigstens wäre sie dann hinter Schloss und Riegel und somit aus der Schusslinie. Ich spielte mit dem

Gedanken, die Polizei von einer Telefonzelle aus anzurufen, nur hätte Bel sofort gewusst, wer sie verpfiffen hatte.

Also setzte ich sie vor dem Krankenhaus, in der Nähe des Haupteingangs, ab und fuhr um den Block. Es gab einen Besucherparkplatz, und da ich nirgendwo sonst eine Parklücke fand, fuhr ich schließlich dort hinein. Das Problem war, dass ich von da aus den Krankenhouseingang nicht im Auge behalten konnte, also stieg ich aus und begann, auf und ab zu gehen, so als wartete ich auf jemanden. Ich war nicht allein. Es gab noch ein paar Männer, die das Gleiche taten, und außerdem einen Kaugummi kauenden Taxifahrer, der, den Arm aus dem Fenster gestreckt, mit den Fingern auf das Dach trommelte.

Es war ein warmer, aber nicht schwüler Abend. Es muss ungefähr die gleiche Zeit des Jahres gewesen sein, als ich zum Whalwatching hergekommen war. Ich hatte Glück gehabt und mehrere Schulen von Schwertwalen gesehen, konnte mich jetzt aber nicht mehr erinnern, warum ich den Wunsch verspürt hatte, Wale zu beobachten. Doch ich war froh, es getan zu haben.

»Ich kann Krankenhäuser nicht ab.« Ich drehte mich nach der Stimme um. Es war der Taxifahrer, der gesprochen hatte. Ich schlenderte zu ihm rüber. »Ich meine, ich könnte ja auch drinnen warten, nicht? Aber ich wart lieber im Auto. Drinnen könnte ich vielleicht einen Kaffee kriegen, aber dann ist da überall dieser Geruch. Kennen Sie diesen Geruch?« Er wedelte mit den Händen unter seiner Nase herum. »Diesen verdammten Arztgeruch, von so Zeugs in Flaschen. Den Geruch.«

»Ich weiß, was Sie meinen.«

»Wollen Sie 'ne Zigarette?« Er hielt mir eine hin, und aus welchen Gründen auch immer nahm ich sie an. Er glaubte offenbar, damit sei das Eis gebrochen und er könne aus dem Auto steigen. Sobald er draußen war, gab er mir und sich Feuer. Er hatte das Gesicht eines Exboxers und ein paar ver-

blasste blaue Tätowierungen an den Armen. Er trug ein kurzärmeliges Hemd, in dessen Brusttasche eine Reihe von Stiften steckte. »Haben Sie sich schon mal gefragt, wie viele Leute da drinnen sterben, während Sie draußen warten? Wie viele ihre Innereien auskotzen oder verbluten? Haben Sie sich geprügelt oder was?«

Ich berührte mein Gesicht. »Ja, was in der Art.«

»Herrjesus, womit hat der auf Sie eingeschlagen, mit einer Brechstange?«

»Eigentlich war's nur seine Faust.«

Der Taxifahrer stieß einen Pfiff aus. »Schwergewicht, hm?«

»Superschwer.«

Er rollte seine Schultern, fragte sich wohl, ob *er* mit meinem Gegner besser klargekommen wäre.

»Haben Sie früher mal geboxt?«, fragte ich ihn.

»Schon, ja, ne Zeit lang.«

»Hab ich mir gedacht.«

»Und Sie?«

»Ich bin ein Mann des Friedens.«

»Na, wenn Sie mich fragen, ist jeder ein Mann des Friedens, bis ihm irgendwas richtig auf die Nüsse geht. In meiner Jugend war ich ganz schön aggressiv. Was sollte ich damit anfangen, die Straßen unsicher machen oder in den Ring steigen? Steigst du in den Ring, ist die ganze Aggression gestattet. Ist Show.«

»Hat Spaß gemacht, hm?«

»Prügel zu *beziehen* war weniger lustig.«

Ich hörte ihm nicht mehr zu. Ich beobachtete den Eingang. Ein paar Leute waren gerade aus dem Krankenhaus herausgekommen und standen auf der Vortreppe. Als Ersten erkannte ich Kline. Dann, mit einem Augenblick Verzögerung, Bel.

Kline blickte die Straße entlang. Zuerst dachte ich, er würde nach mir Ausschau halten, aber tatsächlich warteten sie auf ein Auto. Einer seiner Männer, damals bei Oban der Beifahrer

im vorderen Auto, sprach in ein Funkgerät. Bel starre auf den Boden. Kline hielt sie am Arm fest.

»Hey, was nicht in Ordnung?«

Die Zigarette war mir aus dem Mund gefallen. Ich wandte mich vom Taxifahrer ab und ging schnell zum VW-Bus. Ich stieg hinten ein, öffnete einen Schrank und holte den Colt Commando raus. Es war geladen und einsatzbereit. Dann setzte ich mich nach vorn und ließ den Motor an. Der Taxifahrer riss die Augen auf, als ich, eine Hand am Lenkrad, in der anderen das Sturmgewehr, an ihm vorbeifuhr.

Klines Wagen kam gerade an. Sie hatten Bel hinunter auf die Straße geführt. Ich gab Gas, knallte gegen den Bordstein und rumpelte auf den Bürgersteig. Kline und seine Männer machten ein überraschtes, dann ein erschrockenes Gesicht. Als ich einen Feuerstoß abgab, sprangen sie aus dem Weg. Bel brauchte keine Instruktionen. Sie riss die Beifahrertür auf und kletterte in den Wagen.

»Hey, Kline«, brüllte ich. »Wir müssen ein paar Takte miteinander reden!«

Er kauerte hinter dem Wagen. »Fick dich!«

Ich gab einen weiteren Feuerstoß ab, damit sie die Köpfe unten behielten, setzte dann auf die Fahrbahn zurück, haute wieder den ersten Gang rein und bretterte los.

»Unten bleiben!«, schrie ich. Ich feuerte noch einmal in die Luft, aber jetzt war der Anfangsschock verflogen, und sie hatten ihre Pistolen gezogen. Ich spürte, wie Kugeln in die Flanke und das Heck des Busses einschlugen. Aber die Reifen verfehlten sie. Wir bogen scharf rechts in eine andere Straße ein, überfuhren eine rote Ampel und bogen nach links ab. Ich hatte nicht die leiseste Ahnung, wo wir uns befanden, aber ich wusste immerhin, dass wir außer Schussweite waren.

»Wir scheinen mit unseren Fahrzeugen nicht gerade Glück zu haben«, sagte ich. Die Sache gefiel mir nicht; zuallermindest wussten sie jetzt, dass ich bewaffnet war und einen VW-Bus fuhr. Sie konnten sich sogar die Zulassungsnummer ge-

merkt haben: Es waren nur drei Buchstaben und drei Zahlen. Ich schaute immer wieder in den Rückspiegel, und als ich keine Verfolger ausmachen konnte, ging ich ein bisschen vom Gas, bis ich mich orientiert hatte. Bald waren wir wieder auf der 99, Richtung Norden.

»Willst du nicht hören, was passiert ist?«, fragte Bel. Sie zitterte. Ich kurbelte mein Fenster wieder hoch, begriff dann, dass sie nicht wegen der Kälte zitterte.

»Also, was ist passiert?« Ich war mehr als sauer auf sie. Ich war wütend. Ich hatte ihr gesagt, sie solle da nicht hin, ich hatte gewusst, dass das eine blödsinnige Idee war. Trotzdem hatte ich sie nicht daran gehindert. Ich war auf mich selbst wütend.

»Die hielten sich anscheinend im Eingangsbereich auf, aber ich hab sie nicht bemerkt. Ich hab gefragt, wo ich Sam Clancy finden könne, und die Frau am Empfang hat den Korridor entlanggezeigt. Aber ich war noch nicht weit gekommen, da haben die mich geschnappt und von oben bis unten angeguckt, und dann forderte dieser Kline mich auf, irgendwas zu sagen.«

»Da hast du es mit deinem amerikanischen Akzent probiert?«

»Ja. Und da hat mich das Dreckschwein geschlagen. Also hab ich ihn angeschrien und beschimpft, aber er hat nur gelächelt. Dann hat er mir gesagt, er wüsste, wer ich bin, und gefragt, wo du wärst.«

»Wie hat er mich genannt?«

»Weston.«

»Nicht West?«

»Nein, Weston. Oder vielleicht auch West. Ich weiß nicht. Herrgott, ich war halb tot vor Angst, Michael!«

»Hast du sonst noch was gesagt?«

»Ich hab ihm gesagt, ich wüsste, dass er meinen Vater getötet habe, und dafür würde ich *ihn* töten.«

»Na wunderbar, da hast du ihm so ziemlich alles gesagt, was er zu wissen brauchte. Jetzt bleibt ihm nichts mehr anderes übrig, als uns umzubringen.«

Sie biss sich auf die Lippe. »Danke, dass du mich rausgehauen hast.«

Ich rang mir ein Lächeln ab.

Ich fuhr, ohne anzuhalten, am Motel vorbei, bog bei einem Fastfood-Restaurant rechts ab und wartete eine Minute lang am Straßenrand. Niemand folgte uns.

»Morgen müssen wir uns wieder was Neues suchen. Heute Nacht schlafen wir in Schichten. Der andere hält am Fenster Wache. Okay?«

»Okay.«

Dann brachte ich es aber doch nicht übers Herz, sie zu wecken. Es war einzig und allein meine Schuld, dass sie sich hier befand. Welcher Teufel hatte mich eigentlich geritten, sie mit nach London zu nehmen? Andererseits, wenn sie nicht mit mir in London gewesen wäre, dann hätten sie sie wahrscheinlich zusammen mit Max umgebracht. Dieser Gedanke erleichterte mein Gewissen. Ich saß in einem Sessel am Fenster und verließ meinen Posten immer wieder nur kurz, um mir draußen eine eiskalte Cola und Schokoriegel aus dem Automaten zu ziehen. Ich kaute Koffeintabletten, bis mir meine Herzfrequenz Sorgen zu machen begann. Mittlerweile kannte ich jeden Quadratzentimeter des Parkplatzes, jeden Fitzel Müll, der darüber hinweggeweht wurde, auswendig. Vom grellen Licht der Natriumlampen taten mir die Augen weh. Ich hatte das Bedürfnis, sie zu schließen. Dann hielt ich sie eine Sekunde zu lang geschlossen.

Ich schlief ein.

Als ich aufwachte, war es Morgen, und nicht mal früher Morgen.

Durch das Fenster sah ich den Putzwagen des Zimmermädchens. Als sie mich anschauten, schüttelte ich den Kopf, also schob sie den Wagen weiter zum nächsten Zimmer, klopft und ging dann hinein.

Nach meiner Uhr war es Viertel nach zehn. Ich stand vom Sessel auf und reckte mir die Steifheit aus den Schultern. Ich musste dringend unter die Dusche.

»Bel«, sagte ich. »Zeit aufzustehen.«

Sie rollte sich auf den Rücken, stieß einen Seufzer aus und hob dann den Kopf vom Kissen. Wie ich, war sie fast vollständig angezogen.

»Wie spät ist es?«

»Zehn durch. Komm, steh auf. Du darfst als Erste unter die Dusche.« Ich sah ihr nach, wie sie im Bad verschwand. Ich wusste, dass sich unsere Optionen erheblich reduziert hatten. Wir waren nicht mehr die Jäger, sondern die Gejagten. Und was das Schlimmste war - ich hatte nach wie vor keine Ahnung, was da ablief. Jemand fiel mir *schon* ein, der es vermutlich wusste: Jeremiah Provost. Aber Kline würde seine Hand über Provost halten. Kline würde seine Hand über *alles* halten.

Ich hatte noch genügend Kleingeld, um uns zwei Frühstückscokes zu besorgen. Mein Kopf fühlte sich dumpf an und mein Körper, als wäre er mit Bleigewichten behängt. Der Getränkeautomat stand neben der Eismaschine in einer schmalen Gasse, die seitlich entlang dem Motel verlief. Von da führte eine Betontreppe hinauf zu den Zimmern im ersten Stock. Dort hatte ich letzte Nacht eine Zeit lang gesessen und den Verkehrsräuschen gelauscht. Als ich jetzt die zweite Coladose aus dem Automaten holte, hörte ich vorn an der Straße Reifen kreischen. Ich schaute um die Ecke und sah ein Auto vor der Rezeption. Ein Mann war gerade auf der Beifahrerseite ausgestiegen und knöpfte sich das Jackett zu, während er zum Büro ging. Er trug eine Sonnenbrille und blickte sich um. Er kam mir nicht bekannt vor, aber er wirkte nicht wie ein

typischer Motelgast. Er sah nach Bundesbehörde aus. Ich zog mich in die Gasse zurück und flitzte in unsere Zimmer.

»Wir müssen weg!«, rief ich. Bel kam aus dem Bad; sie war angezogen und rubbelte sich die Haare mit einem Handtuch trocken. »Wir müssen weg«, wiederholte ich. Als sie sah, wie ich wahllos Sachen in eine Reisetasche schmiss, verstand sie den Wink, warf das Handtuch weg und fing an zu packen.

»Was ist los?«

»Böse Buben an der Rezeption. Sie könnten sich nach VW-Bussen erkundigen.« Ich holte die Smith & Wesson raus. »Hier«, sagte ich, »nimm das.«

Sie sagte nichts, sie brauchte einen Augenblick, um sich zu entscheiden. Dann riss sie mir die Pistole aus der Hand, überprüfte das Magazin, rammte es wieder hinein und vergewisserte sich, dass die Waffe gesichert war. Ich hatte keine Zeit zu lächeln.

Es heißt ja, Vorsicht sei die Mutter der Porzellankiste, aber wie wir uns verdrückten, erinnerte eher an zwei Elefanten im Porzellanladen. Wir rannten zum Bus und warfen unser Gepäck hinein. Bel hatte die Pistole in der Hand, ich hielt den Colt Commando ohne Mündungsfeuerdämpfer an seinem Tragegriff. Als ich den Commando letzte Nacht benutzt hatte, war der Lärm des Dings ohne Feuerdämpfer ziemlich eindrucksvoll gewesen. Er hatte die Leute sofort in Deckung gescheucht. Also blieb der Dämpfer weg.

Jetzt, wo wir im Bus saßen, zögerte ich einen Augenblick. Was sollten wir tun? Mit einem Lächeln gemächlich am Auto vorbeifahren? Um das Motel herum Verstecken spielen? Oder den Bus stehen lassen und uns zu Fuß auf den Weg machen? Den Bus aufgeben wollte ich jetzt noch nicht. Also blieb nur eins: fahren... fahren und sehen, was passierte. Sicher, ich hätte Bel vorschlagen können, dass wir uns trennten; sie könnte entweder allein weglauen oder sich im Zimmer verstecken. Schließlich war ich es, den sie suchten. Aber natürlich suchten sie auch sie. Sie wusste alles, was ich tat. Außer-

dem wäre sie bestimmt nicht allein zurückgeblieben. Ich sah sie an.

»Erzähl mir von dir.«

»Was?«

»Du hast gesagt, ich soll dich fragen, wenn du es nicht erwarten würdest.«

»Du hast einen Knall, Michael.« Aber sie grinste. Ich begriff, dass sie für dieses Abenteuer eher bereit war als ich. Ich ließ den Motor an.

»Es ist nur so, dass es nett gewesen wäre, dich kennengelernt zu haben, bevor wir sterben.«

»Wir werden schon nicht sterben.« Sie hob die Pistole. »Ich liebe dich, Michael.«

»Ich dich auch. Ich hab dich schon immer geliebt.«

Sie entsicherte die Halbautomatische. »Fahr einfach«, sagte sie.

Ich fuhr.

Aus unserer Parkbucht und um die Ecke des Motels herum fuhr ich ganz langsam; dann gab ich Gas. Ich sah, dass das Auto noch immer dastand. Schlimmer noch, es hatte zurückgesetzt und blockierte dadurch die einzige Ein- und Ausfahrt des Parkplatzes. Ich trat auf die Bremse. Der Beifahrer kam aus dem Büro und sah uns. Er machte den Fahrer auf uns aufmerksam und zog dann ein Walkie-Talkie aus der Tasche. Mit der anderen Hand griff er in eine andere Tasche. Und als der Fahrer aus dem Auto stieg, erkannte ich, dass er eine Maschinenpistole hielt. Ich warf einen kurzen Blick über die Schulter, aber da gab es nichts als Mauern.

»Komm schon, Michael, lass es uns tun.«

»Was tun?«

»Na, was glaubst du wohl?« Sie öffnete ihre Tür und bereitete sich vor auszusteigen. Der Fahrer hatte den Ellbogen auf dem Dach des Autos aufgestützt und zielte. Ich öffnete meine Tür und richtete das Sturmgewehr aus.

Dann sah ich ihn.

Es war ein Pick-up mit einem Bullenschieber vor der Schnauze und einem Suchscheinwerfer auf dem Kabinendach. Ich wusste nicht, wo er herkam, aber ich sah genau, wo er hinwollte. Er rumpelte auf den Bürgersteig und fuhr mit unverminderter Geschwindigkeit weiter. Als er das Dröhnen der Maschine hörte, drehte sich der Fahrer des Autos halb um, sah, was da auf ihn zukam, und stieß sich von seinem Fahrzeug ab, gerade als der Bullenschieber dessen Heck rammte. Die Wucht des Zusammenstoßes riss dem Pick-up die Hinterräder in die Luft, aber das war nichts im Vergleich zu dem, was das Auto veranstaltete: Es machte einen Satz nach vorn und hüpfte dann auf der Stelle, wie ein wildes Pferd, das seinen Reiter abzuwerfen versucht. Die zusammengeschobene Kofferraumhaube war aufgeflogen, die Heckscheibe zu Glasbröseln zerfallen. Fahrer und Beifahrer hatten sich auf den Boden geworfen. Jetzt tauchte aus dem Beifahrerfenster des Pick-ups eine Schrotflinte auf und feuerte zwei Schüsse über die Köpfe der Männer hinweg ab. Das Fenster des Büros ging in Scherben. Dann setzte der Pick-up zurück, die kurze Rampe hinunter und wieder auf die Straße, wo sich prompt ein Stau zu bilden begann.

»Er wartet auf uns!«, schrie Bel. Sie saß jetzt wieder im Bus und knallte ihre Tür zu. Ich fuhr am demolierten Auto vorbei und hielt dabei weiter den Commando aus dem Fenster für den Fall, dass die Männer auf die Idee kamen aufzustehen. Der Pick-up hatte sich schon in Bewegung gesetzt, also folgten wir ihm zur Begleitung eines empörten Hupkonzerts.

»Wer ist das?«, schrie Bel. »Wer ist das im Pick-up?«

Ich grinste übers ganze Gesicht. »Na, was glaubst du wohl, wer das ist? Spike, natürlich.«

26

Der Pick-up schien zu wissen, wo er hinwollte.

Wir folgten ihm in östlicher Richtung bis zur I-5 und dann südwärts durch die Stadt, bis wir auf die I-90 kamen und Seattle hinter uns ließen.

Wir fuhren ostwärts, ins Landesinnere.

»Warum hält er nicht?«, fragte Bel.

»Ich weiß nicht.« Ich hatte ihn ein paarmal angeblinkt, aber keine weitere Reaktion erhalten als ein Winken aus dem Fenster. Wir durchquerten Mercer Island auf derselben Route, die wir auf dem Hinweg nach Seattle genommen hatten. Bald befanden wir uns auf einer breiten Straße, die auf beiden Seiten von Wildnis gesäumt war. Das schien *wirklich* wilder Westen zu sein. Nur wenige Touristen oder Urlauber wagten sich ins Landesinnere. Es war heiß und trocken, und wenn man nicht gerade auf Berge und Bäume stand, wurde in Sachen Landschaft nicht viel geboten. Dass dies Holzfällerland war, ging unmissverständlich aus primitiven selbstgemachten Schildern am Straßenrand hervor, die die Regierung, ausländische Holzimporte, Eulen und Umweltschützer verfluchten. Nicht immer in dieser Reihenfolge.

Bei Snoqualmie fuhren wir von der Interstate runter. Was die Touristen anging, hatte ich mich geirrt. Jede Menge davon waren hier, um sich die Snoqualmie Falls anzusehen. Der Pick-up bog auf den Parkplatz ein, und wir folgten ihm. Die einzige noch freie Parklücke war ein Dutzend Autos vom Pick-up entfernt. Ich riss den Schlüssel förmlich aus dem Zündschloss und sprintete zurück zum Pick-up. In der Fahrerkabine saß niemand. Dann sah ich Spike. Er kauerte vor dem Truck und begutachtete den Schaden an seinem Bullenschieber. Er stand auf und grinste mich mit prachtvollen weißen Zähnen an.

»Du siehst beschissen aus«, sagte ich.

»Ich bin die ganze Nacht durchgefahren; was ist deine Entschuldigung?«

Wir umarmten uns, und diesmal war ich es, der ihn vom Boden hochhob.

»Verdammt, Spike, ich weiß nicht, wo du herkommst, aber du bist ein Engel des Himmels!«

»Mann, du weißt, wo ich herkomme: aus Lubbock, Texas. Und die einzige Sorte Engel, die ich jemals war, ist ein Hell's Angel. Eijeiei!« Er berührte den Bluterguss auf meiner Wange. Dann kam Bel angerannt, und sie kriegte zur Umarmung auch noch einen Kuss.

»Warum hast du nicht früher gehalten?«, fragte sie.

»Ich wollte erst sicher sein, dass diese Halbaffen uns nicht auf den Fersen waren.«

»Machst du Witze? Hast du gesehen, was du aus ihrem Auto gemacht hast?«

»Oh, aber die haben Freunde. Und ihr Leute, ihr scheint Feinde zu haben.«

»Und nicht viele Freunde«, gab ich zu.

»Aber einer hat gereicht.« Und Bel gab Spike ein Küsschen auf die Wange und drückte seinen Arm. Er wurde rot, überspielte das aber dadurch, dass er sich mit seinem roten Halsstuch das Gesicht abwischte. Er hatte dunkle Schatten unter den Augen, fettige Haare und einen Dreitagebart.

»Mann«, sagte er, »ich bin seit Tagen nicht aus diesen Klamotten gekommen!«

»Ja, das riecht man.«

Er boxte mich in die Brust. Es war ein scherhafter Schlag gewesen, aber er traf eine wunde Stelle. Ich verzog das Gesicht und krümmte mich vor Schmerz.

»Jesus, Wild West, das tut mir leid!«

Bel half mir, mich wieder aufzurichten, und erklärte: »Michael hat sich mit einem der Bösen geprügelt.«

»Ich seh schon, ihr habt mir einiges zu erzählen.«

»Haben wir«, sagte ich, sobald ich wieder zu Atem gekommen war. »Und wir hätten außerdem ein paar Fragen an dich.«

Spike zuckte die Achseln. »Dann suchen wir uns eine Bar, was Ruhiges, wo wir relaxen können.« Dann fiel ihm noch

was ein. »Du hast doch wohl nicht meinen Trans-Am gegen diese Nazischeiße eingetauscht, oder? Das Ding sieht ja aus wie ein Sieb!«

Mir fiel auf Anhieb keine Antwort ein. »Besorgen wir uns erst mal ein Bier.«

»Dann mir nach.«

Wie sich herausstellte, kannte sich Spike in Snoqualmie, North Bend und Umgebung ziemlich gut aus.

Er war hier auf die Jagd gegangen, besaß alte Freunde hier und hatte einmal einen Wagen zu Schrott gefahren, woraufhin er anschließend einen Monat lang auf Krücken gehen musste.

»Nette Leute hier«, sagte er, als wir in der Bar saßen, »aber ein paar von denen können gelegentlich schon ein bisschen merkwürdig sein. Ich weiß nicht, Inzucht oder was. Wusstet ihr, dass *Twin Peaks* hier gedreht wurde?« Ich sah ihn verständnislos an, aber Bel machte ein interessiertes Gesicht.

»Also, warum bist du uns hinterhergefahren?«

Spike nahm einen Schluck Rainier. »Kannst du dir doch denken. Ich wusste, dass ihr in Schwierigkeiten steckt, Wild West. Jazz hat mir einiges von dem erzählt, was Bel *ihr* erzählt hatte. Ich hab dem Mädchen gesagt, sie soll noch mal ihren Computer anwerfen und mir dasselbe Zeug ausdrucken, das sie für euch ausgedruckt hatte. Und da wusste ich, warum ihr nach Seattle wolltet, und ich wusste, dass es ernst werden konnte. Mit diesen Sekten ist nicht zu spaßen. Ein Freund von mir ist mal in eine reingeraten und immer noch in Therapie. Und vergiss nicht, es geht bei der ganzen Sache auch um meinen Trans-Am. Also hab ich mir gedacht, ich sollte mich vielleicht besser an euch dranhängen.

Aber eins muss ich gestehen - dass ich heute Vormittag im richtigen Moment da war, hatte nix mit Inspiration oder sonst was zu tun, das war purer Zufall. Ich war heute früh angekommen, und ich fuhr die Aurora rauf und runter auf der Suche nach einem Motel, das mir zusagte. Ich bin zweimal an

deinem vorbeigefahren und hab's nicht mal entfernt in Betracht gezogen. Was ist los, Mann, ist deine Knete in dieser Stadt nix wert oder was?« Er schniefte und lehnte sich zurück. Er hatte einen Fuß über den anderen Oberschenkel geschlagen, was seine zerschrammten Cowboystiefel mit Silberkappe schön zur Geltung brachte. Es war offensichtlich, dass er an seiner Erzählung großen Spaß hatte. »Wie auch immer, ich fahr da also rauf und runter, und da seh ich diesen Schlitten mit Anzugtypen drin. Die sahen nicht entfernt nach Aurora aus, sondern wie Normalos von der allerübelsten Sorte. Die checkten alle Motels der Reihe nach ab, die suchten keine Zimmer, so viel war klar. Die erkundigten sich nach jemandem. Ich bin einem von denen in ein Motel nachgegangen und hab die Beschreibung mitgekriegt, die er gerade dem Mann an der Rezeption gab: Mann und Frau, Engländer, in einem VW. Tja, abgesehen von der Karre, klang das nach euch. Also hab ich aufgehört, nach einem Zimmer zu suchen, und bin nur noch denen nachgefahren. Als ich deine Karre gesehen hab, Mann, da hab ich gewusst, dass ich irgendwas richtig gemacht hatte.«

»Das kannst du laut sagen«, meinte Bel.

»Der Trans-Am ist zusammengeschossen worden«, erklärte ich. »Deswegen fahren wir jetzt den Camper.«

»Was ist dem Schätzchen passiert?«

»Ein gewisser Kline hat es von seinen Männern mit Blei besprühen lassen. Als das passierte, saß ein Journalist, der uns geholfen hatte, am Steuer.«

»Ist er...?«

»Wir nehmen an, dass er durchkommen wird. Er liegt im Krankenhaus.«

»Dann haben diese Arschficker also meine Karre zerschossen, ja?« Spike machte ein entschlossenes Gesicht. Das war der Ausdruck, den er jedes Mal kriegte, sobald er ein Sturmgewehr in der Hand hielt. »Die machen wir platt, Mann.«

»Nicht so hastig«, sagte ich. »Du hast *unsere* Geschichte noch nicht gehört. Wenn du sie erst mal kennst, bist du vielleicht nicht mehr ganz so unternehmungslustig.«

»Dann lassen wir noch ein paar Bier auffahren, und du erzählst mir alles.«

Und wir ließen noch ein paar Bier auffahren.

»Dieser Kline«, sagte Spike, »den muss ich kaltmachen, Mann. Der ist mir noch nie über den Weg gelaufen, der hat nicht die leiseste Ahnung von mir, und trotzdem weiß ich, dass ich ihn kaltmachen muss. Und ich werd erst wieder ruhig schlafen, wenn ich's getan hab.«

Aus ihm sprach nicht nur das Bier; es waren die ganzen Drogen, die er unterwegs geschluckt hatte, Hallowachpillen, Bleifußpillen und Pillen, die ihm helfen sollten, das Ganze auch auf die Reihe zu kriegen. Ich sah ihm an, dass er vielleicht schon in fünf Minuten, spätestens aber in ein paar Stunden sehr unsanft runterkommen würde.

»Ich brauch ein bisschen Schlaf«, sagte ich. »Mein Gehirn spielt nicht mehr mit. Ich war die ganze Nacht wach. Warum fahren wir nicht raus aufs Land, suchen uns was Ruhiges und laden die Batterien wieder ein bisschen auf?«

»Hey«, sagte Spike, »ich weiß auch, wo.«

Er führte uns raus aus Snoqualmie in Richtung North Bend, bog aber dann von der Straße ab in einen Waldweg. Er wirbelte auf der Schotterpiste so viel Staub auf, dass ich befürchtete, gleich würde uns der Motor verrecken, aber der VW tat weiter brav seinen Dienst. Die Piste wurde enger und enger. Anfangs war es noch ein Holzweg gewesen, breit genug für einen Transporter, aber inzwischen kratzten die Äste an beiden Seiten des Busses, und aus dem Schotter wuchs immer dichteres Gras. Das ging fast fünfzehn Kilometer so weiter, bis wir eine Lichtung erreichten. Seit wir die Hauptstraße verlassen hatten, waren wir an keinem einzigen Wegweiser vorbeigekommen und hatten auch keinerlei Hinweis auf men-

schliche Besiedlung gesehen: keine Hochspannungsleitungen, keine Telegrafenmasten, keinen Briefkasten, gar nichts.

Aber hier stand plötzlich ein großes Blockhaus, noch ziemlich neu und von einem Rasen umgeben, hinter dem undurchdringlicher Wald aufragte. Spike hupte ein paarmal, aber es kam niemand heraus. Wir gingen alle zusammen zur Tür. Daran klebte ein Zettel, den Spike vorlas.

»»Lieber Freund, wenn du hierhergefunden hast, dann kennst du uns wahrscheinlich, und ebenso wahrscheinlich wird es dich nicht wundern, dass wir nicht da sind. Wir sind für ein paar Tage in Portland und kommen Donnerstag oder Freitag zurück. Du darfst hier gern campen. Es gibt auch einen Bach, falls du ihn findest. Love & peace, Marnie und Paul.« Freunde von mir«, sagte Spike. An der Hauswand standen Topfpflanzen aufgereiht, und er kickte spielerisch mit der Fußspitze gegen ein paar der Töpfe. »Uralte Freunde.«

»Prima«, sagte ich. »Wir haben Zelte dabei, und im Bus kann man auch gut schlafen.« Er bückte sich, während ich redete, hob die Pflanzen hoch und sah sie an, schnüffelte daran. »Wir haben sogar einen Campingkocher...« Ich verstummte, als er einen kleinen Blumentopf umdrehte und die Pflanze samt Erdballen vorsichtig herauszog und in der flachen Hand hielt. Dort, eingebettet in der Erde und dem dünnen, weißen Wurzelgeflecht, lag ein Hausschlüssel. Spike zwinkerte mir zu.

»Freunde wissen, wo sie den Schlüssel finden.«

Innen war das Haus phantastisch, fast zu hell für meinen Geschmack. Sonnenlicht strömte durch riesige Gaubenfenster herein. Naturbelassenes Holz, wohin man blickte. Die Wände und Möbel bestanden aus Kiefer, und die Decke war mit Nut- und Federbrettern aus dem gleichen Holz verschalt. In der Mitte des großen Wohnzimmers thronte ein Ofen; Türen führten zu Schlafzimmern, Badezimmern und einer Küche.

»Im Bad gibt's einen Whirlpool«, informierte uns Spike. Er ließ sich auf ein weißes Sofa plumpsen. »Mann, *das* nenn ich Leben!«

Ich mochte mich nicht setzen. Ich wollte nichts anfassen, aus Angst, es zu beschmutzen. Als Spike wieder aufstand, war ich erstaunt zu sehen, dass er keine schwarzen Flecken auf dem weißen Stoff hinterlassen hatte.

Bel hatte das Haus mit dem skeptischen Blick einer potenziellen Käuferin inspiziert. Sie hob einen Papierkorb auf und hielt ihn mir hin.

»Die haben ihn *innen* ausgewischt«, sagte sie. Und das stimmte tatsächlich.

»Hey«, sagte Spike, »wenn ihr Müll wollt, dann kommt zu mir nach Hause. Das hier ist ideal für unseren Zweck.«

»Und was *ist* unser Zweck?«, fragte ich.

»Komm mit, und sieh selbst.«

Er führte uns zurück zum Pick-up. Ich sah, dass über der Rückenlehne der Sitzbank eine, allerdings leere, Gewehrhalterung montiert war. Spike öffnete die Tür, so dass wir hineinsehen konnten. Ein schöner Anblick war das nicht. Der Aschenbecher quoll über, und der Fußraum war mit ausgetretenen Zigarettenstummeln sowie Salatblättern und Tomatenachteln für eine ganze Familie übersät. Ich vermutete, dass Spike sich während der ganzen Fahrt von Tankstellenfraß ernährt hatte. Überall lagen leere Getränkedosen, schmutzige Socken und ein verdrecktes T-Shirt, Straßenkarten und Musikassetten herum.

»Nett«, sagte ich, »wir nehmen's.«

Spike lächelte und wischte alles von der Sitzbank herunter.

»Da bloß'n Teppich drüber, und es sieht alles picobello aus.«

Er lächelte noch immer, als er zwei Verriegelungen unter der Sitzbank löste. Dann zog er an der Bank, so dass die eigentliche Sitzfläche nach vorn glitt. Schließlich zog er das ganze Ding heraus und stellte es aufrecht an den Pick-up.

»Schön, schön«, sagte ich.

Unter dem Sitz gab es jede Menge Stauraum. Spike hatte ihn mit einem mörderischen Waffenarsenal gefüllt.

»Ich glaube, ich hab an alles gedacht«, erklärte er.

Bel steckte eine Hand hinein und zog einen Patronengurt heraus. Er war voll von sehr langen Messingpatronen. Sie hielt den Gurt in die Höhe, als wäre er eine Python, die sich ihr um das Handgelenk geschlungen hatte.

»Schwere Artillerie«, sagte ich.

»Die Zeit, Gänseblümchen zu Kränzen zu winden, ist lange vorbei«, meinte Spike und holte etwas heraus, das wie eine Ingram, vielleicht auch eine Cobray aussah. Darunter konnte ich ein paar M16 erkennen. Mir wurde ganz schwummerig bei der Vorstellung, was er da noch alles drin haben mochte.

»Kein Dynamit«, sagte er bedauernd. »Sonst hätte ich es auch nicht riskiert, dieses Arschloch zu rammen. Aber ich hätte da ein bisschen *Plastiksprengstoff*, falls dir danach sein sollte.« Er hielt sein Gesicht dicht vor meines. Es war ein gut aussehendes Gesicht, typisch amerikanisch in seiner Mischung aus Gutgenährtheit und unvermindertem Hunger. Er trug eines seiner ärmellosen schwarzen T-Shirts und dazu schwarze Jeans. »Schießeisenparadies, Wild West, das reine Schießeisenparadies.«

Ich zögerte geschlagene fünf Sekunden lang.

»Packen wir's an.«

Wir verschließen den Rest des Tages. Als ich wieder auftauchte, fand ich Spike in der Küche vor, wie er, lediglich in frischem T-Shirt und Shorts, Zwiebeln hackte. Er hatte im Hauptschlafzimmer eine Hanfpflanze gefunden und ein paar Blätter abgezwickt. Die Düfte, die die Küche erfüllten, stammten nicht bloß von Gewürzkräutern. Er hielt mir das Hackmesser zur Begutachtung hin. Es war ein Kampfmesser mit Gummigriff und einer dicken 23-Zentimeter-Klinge, deren vorderes Drittel eine Sägezähnung aufwies.

»Eins-a-Gemüsemesser, Wild West.«

»Wenn du's sagst...« Ich schaute in den Kühlschrank und holte einen Karton Orangensaft heraus. Inzwischen hatte ich erheblich weniger Probleme mit dem Haus. Der zum Tod Verurteilte legt in der Regel weniger Wert auf die Beschaffenheit seiner Zelle. Ich schüttelte den Karton und führte ihn an die Lippen.

»O Mann, Würmer!«, beschwerte sich Spike. »Gläser sind im Schrank über der Spüle.«

Also nahm ich mir ein Glas und füllte es bis zum Rand mit dem Rest des Saftes. Ich hatte das Glas zur Hälfte ausgetrunken, als Bel hereinkam, angetan mit einem langen Trucker-T-Shirt und, soweit ich sehen konnte, nicht viel mehr. Sie hatte das T-Shirt in einem Tankstellenshop gekauft. Vorne drauf prangte ein Truck, der aus seinem verchromten Kühlergrill Dampfwolken ausstieß wie ein Cartoonstier aus seiner Nase. Den Hintergrund bildete eine Konföderiertenflagge mit der Aufschrift »Kein Weichei!«

Spike bemühte sich, ihr nicht auf die Beine zu starren, als sie vor dem offenen Kühlschrank stand und, vornüber gebeugt, dessen Inhalt inspizierte.

»Kein Saft da?«

»Hier.« Ich reichte ihr mein Glas. »Wir bilden eine Würmerzugewinngemeinschaft«, erklärte ich Spike.

»Schnuckelig«, sagte er, noch immer am Hacken. Dann kippte er die Zwiebel in einen Topf und gab Öl dazu. Bel stellte sich interessiert daneben. »Onkel Spikes Texas-Style-Chili«, verriet er ihr. »Falls ich alle Zutaten finde, heißt das.« Er öffnete eine Dose Tomaten und leerte sie in den Topf, quetschte dann eine halbe Tube Tomatenmark hinein. Schließlich fügte er Chilipulver und ein paar weitere Gewürze hinzu und vollendete das Ganze mit einer Dose abgetropfter Kidneybohnen.

»Fleischernes hab ich nix gefunden, aber was soll's. Wie scharf magst du's?« Er bot Bel einen Löffel von der Soße. Sie fand, sie sei schon scharf genug.

»Weichei«, sagte er zu ihr.

»Spike, warum füllst du nicht einfach einen Teil davon für mich in einen anderen Topf um? Dann könnt ihr Jungs noch so viel Feuer dazuschütten, wie ihr lustig seid. Ich sitz einfach dabei und schau zu, wie ihr zwei Machos euch den Mund verbrennt.« Sie klopfte ihm auf den Rücken. »Vergiss nicht, das ist Essen, kein Wettkampf in Armdrücken.«

Spike wartete ein paar Sekunden ab und brach dann in brülendes Gelächter aus.

»Bel, du hast mehr *cojones* als die Hälfte der Kerle, die ich kenne. Zieh nach Texas, und heirate mich.« Er ging mit einem Knie zu Boden und ergriff ihre Hand. »Ich halte hier und jetzt um deine Hand an, um die Hand der Frau meiner Träume.«

Sie stupste ihn mit den nackten Zehen an, und er plumpste, die Hände hinter sich aufgestützt, mit dem Hintern auf den Fußboden.

»Der gütige Herrgott erspare mir einen Korb!«

»Sorry, Spike. Vielleicht irgendwann einmal, wenn du groß bist.«

»Komm«, sagte ich und ging ihr in den Wohnbereich voraus. Wir ließen uns aufs Sofa fallen, während Spike ein paar Takte irgendeines CountrySongs trällerte, dann aber beschloss, den Rest davon nur noch zu pfeifen.

»Bel«, sagte ich leise, »ich möchte, dass du hierbleibst, während Spike und ich -«

Sie sprang wieder auf. »Schmink's dir ab! Ich bin so weit mitgekommen, und jetzt willst du mich abservieren?«

»Setz dich, bitte.«

Sie setzte sich. »Hör zu, bevor du's mit weiteren Ansprachen oder taktischen Tricks probierst, Michael: Ich weiß, warum du das gesagt hast, und ich weiß es zu schätzen. Es zeigt, dass dir was an mir liegt. Aber du kannst mich nicht

davon abhalten mitzukommen, selbst wenn du mir eine Pistole auf die Brust setzen würdest - nicht mal eine von diesen M16. Wenn du mich hier zurücklässt, halt ich ein Auto an, hau dem Fahrer eins über die Rübe und komm dir hinterher. Und ich werde dann *nicht* sehr gut gelaunt sein.«

»Bel, ich möchte doch nur -«

»Das weiß ich, Süßer.« Sie stand auf, beugte sich über mich und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Dann ging sie zur Hi-Fi-Anlage und suchte etwas Passendes heraus.

Tja, dachte ich, das ist ziemlich genauso gelaufen wie erwartet. Immerhin hatte ich's versucht - aber das bedeutete keineswegs, dass ich jetzt meine Hände in Unschuld waschen konnte. Ich hatte Bel eigentlich was ganz anderes sagen wollen: dass sie, wenn sie mitkam, bloß zu einem Risikofaktor werden würde. Sie könnte uns behindern, oder sie könnte uns zu fatalen Fehlentscheidungen verleiten. Sollte ich verwundet werden und die Lage wirklich brenzlig werden, dann wusste ich, dass Spike mich im Stich lassen würde... Und das wäre auch richtig so. Aber würde einer von uns unter den gleichen Umständen Bel im Stich lassen? Spike hatte mir schon klipp und klar gesagt, dass er Bel nicht dabeihaben wolle.

»Ich mein das jetzt nicht sexistisch oder so, Mann, aber das wird keine Party für eine Lady. Keiner wird Scampispießchen essen und kalifornischen Weißen schlürfen. Es wird keine hübschen Kleider und keine gepflegte Unterhaltung geben. Es wird Geschrei und Geballer geben, und das wär's auch so ziemlich. Was, wenn sie sich vor Schiss plötzlich nicht mehr von der Stelle rühren kann? Was, wenn sie ausflippt, Mann? Was dann?«

Ich hatte keine Antwort parat. Das war eigentlich eine Frage, die man Bel stellen musste.

Bel legte Springsteen auf, was unserem Küchenchef einen beifälligen Urschrei entlockte. Es war der frühe Bruce. Wir sangen mit, wo immer wir den Text kannten, und Spike sang sogar mit, wenn er ihn nicht kannte. Bel verschwand im

Schlafzimmer und kam in Jeans und Stiefeln zurück. Spike war in der Küche ins Schwitzen geraten und ließ sich Rotwein direkt aus der Flasche in die Kehle rinnen. Er sah, wie ich ihn beobachtete.

»Hey«, sagte er, »nur noch die, und dann ist Schluss, okay?«

»Ist schon okay«, sagte ich, »wir fahren heute Nacht sowieso nicht dahin.«

»Warum nicht, Wild West?«

»Jede Menge Gründe. Es ist so gut wie sicher, dass sie uns erwarten, wir sind noch nicht so weit. Wir sind alle noch ein bisschen kaputt oder überdreht. Jede Menge Gründe.«

»Nicht so weit? Mann, wie so weit können wir sein?«

»So weiter als jetzt. Wir müssen vollkommen ausgeruht sein. Morgen ist besser.«

»Was? Morgen vor Sonnenaufgang?«

»Morgen Nacht.«

»Wozu warten, Mann?«

»Weil Jeremiah Provost morgen im Hauptquartier erwartet wird.«

Bel setzte sich neben mich. »Glaubst du, er kommt trotz allem, was passiert ist?«

»Ich weiß nicht, vielleicht.« Spike war aus der Küche gekommen. Er verteilte Gläser und füllte sie mit Wein aus der Flasche, aus der er gerade getrunken hatte.

»Ist ungefährlich, Wild West, ich hab keine Würmer.«

»Er meint Bakterien«, erklärte ich Bel.

»War mir klar«, meinte sie cool.

»Spike«, sagte ich, »wir brauchen diese zusätzliche Zeit. Du hast uns noch gar nicht gezeigt, was wir mit dem ganzen Waffenarsenal, das du da angekarrt hast, anfangen können.«

»Tja«, gab er zu, »das ist allerdings wahr. Es juckte mich bloß, es heute Nacht durchzuziehen.«

»Entspann dich, beruhige dich. Trink in aller Ruhe was, und dann essen wir ganz gemütlich. Morgen feuern wir ein paar Schießeisen ab, schauen, wie die sich verhalten.«

Bel schüttelte den Kopf. »Wenn wir morgen Nacht auf die Halbinsel fahren, wäre es da nicht vernünftiger, die Waffen heute *Nacht* auszuprobieren, unter vergleichbaren Bedingungen?«

Spike stieß einen Pfiff zwischen den Zähnen aus. »Das ist eine *gute* Idee.«

»Ich hab eben durchaus meine guten Seiten«, sagte Bel und ließ sich nachschenken.

Zwanzig Minuten später setzten wir uns zu unserem Chili ohne carne an den Tisch. Wir aßen ihn mit Reis und sonst nichts. Er schmeckte gut, aber Spike beklagte sich in einem fort, wie fad er sei, und schüttete sich immer wieder Chilisauce nach. Während wir redeten, troff seine Stirn vor Schweiß.

»Dieser Colt Commando ist ziemlich gut«, sagte ich. »Schlägt ein bisschen aus.«

»Du benutzt ihn einhändig, klar schlägt er da aus. Wart's ab, bis du die Ingram ausprobierst: Bei *dem* Ding hast du das Gefühl, jemand steht daneben und rüttelt dich ständig am Arm. Zielgenauigkeit kannst du vergessen, aber auf einer Blutbadskala von eins bis zehn ist das Ding eine glatte neun Komma fünf.« Er schaufelte sich einen weiteren Löffel Bohnen in den Mund. »Hast du die Varmint schon ausprobiert?«

»War nicht nötig.«

»War'ne flaue Woche, hm? Okay, hier ist mein Plan. Ich feuere eine Ingram in die Luft und lock die aus ihren Löchern, dann sprüh ich die Scheißer zu, während du auf einem Baum sitzt und die Gescheiten, die sich in den Hütten verstecken, einzeln ausknipst. Na, wie klingt das?«

»Scheiße«, sagte ich, weil ich wusste, dass das Bels Meinung war. Ich persönlich fand den Plan gar nicht so dumm.

Aber Bel warf den Löffel in ihren Napf. »Ihr könnet dabei Unschuldige erschießen. Wir wissen nicht, ob sie *alle* in der

Sache mit drin stecken. Was die Sekte angeht, wissen wir nicht mal, ob auch nur *einer* von denen was damit zu tun hat.«

»Sie hat recht, Spike«, warf ich schnell ein. Ich wollte ihm nicht die Chance lassen, etwas zu sagen, was Bel *richtig* wütend gemacht hätte. »Nach dem, was ich von Provosts Gespräch mit Kline gehört und gesehen habe, sind die beiden nicht direkt Busenfreunde. Kline wäre kaum schlechter behandelt worden, wenn er in der Hölle Bibeln verkauft hätte.«

»Die Hölle ist voll von Bibelverkäufern«, sagte Spike, und ich bedachte seinen Scherz mit einem breiten Grinsen. Bels Miene blieb eisig, aber Spike hatte noch eine Waffe in der Hinterhand.

»Bel«, sagte er ohne hinzusehen, »versteh mich jetzt bitte nicht falsch, aber ich möchte dich morgen Nacht nicht dabeihaben.«

»Dumme Sache«, sagte sie. Spike sah mich hilfesuchend an, aber ich war ganz damit beschäftigt, die letzten Bohnen auf meinen Löffel zu schaufeln.

»Schau«, fuhr er fort, »Wild West und ich, wir kennen das alles schon - jeder auf seine Art. Wir sind nie direkt ein Team gewesen, aber wir kennen die Situation, und wir kennen uns auf dem Gebiet aus.«

»Nein«, sagte sie, »*ihr* kennt euch da nicht aus, aber ich schon. Ich bin da draußen gewesen, Scheiße, *ich* bin in dieser Siedlung gewesen! Und ihr erwartet von mir, dass ich brav daheim sitzen bleibe und euch Winterschals stricke, während ihr euch amüsieren geht? Schmink's dir ab.«

»Bel«, sagte er, »ich weiß, dass du dich mit Schießeisen auskennst, aber kannst du auch tatsächlich damit umgehen?«

Sie starnten sich schweigend an. Bel sprach als Erste. »Du Hurensohn.« Klar und deutlich und schön dreisilbig artikuliert, ohne jeden pseudo-amerikanischen Akzent. Hu-rensohn. Dann stand sie auf, verließ den Tisch und ging nach draußen.

Ich folgte ihr, neugierig, was sie jetzt tun würde. Als Erstes drückte sie auf einen Schalter außen an der Hauswand. Ich

nahm an, dass sie ihn schon vorher gesehen hatte. Schlagartig erfüllte grelles weißes Licht die Lichtung. Ich meinte, einen jungen Hirsch zu sehen, der sich wieder im Dunkel des Waldes auflöste. Die Scheinwerfer waren sowohl auf ebener Erde als auch in den Bäumen installiert. Man meinte, auf eine Bühne zu schauen. Spike kam zu mir auf die Veranda und reichte mir mein Weinglas. Bel setzte sich in den Pick-up und ließ den Motor an.

»Was hat sie vor?«, fragte Spike.

»Einen Verdacht hätte ich da schon.«

Sie fuhr den Pick-up bis an den äußersten Rand der Lichtung und stellte den Motor ab. Dann fing sie an, auf dem Boden herumzusuchen. Ich nahm Spike die leere Weinflasche aus der Hand und stieg die Verandastufen hinunter. Als ich bei Bel ankam, hatte sie schon ein paar größere Steine und eine leere Coladose gefunden. Ich reichte ihr die Weinflasche. Sie lächelte und platzierte sie auf der Motorhaube des Pick-up. Dann beugte sie sich in die Fahrerkabine und holte ein paar Waffen heraus.

Spike war auch von der Veranda heruntergekommen. Selbst er hatte inzwischen kapiert, was Bel vorhatte. Sie kam wieder auf das Haus zu, blieb stehen und drehte sich um. Der Pick-up zeigte ihr jetzt die Flanke, die Ziele standen nebeneinander auf der Motorhaube aufgereiht. Als Erstes wählte sie eine Pistole. Fachmännisch prüfte sie das Magazin und stieß es wieder in den Kolben, hielt dann die Waffe mit ausgestrecktem Arm, schloss das linke Auge und gab drei Schüsse ab. Sie traf die Dose und zwei von den Steinen, die über die Motorhaube wegflogen. Ich stellte Steine und Dose wieder auf, während sie sich mit dem kleinen Service Style Revolver vertraut machte. Drei weitere Schüsse, jetzt aus diesem, und alle drei ins Schwarze.

Spike fing an zu klatschen und verschüttete dabei Wein aus seinem Glas. »Okay«, sagte er, »eine weitere gute Seite an dir. Botschaft empfangen.«

Aber sie war noch nicht fertig. Sie zog die Varmint aus dem Camper und lud sie, gab dann sechs elegante Schüsse ab: jeder ein Treffer. Der Lack des Pick-ups hatte nicht den kleinsten Kratzer abgekriegt. Zum Abschluss schoss sie die Weinflasche in Scherben.

»Ich kann schießen«, sagte sie. »Ich tu's bloß nicht gern. Und am allerwenigsten mag ich es, wenn dabei Unschuldige zu Schaden kommen.«

»Okay«, meinte Spike mit versöhnlich ausgebreiteten Armen. »Dann schlag uns einen anderen Plan vor.«

»Ich *habe* einen Plan für euch«, sagte ich. »Er besteht in einer Frage: Wie unterscheidet man die Guten von den Bösen?«

Sie schüttelten beide den Kopf, also gab ich mir selbst die Antwort.

»Man sieht, wer wegläuft. Jetzt kommt schon, die nächste Runde geht aufs Haus.«

Dann wurd's aber kein Wein, sondern Kaffee, und wir setzten uns auf den Rasen, während Spike seine Schätze auf ein paar alten Decken ausbreitete.

»Kennt ihr den Film«, sagte er, »wo die ganzen Schießeisen auf dem Bett ausgelegt sind, und De Niro sucht sich was aus? Mann, ich kann's nicht erwarten, denen ihre Visagen zu sehen, wenn wir mit diesem hübschen kleinen Arsenal aufkreuzen!« Spikes Grinsen war halogenweiß.

Ich meinte, Bel frösteln zu sehen, aber es wurde allmählich spät. Mir selbst war auch ein bisschen kalt.

27

Und es gab noch etliche Entscheidungen zu treffen.

Sollten wir zum Beispiel in Seattle Zwischenstation machen, um uns zu vergewissern, dass Provost wirklich zum Lake Crescent gefahren war?

Sollten wir auf der Halbinsel als Erstes dem Haus am Hood Canal einen Besuch abstatten? Auf die Art hätten wir eine

mögliche Verstärkung ausschalten können. Wir wollten schließlich nicht die Hütten belagern, nur damit uns eine Bushäufung frisch ausgehobener Truppen in den Rücken fiel.

Sollten wir den Pick-up, den VW-Bus oder beides nehmen? Sie würden bestimmt nach dem Camper Ausschau halten, aber andererseits höchstwahrscheinlich auch nach einem ausgefippten Pick-up-Fahrer mit eingedelltem Bullenschieber.

Eines jedenfalls wussten wir: Es wäre zu gefährlich gewesen, mit der Fähre auf die Halbinsel überzusetzen. Sie würden mit Sicherheit den Hafen von Bremerton überwachen. Tatsächlich führten für meinen Geschmack nicht annähernd genug Straßen auf die Olympic-Halbinsel. Ein Gebiet von grob gerechnet hundertfünfzig mal hundert Kilometern war lediglich über zwei Routen zu erreichen. Es gab nur die eine Hauptstraße, die 101, die rings um Nationalpark und Nationalforst führte. Ein knappes halbes Dutzend Wachposten hätte gereicht, um sie rechtzeitig vorzuwarnen, welche Route wir nahmen.

Es gab zwar auch andere Möglichkeiten, aber sie waren zeitraubend. Eine hätte darin bestanden, mit der Fähre nach Victoria, British Columbia, zu fahren und dann mit einer zweiten von dort wieder zurück nach Port Angeles. Die zwei Überfahrten würden insgesamt mehrere Stunden in Anspruch nehmen, und außerdem dürfte Kline, wie Spike zu bedenken gab, diese Möglichkeit auch schon in Betracht gezogen haben. Wenn er für die Firma oder die Regierung arbeitete, hatte er bestimmt schon veranlasst, dass alle infrage kommenden Fährhäfen unter Beobachtung gestellt wurden.

»Du willst damit also sagen«, erklärte Bel, »dass es keine Möglichkeit gibt, dorthin zu kommen, ohne dass die davon was mitkriegen?«

Spike nickte, aber ich hatte eine Idee. Es war so ziemlich der verrückteste Einfall, den ich bis dato gehabt hatte, aber meine Partner stiegen darauf ein. Danach fingen die Dinge allmählich an, sich zu ordnen.

Da nach Spike nicht gefahndet wurde, mieteten wir in North Bend ein Auto unter seinem Namen. Es war ein nichtssagen-des Familienmodell, und Spike beklagte den Verlust seines geliebten Schaltknüppels. Aber wir fühlten uns darin sicher genug, um uns wieder nach Seattle hineinzutragen. Wir hiel-ten vor »Ed's Guns and Sporting Goods«. Ich fragte Archie, ob sich irgendjemand nach uns erkundigt hätte. Er schüttelte den Kopf.

»Was brauchen Sie diesmal, mein Sohn?«

»Balaklavas und Gesichtsfarben für Kriegsbemalung«, teil-te ich ihm mit.

Erst als ich das sagte, wurde mir der Irrsinn des Ganzen so richtig bewusst. Ich spielte eindeutig nicht in meiner Liga. Ich spielte sogar ein völlig anderes Spiel. Ich hätte mir von Rechts wegen vor Angst in die Hosen machen müssen, und tatsäch-lich stand ich auch kurz davor. Mir zitterten die Hände - nicht gerade ein gutes Zeichen bei einem professionellen Scharf-schützen. Mein Herz hämmerte, und ich meinte, mich jeden Augenblick übergeben zu müssen. Gleichzeitig fühlte sich das Ganze aber auch wie ein leichter Schwips an, und Bel und Spike empfanden es offenbar genauso. Wir grinsten uns stän-dig an und bekamen Anfälle von nervösem Kichern. Im La-den brach ich sogar regelrecht in Gelächter aus. Archie sah mich an und lächelte, als ob er den Witz verstanden hätte.

»Das ist kein Witz«, erklärte ich ihm. Es war auch keiner. Es war lediglich die Euphorie der Angst. Ich schlepppte mich auf das Showdown zu, als ob ich mit jedem Schritt in tieferen Schlamm geriete. Das war der langsamste Tag meines Le-bens. Trotz aller Aktivität und Bewegung zog er sich zäher hin als all die Tage, die ich in Hotelzimmern verbracht und darauf gewartet hatte, dass meine Zielperson endlich in die Stadt kam, all die Tage, an denen ich an Fenstern gesessen und Schusswinkel und Entfernungen abgeschätzt und durch-

dacht hatte. Archie schien von der bescheidenen Höhe seines Umsatzes enttäuscht zu sein.

»Wie man hört, wird Ihr Freund wieder gesund.«

»Was?«

Er lächelte. »Keine Sorge, ich werd niemandem was sagen. Die haben im Fernsehen ein Foto von ihm gezeigt, ich hab ihn auf Anhieb erkannt.«

»Wie lauten die neusten Nachrichten?«

»Er ist bei Bewusstsein. Die Polizei befragt ihn. Bislang läuft das Gespräch so einseitig, als würde man *Der Preis ist heiß* in einem Nonnenkloster veranstalten.«

Ich nickte erleichtert. »Archie«, sagte ich, »köönnten Sie ins Krankenhaus fahren und sagen, sie wären ein Freund von ihm?«

»Sie wollen, dass ich ihn besuche?«

»Wenn Sie Ihren Namen und Ihre Adresse sagen, wird er wahrscheinlich bereit sein, sich mit Ihnen zu unterhalten.«

»Schön, meinetwegen, und was soll ich ihm sagen?«

»Sagen Sie ihm, dass es uns gutgeht. Sagen Sie ihm, dass heute der Tag X ist. Das könnte ihn etwas aufmuntern.«

Er kniff ein Auge zu. »Macht mich das zum Komplizen?«

»Komplizen bei was?«

»Tja...« Er kratzte sich am Kopf. »Vor sechs kann ich den Laden nicht dichtmachen.«

»Heute Abend wäre okay. Das wäre perfekt.«

Ich versuchte, ihm einen Zwanziger für seine Mühe aufzudrängen, aber er nahm ihn nicht an.

»Seien Sie vorsichtig da draußen«, sagte er zu mir.

»Das werd ich, Archie, das werd ich.«

»Ich find dieses Auto zum Kotzen«, sagte Spike. »Das ist die langweiligste Karre, in der ich je gesessen habe. Punkt.«

Wir parkten auf dem Hügel, hundert Meter oberhalb von Provosts Haus. Wir beobachteten es schon seit einer Weile, während Spike mit den Fingern auf das Lenkrad trommelte.

»Ich würde sagen, wir gehen zu meinem Plan über.« Spikes Plan war simpel. Er würde an Provosts Haustür gehen und klingeln.

»Wie die Avon-Beraterin«, sagte er.

Der Plan ging von zwei Voraussetzungen aus: der Tatsache, dass Provost, Kline und die anderen Spike nicht kannten, und der Hoffnung, dass Spike gegebenenfalls imstande sein würde, eine glaubwürdige Ausrede dafür zu finden, dass er da klingelte.

Wir stimmten ab: zwei zu eins für ja. Ich war die einsame Gegenstimme. Also stieg Spike aus dem Auto und trabte die steile Straße hinunter.

»Was ist los?«, fragte Bel.

»Ich werd einfach das Gefühl nicht los, dass wir unseren Joker ein bisschen zu früh ausspielen.« Sie verstand nicht, was ich meinte, also erklärte ich es ihr. »Spike ist unsere Geheimwaffe. Wenn sie ihn durchschauen, heißt es für uns ›zurück auf Los‹.«

Sie lächelte. »Kommst du da nicht mit deinen Karten und deinen Brettspielen ein bisschen durcheinander?«

Ich warf ihr einen schiefen Blick zu, als hätte ich auf etwas Hartes gebissen, und tastete mit der Zunge meine Backenzähne nach etwaigen Schäden ab. Dann schaute ich wieder nach vorn, ob Spike zurückkam.

Es dauerte nicht lange, bis wir ihn den Hang wieder heraufjoggen sahen. Er warf einen Blick zurück, um sich zu vergewissern, dass ihn niemand beobachtete, stieg dann ein und ließ den Motor an.

»Es ist kein Mensch da«, teilte er uns mit. »Ich hab mich ein bisschen umgeschaut, nix. Die Vorhänge sind zugezogen, aber auch so konnte ich erkennen, dass niemand zu Hause ist.«

»Dann ist er auf die Halbinsel gefahren«, sagte Bel.

»Sieht so aus. Es sei denn, er ist zum Supermarkt, um seine monatlichen Einkäufe zu erledigen.«

Dann war's also so weit. Wir brachen auf, zum Showdown mit Provost und Kline. Ich fühlte mich kraftlos und ließ den Kopf auf die Rückenlehne sinken, froh, die Fahrerei Spike überlassen zu können. Er schaltete das Radio ein und fand einen Rocksender. Springsteen: »Born in the USA«. Spike drehte die Lautstärke voll auf und grölte zum verzerrten Sound mit.

Es war schon entschieden, dass wir die lange Route zur Halbinsel nehmen würden, erst nach Süden durch Tacoma und dann wieder rauf nach Norden.

»Spike«, sagte ich, »wir sind dir für die Hilfe wirklich dankbar.«

»Mann, ich helf euch nicht, ich mach *Urlaub*.«

»Und, wie war er bislang?«

»Besser als Disneyworld, das kann ich dir versichern.«

»Ich weiß nicht, ob das eine Empfehlung ist.«

Er grinste mit seinen nahezu vollkommenen Zähnen. »Das ist es, glaub's mir. Wir sollten alle zusammen dahin, wenn wir das hier erst mal hinter uns haben.«

»Wer weiß?«, sagte ich leise. Wir erreichten Port Angeles und verließen es dann wieder in Richtung Pioneer Memorial Museum.

Wir hielten am südlichen Stadtrand, in der Nähe der Parkverwaltung. Dann setzten wir meinen Plan in die Tat um.

Bel schaffte es, die Aufmerksamkeit von zwei Forsthütern zu erregen, die gerade aus dem umzäunten Parkplatz herausgefahren kamen. Die beiden begleiteten sie zu unserem Auto zurück, wo Spike und ich sie mit einem Lächeln und einem Nicken begrüßten.

»Gibt's ein Problem?«, fragte der eine von beiden liebenswürdig.

»Ja, das hier«, sagte Spike und richtete die Ingram auf die Brust des Mannes. Der Mann, das musste man ihm lassen, erkannte das Problem sofort. Nicht wir hatten ein Problem, *er* hatte eins. Wir ließen ihn und seinen Partner in den

Chrysler einsteigen, während Bel sich ans Steuer des Jeeps setzte. Ein Stück weiter außerhalb der Stadt bogen wir auf einen Waldweg ab und zogen den Park-Service-Männern die Uniformen aus.

»Herrje, musstest du unbedingt Laurel und Hardy aussuchen?«, beschwerte sich Spike bei Bel. Er hatte erhebliche Schwierigkeiten damit, überhaupt in seine Uniform hineinzukommen, während meine wie Wäsche an einem Kleiderbügel schlackerte. Wir hatten es schon andersherum probiert, aber es war noch schlimmer gewesen.

Wir verschnürten die Forsthüter zu ordentlichen Bündeln und ließen sie im Chrysler liegen - den einen vorn, den anderen im Fond. Wir schafften unsere Sachen in deren Wagen, und Bel legte sich, unter einer schottisch karierten Decke versteckt, auf die Rückbank.

»National Park Service«, sagte Spike, während er sich ans Steuer setzte. »Freund und Beschützer von Wild und Wald.« Er lachte. »Wir werden denen schon zeigen, was ›wild‹ wirklich bedeutet.«

Dann setzte er zurück bis zur Straße. Wir bogen auf die 101 in westlicher Richtung. Acht Kilometer jenseits der Stadtgrenze gabelte sich die Straße, aber wir fuhren auf der 112 weiter in westlicher Richtung. Direkt nach der Abzweigung sahen wir sie.

Am Straßenrand parkte ein Geländewagen, und daneben standen zwei Männer. Sie waren ein so auffälliger Wachposten, wie wir ihn uns nur hätten erträumen können. Wir diskutierten, ob wir halten und sie ansprechen sollten - Spike meinte, das würde, wenn schon nichts anderes, eine Bewährungsprobe für unsere Verkleidung werden. Aber ich setzte mich durch, und wir fuhren weiter. Wenn wir sie ausgeschaltet hätten, wäre ihr Ausfall möglicherweise bemerkt worden. Und wir brauchten Zeit, um alles vorzubereiten. Also ließen wir sie da stehen und sagten uns, dass selbst, wenn sie zum Hauptquartier der Disciples gerufen werden sollten, es eine halbe

Stunde dauern würde, bis sie dort ankämen. Ich nahm nicht an, dass wir mehr als eine halbe Stunde brauchen würden. Spike meinte natürlich, dass wir, wenn wir nach *seinem* Plan vorgegangen wären, nicht mehr als fünf Minuten gebraucht hätten.

Wenn Sie je den Napalmangriff in *Apocalypse Now* gesehen haben, dann haben Sie eine ungefähre Vorstellung von dem, was ihm so vorschwebte.

Ich kauerte im Wald und betrachtete die Welt durch mein Nachtsichtgerät. In der Siedlung der Disciples gingen seltsame Dinge vor sich.

Oder besser gesagt, es ging *gar* nichts vor sich.

Und das fanden wir seltsam.

Es war nicht so, dass alle sich für die Nacht zurückgezogen hätten. Ich hatte vielmehr den Eindruck, dass die meisten Hütten leer standen. Spike und Bel hatten einen Erkundungsrundgang gemacht und nach ihrer Rückkehr berichtet, dass nirgendwo Fahrzeuge zu sehen seien. Na ja, wenigstens eins konnte *ichschon* sehen: Klines Lincoln. Er versuchte, sich zwischen zwei Hütten zu verstecken. Weitere Autos konnte allerdings auch ich nicht entdecken.

Dafür gab es nur eine einleuchtende Erklärung: Jemand hatte die Disciples weggeschickt. Und warum hätte er das tun sollen? Logischerweise, weil sie dort unerwünscht waren. Und das konnte in meinen Augen nur eines bedeuten: Die Disciples wussten überhaupt nicht, was da ablief, und Kline und seine Männer *wollten* nicht, dass sie es mitbekamen.

Ich konzentrierte mich nicht auf die alte Hütte, diejenige, in der mich Nathan überrascht hatte, sondern auf die kleinere daneben. Dort brannte das einzige Licht. Es sah nach einer Öl- oder Gaslampe aus, und es verbreitete einen matten gelben Schein. Der Kriegsrat fand eindeutig in dieser Hütte statt. Ich wartete darauf, dass die Krieger ins Freie kamen.

Währenddessen suchte ich mit dem Zielfernrohr den Rest des Geländes ab. Es war stockfinster, aber meinem rechten Auge erschien die Welt als ein roter Dämmer, der von einem schwarzen Fadenkreuz gevierteilt wurde. Alles war still. Geräusche trugen hier draußen weit, und ich hörte tatsächlich ein fernes Knarren, als die Tür aufging.

Ich richtete das Sichtgerät wieder auf die Hütte und sah, wie ein Mann in der Tür erschien. Es war einer von Klines Männern, und er rauchte eine Zigarette. Weitere Männer tröpfelten nach und nach auf die Veranda heraus und steckten sich ebenfalls eine an. Provost war offenbar Nichtraucher. Sie hatten mit ihm in einem Raum gesessen, und jetzt hielten sie es nicht mehr aus. Sie waren zu sechs. Drei meinte ich, von Oban her wiederzuerkennen, drei hatte ich noch nie gesehen. Provost und Kline mussten noch immer in der Hütte sein. Wieder ging die Tür auf, und es trat noch jemand ins Freie.

Eine Frau.

Ich erkannte sie an ihrer Figur. Es war Alisha, Provosts Stellvertreterin und Geliebte. Sie griff nach einer ihr angebotenen Zigarette und unterhielt sich mit den Männern.

Sie sprachen gedämpft, trotzdem konnte ich ihre Stimmen hören, auch wenn ich die Worte nicht verstand. Die Männer trugen Anzüge. Unter den Jacketts verbargen sich mit Sicherheit Pistolen, aber sie waren noch besser gerüstet. Zwei von ihnen hatten ihre M16 gegen die Hauswand gelehnt, während sie ihre Zigaretten rauchten. Sie starrten dabei die ganze Zeit in die Ferne, größtenteils in meine Richtung. Aber ich wusste, dass sie von da aus, wo sie standen, nichts sehen konnten. Sie konnten bestenfalls Bewegungen wahrnehmen, und das Einzige, was sich momentan bewegte, waren die Zweige der Bäume, durch die der Wind strich.

Ich wartete, aber Kline und Provost kamen nicht heraus. Ebenso wenig ließen sie sich am Fenster blicken. Ich stellte das Zielfernrohr eine Spur schärfer und fühlte mich besser. Das Sichtgerät war an der Varmint befestigt, und die Varmint

hatte ihre fünf Patronen im Magazin. Ich hatte kein Schutzpolster an der Schulter. Es war mir egal, ob ich blaue Flecken bekam. Blaue Flecken wären im Moment mein geringstes Problem gewesen.

Ich hörte hinter mir ein Rascheln.

»Und?«, flüsterte Spike.

»Bislang zähle ich sechs Männer. Ich habe weder Provost noch Kline gesehen, aber da ist noch eine Frau. Das macht also insgesamt neun.«

»Und sieben davon können wir direkt ausknipsen«, meinte Spike.

»Kline hätte ich gern lebendig... zumindest, bis er geplaudert hat.«

»Dann sollten wir uns besser eine Autobatterie und zwei Elektroden besorgen. Ich meine, bloß aus Spaß an der Freude wird er kaum plaudern.«

Da war was dran. Bel hatte weniger Lärm gemacht als Spike. Sie stand mit einem Mal auf meiner anderen Seite. Wir trugen alle drei Sturmmützen und Kriegsbemalung: grün und schwarz, nur für den Fall, dass sie irgendwo Scheinwerfer aufgestellt hatten. Bislang verließen sie sich auf die Dunkelheit. Aber sie konnten jederzeit ihre Taktik ändern und Festbeleuchtung im Wald veranstalten. Wenn sie uns ins Rampenlicht stellten, dann waren sie selbst natürlich genauso gut ausgeleuchtet. Aber anders als sie, waren *wir* getarnt. Wir trugen grün-schwarz gefleckte Jacken und grüne Hosen. Wir sahen hundertprozentig profimäßig aus, auch wenn wir uns nicht so fühlten. Spike war zwar in seinem Element, aber die Tarnflecken auf Bels Gesicht tarnten lediglich die Tatsache, dass sie käsebleich war. Selbst ihre Lippen waren blutleer.

Ich für meinen Teil hatte zwar keinen Tatterich mehr, wollte aber nach wie vor auf Nummer sicher gehen. Ich war kein Söldner, auch wenn ich etliche von der Sorte näher kennengelernt hatte. Ich war weder Action Man noch GI Joe. Ich war nicht Spike.

»Was ist mit den ganzen Hippies?«, fragte er.

»Haben sich verzogen.«

»Perfekt. Wunderbar.« Er fixierte mich. »Ich hab sie dabei, Mann«, flüsterte er. Er hielt vier kurze, dicke Zylinder in die Höhe.

»Das sagtest du bereits ein paarmal.«

»Wann ziehen wir's durch?«

Ich sah Bel an, und sie nickte. »Jetzt«, erwiderte ich.

»Schön, dann los«, sagte Spike und verschwand wieder in der Dunkelheit.

Bel und ich starnten uns eine Zeit lang an. Ich wollte sie küssen, und ich glaube, sie wusste das. Aber sie lächelte nur und nickte noch einmal, drückte mir dann die Schulter und schlich in die entgegengesetzte Richtung davon.

Jetzt war ich dran. Ich legte mir den Kolben der Varmint wieder an die Schulter und warf einen Blick durch die Optik. Ich wusste, dass ich Spike und Bel ein, zwei Minuten Vorsprung geben musste. Die Wachen hatten ihre Zigaretten ausgeraucht. Jetzt drehten sie Däumchen. Es gefiel mir, wie sie auf der Veranda aufgereiht standen - wie Schießbudenfiguren auf der Kirmes. Ich hörte das plötzliche Knistern eines Funkgeräts und sah, wie einer von den Männern ein Walkie-Talkie aus der Tasche zog. Ich war jetzt froh, dass wir die Männer am Checkpoint nicht abgeknallt hatten. Das hätte uns nur ein Empfangskomitee beschert.

Andererseits hätte ein Empfangskomitee sofortige Action bedeutet - statt dieses nervenzerstörenden Wartens.

Ich zählte bis dreißig. Dann noch einmal.

Als ich zum zweiten Mal neunundzwanzig erreichte, begann ich zu feuern. Ich bin zwar kein Hochgeschwindigkeitsschütze, aber ich wusste, dass ich so viele Wachen wie möglich ausschalten musste. Ich versuchte keine Kunststücke, bemühte mich lediglich, meine Ziele zu treffen, egal an welcher Körperstelle.

Schon nach den ersten zwei Schüssen hatten sie mich geortet. Das ist der Nachteil, wenn man bei Nacht ohne Mündungsfeuerdämpfer schießt. Sie sahen den zweiten Blitz aus meinem Lauf. Nützte ihnen natürlich nicht viel, nicht auf diese Distanz. Sie feuerten nach wie vor auf bloße Schatten, während ich sie einen nach dem anderen abknallte. Zwei waren schon umgefallen, als die erste von Spikes Magnesiumfackeln auf dem Boden landete. Er musste sich selbstmörderisch nah herangeschlichen haben, um sie so dicht vor die Hütte platzieren zu können. Er warf zwei weitere. Sie brannten pink-orange und produzierten jede Menge Rauch. Ich feuerte die letzten drei Patronen aus meinem Magazin ab, bevor der Rauch zu dicht wurde. Die Männer hatten zunächst versucht, sich in die Hütte zurückzuziehen, schienen aber dann den Befehl erhalten zu haben, sich auf dem Gelände zu verteilen.

Und das war genau das, was wir erwartet hatten. Deswegen hatte sich Spike weit auf die eine Seite geschlagen und Bel, mit zwei Pistolen bewaffnet, auf die andere. Die Wachen gaben jetzt abgehackte Feuerstöße ab. Von irgendwo hörte ich das unverkennbare Geräusch von Spikes Ingram, die das Feuer erwiderte. Ich nahm das Nachtsichtgerät ab, legte die Varmint auf den Boden, griff mir meinen Colt Commando und ging zum Angriff über.

Das Gelände war mittlerweile ganz von Rauch und farbigem Funkensprühen erfüllt, aber die Brise zerstreute den Rauch ebenso schnell, wie er sich bildete. Ich beschloss, jedem, der noch in der Hütte sein mochte, ein bisschen Angst einzujagen, legte an und schoss ein paarmal. Die Wände bestanden aus dünnen, auf Pfosten genagelten Holzplanken. In Filmen konnten solche Wände Kugeln aufhalten, aber nicht im wirklichen Leben. Ich durchsiebte die Planken, bis ich Licht durch die Löcher dringen sah. Dann löschte jemand die Lampe. Ich hatte hoch gezielt und angenommen, dass jemand, dem sein Leben lieb war, sich ducken oder platt auf den Boden legen würde. Ich hoffte, niemanden getroffen zu haben,

den ich vorläufig unverletzt brauchte. Dann wurde mir etwas klar.

Mir wurde klar, dass ich das einzige Ziel war, das die Wachen hatten. Eine Pistolenkugel sirrte an meinem Kopf vorbei. Ich ging in die Hocke und antwortete mit einem Feuerstoß aus dem Colt. Ich traf den Schützen dreimal in die Brust, so dass er nach hinten flog und auf dem Rücken landete. Jetzt konnte ich Bel hören, die in kurzen schnellen Sequenzen schoss, genauso, wie man es ihr beigebracht hatte. Eins-zwei-drei, eins-zwei-drei, wie Tanzschritte. Und Spike, Spike war wieder auf dem Schießplatz in Texas, verballerte sinnlos Patronen, aber machte immerhin viel Lärm. Sie mussten glauben, dass eine ganze Armee auf sie losging. Und es funktionierte: Die Wachen schossen zwar, zogen sich aber gleichzeitig zurück. Und wenn man im Gehen schießt, ist Treffen reine Glückssache. Ich rührte mich nicht von der Stelle und gab mit dem Colt einen weiteren Schuss ab. Im Sturmgewehr steckte ein Dreißig-Schuss-Magazin. In der Tasche hatte ich noch ein paar Ersatzmagazine.

Dann ging das vordere Fenster der Hütte in Scherben, und jemand begann, durch die Öffnung zu feuern. Ich hörte ein dumpfes *Wumm!* und begriff, dass sie Granaten abschossen. Ich warf mich blitzschnell zur Seite, landete flach auf der Erde und begann vorwärtszurobben. Die Granate explodierte weit hinter mir, aber der Druck hob mich trotzdem in die Luft. Ich spürte, wie sich der Boden unter meiner Brust aufwölbte, so als ob die Erde tief einatmete, und die Druckwelle riss mir die Beine hoch.

Ich lag flach da und fing an zu feuern, aber schon nach wenigen Schüssen war das Magazin leer. Das Nachladen kostete mich ein paar Sekunden, und in der Zwischenzeit hatte ein weiterer dumpfer Knall die nächste Granate angekündigt. Ich robbte ein Stück weiter. Diesmal war die Explosion schon erheblich näher. Sie machte mich taub und rüttelte mir den Schädel durch. Ich rollte mich seitwärts ab und immer weiter,

während Erdklumpen und Rindenstücke auf mich herabprasselten. Ich hatte nur noch ein wattiges Summen in den Ohren, und dahinter war ein fernes Geknalle zu hören.

Ich schüttelte den Kopf, um ihn wieder klar zu bekommen, und mir wurde bewusst, dass mich etwas getroffen hatte. Ein Stein oder so. Mein linker Arm war vom Schlag betäubt. Ich biss mir in die Finger in der Hoffnung, wieder etwas Gefühl hineinzukriegen. Dann stand ich auf und eröffnete erneut das Feuer. Vor mir lagen drei Körper. Sie gaben keinerlei Lebenszeichen von sich. Zwei hatte ich auf der Veranda getroffen; wer den Dritten erwischt hatte, wusste ich nicht.

Dann entdeckte ich eine weitere Gestalt, die durch den Schatten huschte. Ich schaute durch das Nachtsichtgerät und erkannte Spike. Er wusste, dass ich ihn sehen konnte, und gab mir mit Daumen und Zeigefinger das O.k.-Zeichen. Auch wenn *er* mich nicht erkennen konnte, erwiderete ich das Zeichen. Ich feuerte ein weiteres Mal in Richtung Hütte. Der Granatwerfer schwieg diesmal, was wohl bedeutete, dass Kline nur über die zwei Geschosse verfügt hatte. Jetzt hörte ich eine Frau kreischen und zwei Männer schreien. Ich richtete das Nachtsichtgerät nach rechts, aber von Bel war nichts zu sehen.

Dann flog die Tür der Hütte auf, und Alisha kam herausgetaumelt.

»Nicht schießen!«, schrie sie. »Ich bin unbewaffnet!« Sie stöhnte und hielt sich den Arm fest. Sie schien einen Streifschuss abbekommen zu haben.

»Alle raus aus der Hütte!«, rief ich. Meine Stimme klang, soweit ich das beurteilen konnte, durchaus fest. »Alle raus aus der Hütte, *sofort!*«

Spike war näher gekommen und rief Bels Namen. Keine Reaktion.

»Geh sie suchen«, befahl ich, ohne Panik in meiner Stimme zuzulassen. Ich zog eine langsam brennende Handfackel aus der Tasche, steckte sie in die Erde, entzündete sie und rückte

sofort von ihr ab. Spike ging um die Ecke der Hütte. Ein Mann erschien in der Tür. Es war Jeremiah Provost. Er hielt die Hände hoch. Jetzt, wo die Fackel die Szene erhellt, sah ich, dass er Blut auf seinem weißen Hemd hatte. Aber es schien lediglich ein Fleck zu sein, und ich vermutete, dass es nicht sein, sondern Alishas Blut war.

»Hinlegen, Alisha«, befahl ich. »Und warum legen Sie sich nicht dazu, Provost?«

»Wer sind Sie?« Er rührte sich nicht von der Stelle. »Was wollen Sie?«

Plötzlich ertönte ein Pistolenschuss, und Spike, der inzwischen zurückgekommen war, sackte zu Boden. Ich rannte auf ihn zu und erkannte dann meinen Fehler. Ich drehte mich halb um, gerade rechtzeitig, um Alisha eine Pistole, die offenbar unter ihr gelegen hatte, auf mich richten zu sehen. Ich schoss ihr mit dem Colt in den Kopf. Mehr als ein Schuss war nicht nötig.

Dann drehte ich mich wieder um und sah, dass Kline über Spikes reglosen Körper stieg. Er zielte mit einer Pistole auf meinen Kopf. Ich duckte mich und feuerte gleichzeitig. Er fiel vornüber und landete auf dem Boden. Hinter ihm trat Bel aus der Dunkelheit. Aus der Mündung ihrer Pistole stieg dünner Rauch auf. Klines blutdurchtränkter Hinterkopf zeigte, wo ihre Kugel ihn getroffen hatte.

Sie fiel auf Hände und Knie und übergab sich.

»Sind noch welche übrig, Bel?«

Sie brachte es fertig, den Kopf zu schütteln. Ich richtete den Colt auf Provost. Er war die Stufen vor der Hütte heruntergestiegen und kauerte neben Alisha.

»Warum?«, fragte er und wiederholte das eine Wort immer wieder. Ich ließ ihn da hocken und sah mich in der Hütte um. Sie war leer. Das rückwärtige Fenster, durch das Kline herausgeklettert war, stand weit offen. Es roch nach Wald und Kordit. Ich ging wieder hinaus und sah Bel neben Spike auf dem Boden knien. Sie strich ihm über die Stirn.

»Er ist am Leben«, sagte sie. »Sollen wir ihn wegtragen?«

»Wird vielleicht besser sein.«

Ich sah ihn mir an. Seine ganze Brust war von warmem, klebrigem Blut bedeckt. Es war ein glatter Durchschuss gewesen, in die Brust rein und hinten wieder raus. Wenn er ein wenig weiter weg gestanden hätte, wäre die Kugel vielleicht stecken geblieben oder in seiner Brust aufgepilzt. Ich wusste nicht, ob er überleben würde.

»Gibt es hier eine Trage?«, fragte ich Provost. Er sah mit Tränen in den Augen zu mir auf und formte lautlos das Wort »Warum?«

»Ich werde Ihnen verraten, warum. Weil sie eine Pistole hatte. Warum hatte sie eine Pistole? Weil sie kein Disciple of Love war, sondern für Kline arbeitete, genauso wie Nathan es getan hatte. Wussten Sie, dass Nathan Klines Bruder war? Wussten Sie, dass er Nathan *Kline* hieß? Nein?« Provost schüttelte den Kopf. »Das steht aber in den Akten in Ihrem eigenen Büro. Wie kommt's, dass Ihre geliebte Alisha Ihnen nichts davon gesagt hat? Machen Sie sich selbst einen Reim darauf, aber zuerst will ich wissen, ob Sie einen Erste-Hilfe-Kasten und eine Trage haben!«

Er starrte mich an. »Keine Trage«, sagte er. »Im Büro gibt's was für Erste Hilfe.«

Ich wandte mich zu Bel. »Geh und hol's.« Spike atmete hastig und gequält, aber er atmete. Ich beugte mich wieder über ihn. Er hatte die Augen in äußerster Konzentration geschlossen. Er konzentrierte sich darauf, am Leben zu bleiben.

»Spike«, sagte ich, »vergiss nicht, du kannst es dir nicht leisten zu sterben. Ich glaube, ich sollte dir besser die Wahrheit sagen, Spike. Es *gibt* gar keine Schießeisen im Himmel.«

Beinahe hätte er gelächelt, aber er konzentrierte sich zu sehr auf etwas anderes.

Ich ging zu Provost und sah auf ihn hinunter.

»Zeit zu reden«, sagte ich.

»Wir hätten auch *ohne* das alles reden können.«

»Ich hab's nicht so gewollt, Provost, Kline hat es so gewollt. Ihr Mann hat es so gewollt.«

»Mein Mann?« Er sprach so, als wäre sein Mund voller Galle. »Kline war nicht mein Mann.«

»Was war er dann?«

»Er hat früher für den NSC gearbeitet. Von dem Verein schon mal was gehört?«

»Ein bisschen.«

»Sie haben ihn nach einem Unfall in den Ruhestand versetzt. Der Unfall war ich.«

»Ich verstehe nicht.«

»Werden Sie schon noch.« Er stand auf. »Glauben Sie wirklich, dass Alisha für Kline arbeitete?«

»Das heißt aber nicht, dass sie Sie nicht liebte.«

Er blickte mich wütend an. »Kommen Sie mir bloß nicht gönnerhaft, Mr. West. Kline hat mir von Ihnen erzählt. Er sagte, Sie würden mich suchen. Er hat leider nicht näher spezifiziert, warum.«

»Ein paar Fragen, das ist alles.«

Er wandte sich von mir ab und setzte sich, den Kopf in die Hände gestützt, auf die Vortreppe der Hütte. »Dann schießen Sie los«, sagte er, ohne den Kopf zu heben.

Losschießen? Ich wusste kaum, wo ich anfangen sollte. Bel war mit dem Erste-Hilfe-Kasten zurückgekommen und versuchte, Spikes Blutung zu stillen. Ich ging zur Treppe und stellte mich vor Provost. Ich hatte Sam Clancys Minirekorder aus der Tasche gezogen und schaltete ihn jetzt ein.

»In London wurde eine Frau getötet«, sagte ich. »Ihr Name war Eleanor Ricks. Sie war Journalistin und stellte Recherchen über die Disciples of Love an.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Sie haben nicht ihre Ermordung angeordnet?«

»Nein.«

»Dann hat Kline auf eigene Faust gehandelt.«

Jetzt schaute er zu mir auf. »Sie haben sie getötet?«

»Ja.«

»Dann beantworten Sie mir eine Frage: Warum sollte Kline jemanden dafür bezahlen, dass er den Job erledigt, wenn er seine eigene Söldnertruppe hat?«

Das war eine gute Frage. Ja, so gut, dass ich keine Antwort darauf hatte ...

»Ich weiß es nicht«, entgegnete ich. »Sagen Sie es mir.«

Provost lächelte. »Ich kann's Ihnen auch nicht sagen. Ich kann Ihnen lediglich sagen, was Kline *mir* sagte: Er hätte nicht die leiseste Ahnung, warum Sie herumschnüffelten. Er hätte keinen Mord in Auftrag gegeben, und er fragte sich selbst, wer das getan haben konnte. Als Sie anfingen, Fragen zu stellen, wurden Sie zu einer Bedrohung.«

»Er hat Journalisten töten lassen, stimmt's? Er wollte Sam Clancy erschießen lassen.«

»Kline hatte kein besonders stark ausgeprägtes Gewissen, falls Sie das meinen.«

»Aber was versuchte er zu schützen? Warum hat er Sie so abgeschirmt?«

»Der Grund war Geld, Mr. West, was sonst? Oh, ich meine damit nicht, dass er in meinem Sold stand. Ich meine, *er* bezahlte einmal *mich*, und seitdem hat er für diesen einen Fehler bezahlt.« Er warf einen Blick auf Klines leblosen Körper. »Und die Abschlussrate war heute Nacht fällig.«

»Ich versteh immer noch nicht.«

»Kline arbeitete für eine Abteilung des NSC, deren Aufgabe es war, die nicaraguanischen Contras finanziell zu unterstützen. Das war Mitte der achtziger Jahre. Er schaffte es, dem... ich weiß auch nicht, dem Sultan von irgendwo, irgendeinem Land im Mittleren Osten, also *dem* jedenfalls zehn Millionen Dollar abzuschwätzen. Damals besaß ich ein bisschen Geld. Alle nasenlang starben irgendwelche älteren Verwandten. Wurde allmählich langweilig, ständig auf Beerdigungen gehen zu müssen. Ich fand, mein Geld sollte meine

Angelegenheit bleiben, also legte ich ein Nummernkonto in der Schweiz an.«

»Reden Sie weiter.«

»Es war für Kline ein ziemlicher Erfolg, so viel Geld für die Contras an Land gezogen zu haben, aber er wusste nicht so recht, was er damit anstellen sollte. Jemand vom NSC, und ich sage nicht, dass es Colonel Oliver North war, schlug vor, es auf ein Bankkonto einzuzahlen, bis es seiner eigentlichen Bestimmung zugeführt werden könne.«

»Ein Schweizer Bankkonto?«

»Und so ein Konto hatte der NSC. Nur traten jetzt die Götter des Schicksals und der Ironie auf den Plan. Kline verschrieb sich, als er sich die Kennnummer des Kontos notierte. Ich weiß nicht mehr genau, warum ich beschloss, meinen Kontostand abzufragen, aber eines Dienstagmorgens Schweizer Zeit rief ich meine Bank an und erfuhr die exakte Höhe meines Guthabens. Der Betrag kam mir höher vor, als ich ihn in Erinnerung hatte - so rund zehn Millionen höher. Ich fragte den für mein Konto zuständigen Bankmenschen, was die Kündigungsfrist für eine große Abhebung sei.«

Hier verstummte Provost.

»Sie haben die ganzen zehn Millionen abgehoben?«

»Nein, am Ende habe ich sie nur auf ein neues Konto transferiert.«

»Oha.«

»Es war Klines Fehler gewesen. Er bekam den Auftrag, mich zur Räson zu bringen - wie diskret Schweizer Banken auch sein mögen, der NSC hat Mittel und Wege, jeden aufzuspüren. Wir gelangten zu einem Kompromiss. Ich gab die Hälfte des Geldes zurück. Die andere Hälfte behielt ich.«

»Und er ist darauf eingegangen?«

»Es blieb ihm nicht viel anderes übrig.«

»Er hätte Sie töten können.«

Provost lächelte. »Ich habe den NSC nicht in meinem Testament bedacht, Mr. West. Er wäre dadurch trotzdem nicht ans Geld gekommen. Außerdem waren seine Vorgesetzten wütend auf ihn. Sie hätten eine so schmutzige Lösung unter keinen Umständen sanktioniert.«

»Also haben sie ihn mit Arschtritt hinausbefördert?«

»Nein, sie haben ihn mit Arschtritt in den Schatten verbannt. Sein neuer Auftrag lautete, dafür zu sorgen, dass niemand je etwas über die Sache erfahren würde.«

»Und das bedeutete, Reporter davon abzuhalten, zu tief zu buddeln?«

»Exakt.«

»Was auch der Grund ist, warum Eleanor Ricks aufgehalten werden musste.«

Er schüttelte den Kopf. »Ich hab's Ihnen schon gesagt, Kline bestritt das. Und er hat nie aufgehört, es zu bestreiten.«

»Das ergibt überhaupt keinen Sinn.«

»Vielleicht hat ja jemand anders Ihre Dienste in Anspruch genommen.«

»Ja, aber ich bin...«

Er erriet meine Gedanken. »Sie sind um die halbe Welt gereist und haben all diese Menschen getötet und sind trotzdem keinen Schritt weiter?«

Ich nickte. Mir drehte sich alles. Meine Ohren spielten weitgehend wieder mit, aber das nützte mir nichts. Das Ganze wollte mir einfach nicht in den Kopf.

»Zwei Ziffern«, redete Provost inzwischen weiter, »mehr hat es nicht gebraucht. Kline war kein begnadeter Stenotypist. Er hat versehentlich zwei Ziffern der Kontonummer umgestellt. Und so begab es sich, dass der NSC die Disciples of Love finanzierte. *Das*, Mr. West, ist der Grund, warum der Sicherheitsrat die Sache geheim halten muss. Er hat eine religiöse Sekte finanziell unterstützt, und die Zinsen seiner Schenkung finanzieren sie nach wie vor.«

»Wo sind die Beweise?«

»Oh, Beweise habe ich.«

»Wo?« Ich war mir nicht sicher, ob ich ihm glauben sollte. Das konnte noch nicht alles sein. Er schien Probleme mit seinem Erinnerungsvermögen zu haben, also kitzelte ich ihm das Kinn mit dem Colt.

»Vergessen Sie nicht, womit ich mir meine Brötchen verdienen, Provost.«

»Wie könnte ich das vergessen? Es gibt Dokumente in meinem Wandsafe, und Kopien davon hat mein Anwalt.«

Vielleicht lag es am Wort »Anwalt«. Ich spürte fast körperlich, wie es in meinem Kopf *klick* machte.

»Sie werden Ihren Safe für mich öffnen.«

»Der ist nicht hier, er ist in meinem Haus in Seattle.«

»Schön, dann fahren wir eben dahin.«

»Ich will hierbleiben. Die Kombination ist leicht zu finden. Ich kann sie mir nie merken, deswegen habe ich sie auf einem Notizblock neben dem Telefon stehen. Sie ist als australische Telefonnummer notiert.«

Ich wollte das mit eigenen Augen sehen, musste irgendeinen Beweis für die Wahrheit seiner Geschichte in den Händen halten. Selbst dann würde es nicht genug sein. Ich hatte das alles durchgemacht und Bel und Spike mit hineingezogen, und trotzdem gab es noch immer keine Antwort - jedenfalls keine, die mir Provost hätte liefern können.

Es ertönte ein Schuss. Ich wirbelte mit dem Colt herum. Der dritte Wachmann hatte sich von dort, wo Spike ihn vermutlich liegen gelassen hatte, hierhergeschleppt. Seine ganze Brust war blutig. Dadurch, dass ich das bisschen Leben ausknipste, das noch in ihm steckte, machte ich die Sache auch nicht viel schlimmer. Ich raubte ihm lediglich ein paar Minuten, das war alles.

Doch als ich mich wieder Provost zuwandte, stellte ich fest, dass er einen Herzschuss abbekommen hatte. Die Wache hatte auf ihn gezielt, nicht auf mich. Zweifellos ein Endlösungsbefehl von Kline. Ich fing den Körper auf und ließ ihn behutsam

auf die Erde gleiten. Bel blickte kaum von ihrer Arbeit auf. Sie hatte Spike so gut es ging verbunden.

»Er verliert noch immer Blut«, erklärte sie. Nachdem ich nach Provosts Puls gefühlt und keinen gefunden hatte, ging ich zu ihr. Dann sah ich den Wagen, der zwischen den Hütten stand. Das Heckfenster war zerschossen, aber die Reifen waren intakt. Ich tastete Klines Taschen ab und fischte die Autoschlüssel heraus; dann fuhr ich den Wagen rückwärts auf die Lichtung.

Mit Bels Hilfe hob ich Spike in den Fond. Er stöhnte und zuckte ein bisschen, also wiederholte ich, was ich ihm schon über Schießeisen und Himmel gesagt hatte. Dann stiegen wir ein und fuhren los.

»Was machen wir jetzt?«, fragte Bel.

»Bringen Spike ins Krankenhaus.«

»Aber danach? Ich hab gehört, was dieser Mann da gesagt hat. Er meinte, wir seien völlig umsonst hergekommen. Er sagte, alle diese Menschen... und mein Vater... wären wegen *nichts* gestorben!«

Ich sah sie an. Sie weinte. »Vielleicht hat er gelogen. Vielleicht... Ich weiß auch nicht.«

Unterwegs kam uns ein Auto entgegen, das mit Vollgas in Richtung Lake Crescent fuhr. Das waren die Straßenposten. Sie würdigten uns keines Blickes. Ich bog von der Straße ab und fuhr dorthin zurück, wo wir die Forsthüter zurückgelassen hatten. Unser Anblick schien ihnen einen Heidenschrecken einzujagen. Ich zog sie aus dem Chrysler heraus und setzte sie, Rücken an Rücken, auf den Boden.

»Du fährst Spike ins Krankenhaus«, sagte ich.

»Und du?«

»Ich fahr zu Provosts Haus.«

Sie sah mich an. »Glaubst du, du findest dort, wonach du suchst?«

»Ich weiß ja nicht mal, wonach ich suche, Bel. Kümmer dich um Spike, okay?« Dann küsstete ich sie und stieg in den Chrysler.

Während der Rückfahrt nach Seattle schaffte ich es, Amerika aus meinen Gedanken zu verbannen. Stattdessen dachte ich an London, bis ganz an den Anfang der Geschichte, und an Scotty Shattuck. Warum hatte ich nicht auf seine Rückkehr gewartet? Er war der Schlüssel zu der ganzen Sache. Meine Ungeduld hatte mich in die falsche Richtung gelenkt. Seit dem Augenblick hatte ich in allem falsch gelegen.

Vielleicht lag ich immer noch falsch, aber ich fuhr weiter.

28

Notfalls hätte ich Provosts Tür eingetreten.

Aber das war nicht nötig. Die Tür war gar nicht abgeschlossen. Ich zog die Smith & Wesson aus meinem Hosenbund und schlich ins Haus. Jemand war mir zuvorgekommen und hatte alles auf den Kopf gestellt, als wären Einbrecher gründlich am Werk gewesen, nur dass, soweit erkennbar, nichts fehlte. Fernseher, Video und Hi-Fi-Anlage waren noch da, ebenso, auf dem Fußboden des Schlafzimmers verstreut, ein wenig Schmuck. Der musste von Alisha sein. Es bereitete mir keine allzu großen Schuldgefühle, sie getötet zu haben. Sonst hätte sie *mich* umgebracht. Aber ihren Schmuck zu sehen und ihre Kleider, außerdem ihr Parfüm zu riechen... Ich musste einen Moment innehalten und meine Atmung wieder beruhigen.

Und dabei erwischte er mich.

Ich spürte die kalte Mündung der Pistole an meinem Hinterkopf. Mein ganzer Körper war einen Moment lang wie schockgefroren.

»Wirf die Kanone da rüber.«

Ich gehorchte und wurde anschließend von hinten gefilzt.

»Geh ins Wohnzimmer.«

Ich gehorchte. Ich hatte die Stimme erkannt. Ich wusste, wer hinter mir stand.

»Jetzt dreh dich um.«

Ich drehte mich um und stand Leo Hoffer gegenüber.

»Setz dich«, sagte er. »Entspann dich. Du siehst so aus, als hättest du eine anstrengende Nacht hinter dir.«

»Das kann man wohl sagen!« Ich setzte mich auf das Sofa, aber ganz vorn auf die Kante, bereit aufzuspringen, wenn sich mir die Gelegenheit bieten sollte.

»Mach's dir bequem«, forderte er mich auf. »Na los, setz dich richtig hin.«

Ich setzte mich richtig hin. Das Sofa war wie ein riesiger Wackelpudding. So schnell würde ich da nicht wieder hochkommen.

»Ja, ist echt'ne Krankheit, nicht?«, sagte Hoffer. »Ich hab vorhin auch da drin gesessen, während ich mir überlegte, was ich tun solle. Hat mich geschlagene fünf Minuten gekostet, da wieder rauszukommen. Ist'ne richtige Venusfliegenfalle. Also, Mr. Wesley-Weston-West, was treiben Sie hier?«

»Das Gleiche wie Sie, vermutlich.«

»Tja, ich hoffe, Sie haben ein paar Werkzeuge dabei, denn dieser Safe röhrt sich nicht.«

Er deutete auf die entgegengesetzte Wand. Ein großes Gemälde, ein Seestück, das einen kleinen Wandsafe verdeckt hatte, stand abgehängt am Boden. Selbst von da aus, wo ich saß, konnte ich erkennen, dass Hoffer sich am Safe zu schaffen gemacht hatte. Die Wand ringsum sah zerschrammt und zerfurcht aus, die Metallocberfläche des Safes selbst war zerkratzt und stellenweise eingedellt.

»Ich kann den öffnen«, sagte ich.

»Das ist gut. Denn ich will deinen Kopf reinstecken und dir dann meine Pistole in den Arsch schieben.«

»Das nenn ich echte Klasse, Hoffer.«

»Ich werd dir sagen, was echte Klasse ist: Klasse ist, mich zu dieser beschissen Schnitzeljagd um die halbe Welt zu

schicken. Das ist so klasse, dass ich dir den Kopf wegpussten werde.«

Plötzlich überkam mich eine große Müdigkeit. Ich hatte keine Kraft mehr in mir, keinen Kampfgeist. Ich rieb mir über die Stirn.

»Ich brauch einen Drink«, sagte ich.

»Provost hat nicht einen verdammten Tropfen im Haus.« Er griff in sein Jackett und holte eine kleine Flasche heraus. »Deswegen musste ich die kaufen gehen.« Er warf die Flasche neben mir auf die Couch. Es war Jim Beam, und es fehlten schon ein paar Fingerbreit. Ich schraubte den Deckel ab und nahm einen schönen langen Schluck. Anschließend war ich nicht mehr ganz so müde.

»Wie haben Sie mich gefunden?«

Er kam nah genug heran, um die Flasche wieder an sich zu nehmen, und ging dann wieder auf Abstand. Er tat einen tüchtigen Zug, ohne die Augen oder die Smith & Wesson 459 von mir abzuwenden. Er machte sich nicht die Mühe, die Flasche wieder zu verschließen, sondern stellte sie offen auf den Kaminsims.

»Vergessen Sie nicht«, sagte ich, »da sind Ihre Fingerabdrücke drauf.«

»Und Ihre«, entgegnete er. »Ich wisch sie schon ab, bevor ich mich verdrücke. Sie sehen so aus, als hätten Sie schon den nächsten Schluck nötig.«

Aber ich schüttelte den Kopf. »Noch ein Tropfen, und ich schlafe ein - nicht persönlich nehmen.«

Er lächelte. »Tu ich nicht. Aber ich möchte nicht, dass Sie einschlafen. Ich hab noch nie einen Mann im Schlaf getötet. Genau genommen habe ich *überhaupt* noch niemanden getötet, nicht mal im Affekt, schon gleich gar nicht einen Wehrlosen. Ich bin nicht wie Sie, Mann. Ich töte keine Unschuldigen. Sie haben's ganz schön versaut, als Sie Walkins' Tochter umgelegt haben.«

»Ich weiß.«

»Ja, und ich wette, das bereitet Ihnen immer noch schlaflose Nächte. Ich wette, die bereiten Ihnen *alle* schlaflose Nächte, alle Ihre Opfer. Tja, *Sie* zu töten wird mir Spaß machen.«

»Töten ist nicht so leicht, wie Sie vielleicht glauben. Vielleicht sollten Sie mich irgendwo verstecken, bis Ihr Klient kommt und Ihnen hilft. Ich bin sicher, er hätte nichts dagegen, ein, zwei Kugeln auf mich abzufeuern.«

»Da haben Sie wahrscheinlich recht, aber er hat sich dieses Vergnügen nicht so sauer verdient wie ich. Wie ich Sie gefunden habe? Hab ich gar nicht. Sie haben *mich* gefunden. Ich hab draußen gewartet und mich gefragt, wer wohl aufkreuzen würde. Ich hatte eigentlich Provost oder Kline erwartet.«

»Sie kennen Kline?«

»Wir sind uns mal über den Weg gelaufen.«

»Er ist tot.«

»Freut mich zu hören. Er war so ziemlich der bösartigste Scheißer, der mir je eine Magenverstimmung verschafft hat. Ich kann's nicht ausstehen, wenn mir schon zum Frühstück was auf den Magen schlägt, das wird man dann den ganzen Tag nicht wieder los. Sodbrennen, wissen Sie.«

Ich nickte. »Provost ist ebenfalls tot.«

»Sie haben ja wirklich nichts anbrennen lassen. Also, worum ging's bei der ganzen Scheiße?«

Ich zuckte die Achseln. »Hören Sie«, sagte ich, »ich möchte Ihnen für etwas danken.«

Er kniff die Augen zusammen. »Wofür?«

»Dass Sie Max' Kopf zugedeckt haben. Seine Tochter hat ihn gefunden.«

»Na ja, diese abartigen Arschficker hatten ihm den Kopf wieder auf den Hals gesetzt.«

»Ich weiß, und danke.«

»Ist sie noch dabei?«

»Sie ist... sie ist noch dabei.«

»Keine Sorge«, sagte er, »gegen *sie* hab ich nichts.«

»Ich weiß.«

»Die Sache ist nur zwischen uns beiden, Mikey, so wie es von Anfang an gedacht war. Ach übrigens, schöne Grüße von deinen Erzeugern.«

Es traf mich wie ein Schlag. »Was?«

»Ich hab so'n Typen von der Army die Akten nach Fällen von Hämophilie durchchecken lassen. Das ergab nur'ne kurze Liste, und einer der Namen war Michael Weston. Ich hab deine Eltern ausfindig gemacht. Sie lassen schön grüßen. Deswegen hab ich so lang gebraucht, um herzukommen. Auf Abwege geraten, könnte man sagen. Aber jetzt weiß ich eine Menge über dich, und das ist gut so, wenn man bedenkt, dass wir nie die Möglichkeit haben werden, uns auf die übliche Art und Weise kennenzulernen.« Er sah wohl etwas wie Ungläubigkeit in meinem Gesicht. »Dein Vater heißt John, er ist jetzt im Ruhestand, aber noch immer Soldat bis auf die Knochen. Deine Mutter heißt Alexis. Sie wohnen in Stockport.« Er lächelte. »Na, kommt's hin?«

»Verdammte Scheiße, Hoffer, bringen Sie mich einfach um.«

»Was ist im Safe, Mike? Mach mich neugierig.«

»Was?«

»Du bist wegen des Inhalts des Safes hergekommen. Ich will wissen, was es ist.«

»Beweismaterial«, sagte ich. »Diese ganze beschissene Geschichte verdanken wir Kline und einem blöden Tippfehler.«

Jetzt hatte ich sein Interesse geweckt, und das war gut so. Das bewahrte mich davor, sofort getötet zu werden. Ich erzählte ihm die Geschichte und ließ mir dabei Zeit. Ich war zu dem Schluss gelangt, dass ich nicht sterben wollte. Es sollte auch sonst niemand sterben. Heute nicht, vielleicht auch überhaupt nie wieder.

»Das klingt«, sagte Hoffer und leerte die Flasche, »nach einem gewaltigen Haufen hartvergolder Scheiße.«

»Im Safe liegen Dokumente.«

»Und du kannst ihn öffnen?« Ich nickte. »Na dann los.«

Er folgte mir zum Telefon. Der Notizblock war ziemlich vollgekritzelt, jede Menge Zahlen und Buchstaben. Ich fand, was ich suchte, riss das Blatt heraus und ging damit zum Wandtresor.

»Bullshit«, meinte Hoffer verächtlich, als ich vom Blatt abzulesen und das Zahlenrad zu drehen begann. Ich zog am Griff und öffnete langsam den Safe.

Ich blickte hinein und wusste, dass er, wenn er ebenfalls etwas erkennen wollte, mir über die Schulter schauen musste. Ich konnte ihn dicht hinter mir spüren - aber auch dicht genug? Dann sah ich, was sich im Safe befand. Da lagen Papiere und ein ordentliches Bündel Geldscheine, aber außerdem auch noch ein Snub-Nose-Revolver, ein bildschöner kleiner.38. Ich entschied mich, aber ich entschied mich zu spät. Der Griff einer Pistole knallte auf meinen Hinterkopf, und die Beine knickten unter mir weg.

Als ich aufwachte, fühlte ich mich am ganzen Körper steif, als hätte ich im Auto geschlafen. Ich blinzelte und erinnerte mich, wo ich war. Ich sah mich um. Der Schmerz hinter meinen Augen war unerträglich. Ich fragte mich, ob Hoffer sich da drin vielleicht ein bisschen als Hobbychirurg betätigt, vielleicht'ne kleine Trepanation vorgenommen hatte.

Ich befand mich in einem strahlend weißen Badezimmer mit versenktem Whirlpool und goldenen Armaturen. Ich hockte am Waschbecken auf dem kalten, gekachelten Fußboden, die Arme hinter dem Rücken. Ich warf einen Blick über die Schulter und sah, dass sie mit Handschellen an zwei kupferne Wasserrohre gefesselt waren, die unter dem Waschbecken verliefen. Meine Füße waren mit einem ledernen braunen Männergürtel zusammengebunden.

Am verwirrendsten war, dass Hoffer, keinen Meter von mir entfernt, auf dem Klo saß.

Die Hose hatte er allerdings noch an, aber der Klodeckel war der Bequemlichkeit halber heruntergeklappt. Mein Geld-

gürtel hing über seiner Schulter, und er blätterte irgendwelche Dokumente durch.

»Tja, Mike«, sagte er, »offenbar hattest du recht, hm? Ir-
gend so'n Fickerverein kriegt fünf Millionen vom Staat ge-
schenkt. Herzlichen Dank und Schalom. Jesus Maria!« Er
klopfte sich auf die Brusttasche. »Trotzdem hatte der Wichser
nur fünf Mille im Tresor. Aber nun, für ein paar Mittagessen
werden die schon reichen. Und danke für *deine* Spende.« Er
warf mir den Geldgürtel zu. »Die Reiseschecks hab ich dir
gelassen. Mit falschen Unterschriften und solchem Scheiß
will ich gar nicht erst anfangen. Natürlich nehmen die dort,
wo du bald sein wirst, keine Reiseschecks an...«

Ich rüttelte an den Handschellen.

»Die sind gut, nicht? Original NYPD-Dienstausrustung.
Noch aus der Zeit, bevor die zu Plastik übergegangen sind,
oder was für'n Dreck die sonst heutzutage benutzen. Schau,
ich leg den Schlüssel hierhin, okay?« Er legte ihn neben sich
auf den Fußboden. »Bitte schön. So hast du was zu tun, wäh-
rend du stirbst. Natürlich könntest du schon jetzt kurz vorm
Verrecken sein, nicht? Ich hab dir ganz schön eine übergebrat-
ten. Du könntest schon eine innere Blutung haben. Weißt du,
ich kenn mich mit Hämophilie nämlich aus. Ich hab einiges
gelesen. Mann, die stehen *so* kurz davor, eine Therapie zu
finden, hm? Gentechnik und weiß der Geier. An die Wand
stellen sollte man diese ganzen Scheißliberalen, die gegen
Tierversuche hetzen. Mike, wir brauchen *noch* mehr Ver-
suchstiere, denen Löcher in die Hoden gebohrt und Drähte
durchgezogen werden, als wären sie integrierte Schaltkreise
oder so.«

»In integrierten Schaltkreisen gibt es keine Drähte, Leo. Je-
denfalls nicht viele.«

»Oooh, Verzeihung, Herr Professor.« Er lachte und rieb
sich die Nase. Ich wusste, dass er sich, seit ich zuletzt bei Be-
wusstsein gewesen war, irgendwas reingezogen hatte, aber ich
hätte nicht sagen können, was. Er fühlte sich allerdings ziem-

lich gut, so viel konnte ich schon erkennen. Gut genug, um mich am Leben zu lassen? Na ja, bislang hatte er mich jedenfalls nicht getötet. Er stand auf und öffnete das Medizinschränkchen.

»Diese ganze organische Scheiße«, murmelte er, während er einzelne Pillenfläschchen in die Hand nahm und schüttelte. Er drehte sich halb zu mir um. »Ich krieg saumäßig Ohrenschmerzen vom Fliegen. Und das hab ich einzig und allein dir zu verdanken, dass ich in letzter Zeit so viel fliegen musste.«

»Mir blutet das Herz.«

Jetzt grinste er. »Das kannst du laut sagen. Dann hat Kline dich also gelinkt, ja?«

»Provost meint, nein.«

»Tja, irgendjemand *hat's* getan. Sobald ich erfahren hab, dass du den Produzenten und den Anwalt danach gefragt hast, was Eleanor Ricks normalerweise so trug, wusste ich, in welche Richtung du dachtest.«

»Dann sind Sie cleverer als ich.«

»Wer immer dich bezahlt hat, wusste, was sie anhaben würde, hab ich recht?«

»Ja.«

»Tja, Mike, das grenzt die Auswahl doch irgendwie ein, oder?«

Und da ging's mir auf: Das Problem war, dass ich mir nicht gestattet hatte, die Auswahl *weit genug* einzuschränken. Und jetzt war's zu spät, viel zu spät...

»Also«, sagte ich, »Sie wissen, dass ich Bluter bin. Und es stimmt, ein einfacher Schlag auf den Kopf könnte den Zweck schon erfüllen.«

»Aber ich weiß etwas, das den Zweck noch weit besser erfüllen wird.« Er stand auf, kam zu mir herüber und ging in die Hocke. Er hielt etwas in der Hand. Als er es aufklappte, sah ich eine kurze, dicke Klinge. Es war ein gottverdammtes Taschenmesser.

»Schön, nicht? Guck, da kriecht eine Schlange den Federücken entlang. Das ist das Markenzeichen. Pittsburgher Stahl, Mann, da lach ich bloß: *Das hier ist Stahl!*«

»Was haben Sie vor?«

»Du weißt, was ich vorhave, Demolition Man. Ich werde dich demolieren. Dir den Tod der tausend Schnitte schenken! Na, vielleicht werden es auch bloß ein knappes Dutzend.«

Da fing ich an, mich zu winden, zerrte an den Rohren, versuchte sie aus ihrer Verankerung zu reißen. Trat und schlug mit meinen zusammengebundenen Füßen aus. Er hockte bloß da und grinste. Seine Pupillen waren dunkle Stecknadelköpfe. Er schlug zu, und der erste Schnitt ging mir quer über die Wange. Erst war nichts, dann ein Gefühl wie ein langsames Flimmern, das immer intensiver wurde. Ich spürte, wie mir das Blut das Gesicht hinunterzufließen begann. Der zweite Schnitt biss mir in den Oberarm, und ein kurzer Stich öffnete mir die Brust. Ich versuchte mich immer noch freizukämpfen, aber es war sinnlos. Als Nächstes nahm er sich meine Beine vor und stach und schnitt mit Bedacht an mir herum. Es war nichts von Wut oder gar Raserei zu bemerken. Er war vollkommen ruhig, vollkommen beherrscht. Ich hörte auf zu kämpfen, so schwer es mir auch fiel.

»Leo, das ist keine Art, die Sache zu regeln.«

»Es ist die perfekte Art, die Sache zu regeln.«

»Herrgott, erschießen Sie mich, aber *das* dürfen Sie mir nicht antun!«

»Ich tu es doch bereits. Schnetzen und würfeln. Und... *voilà!*« Er stand auf und trat einen Schritt zurück, um sein Werk zu bewundern, während er die Klinge an einer Rolle Klopapier abwischte. Ich konnte nicht zählen, wie viele Schnitt- und Stichwunden ich am Körper hatte. Mehr als ein Dutzend. Sie taten alle weh, aber keine von ihnen würde mich vollständig ausbluten lassen, nicht für sich genommen. Alle zusammen allerdings... tja, alles zusammengenommen, saß ich ganz schön tief in der Scheiße. Mein Hemd hatte sich

schon mit Blut vollgesogen, und die Fliesen unter mir waren rot verschmiert.

»Leo«, sagte ich. Etwas in meiner Stimme bewirkte, dass er mich ansah. »Bitte tun Sie das nicht.«

»Das Zauberwort«, sagte Leo Hoffer. Dann verließ er das Badezimmer.

»Leo! Leo!«

Aber er war weg. Ich wusste das. Ich hörte, wie die Haustür leise ins Schloss fiel. Dann sah ich den Handschellenschlüssel. Ich streckte die Füße danach aus, aber es fehlten noch gute fünfundzwanzig, dreißig Zentimeter. Ich rutschte ganz hinunter auf den Fußboden, renkte mir dabei die Arme aus, machte mich ganz lang und versuchte es noch einmal, aber es fehlten noch immer ein paar Zentimeter. Ich lag erschöpft da, und der Schmerz flutete über mich hinweg. Bluter bluten nicht schneller als andere Leute - es ist bloß so, dass sie nicht wieder aufhören, wenn es erst mal angefangen hat. Ich litt nur an einer milden Form, aber trotzdem hatte die Gerinnungsfähigkeit meines Blutes ihre Grenzen. Leo musste das gewusst haben. Er wusste so viel über mich ...

»Du Hurensohn!«

Ich setzte mich wieder auf und verdrehte die Kette, die meine Handschellen miteinander verband. Jede Kette hatte ein schwaches Glied, aber ich würde es nicht finden, nicht auf diese Weise. Ich sah nach oben. Auf dem Rand des Waschbeckens lagen eine Zahnbürste, eine Tube Zahnpasta und ein kleines Stück Seife, von der Art, wie man es im Hotel mitnehmen lässt. Seife: Vielleicht konnte ich mir die Handgelenke damit einschmieren und aus den Handschellen schlüpfen. Das Problem war, dass sie keinerlei Spiel hatten und mir wie angegossen saßen. Ich würde es niemals schaffen, aus den Dingern zu schlüpfen, egal ob mit oder ohne Seife.

Ich lehnte mich mit dem Rücken an die Wand und überlegte. Mir fielen die verschiedensten Möglichkeiten ein, eine brillanter als die andere, und im Kino hätte wenigstens eine

davon funktioniert. Aber das hier war kein Kino, sondern ein Badezimmer in Seattle.

Dann öffnete sich die Haustür.

»He!«, schrie ich. »Hier drin!«

Wen erwartete ich zu sehen? Bel natürlich, ich hatte schon halb damit gerechnet, dass sie mir hinterherfahren würde, sobald sie Spike im Krankenhaus abgeliefert hätte.

»Hier drin!«, schrie ich noch einmal.

»Ich weiß, wo du bist, Blödmann«, sagte Hoffer. Er stand in der Tür, die Hände in die Hüften gestemmt. Er war schon ein ganz schöner Brocken, wenn auch nicht ganz so groß und breit, wie er im Fernsehen aussah. Er betrachtete mich eingehend, als wäre ich ein Besoffener, der sich in seinem Hausflur breit gemacht hatte, als überlegte er sich, ob er mir einen Tritt verpassen oder mir eine Münze zuwerfen sollte.

Er warf mir den Dime zu.

Oder vielmehr, er setzte die Schuhspitze auf den Schlüssel und schob ihn näher zu mir heran.

»Hey«, sagte er, »was ist das Leben ohne ein bisschen Spaß? Jetzt möchte ich, dass du mir einen Gefallen tust.«

»Was?«

Er kramte in seiner Tasche und holte einen kleinen Fotoapparat heraus. »Sieh mal eben tot aus.«

»Was?«

»Spiel toter Mann. Das muss Walkins überzeugen, also mach es gut. Das Blut sieht schon ganz echt aus, aber ich brauch einen hängenden Kopf, schlaff gespreizte Beine, du weißt schon, das ganze Programm.«

Ich starrte ihn an. Spielte er mit mir? Schwer zu sagen. Seine Augen wirkten dunkel und leer. Er sah leicht verwirrt aus.

Ich ließ den Kopf auf meine Brust fallen. Er schoss ein paar Bilder aus unterschiedlichen Winkeln und kletterte sogar aufs Klo, um von da aus eins zu machen. Das Surren des automatischen Filmtransports wirkte fast lächerlich fehl am Platz. Da

saß ich und blutete wie ein Schwein, während jemand von einer Kloschüssel aus Snuffotos knipste.

»Das war's«, sagte er zuletzt. »Hey, hab ich's dir schon erzählt? Joe Draper will einen Dokumentarfilm über mein Leben drehen. Vielleicht werden wir dann auch über meine barmherzigen Werke reden, hm?«

»Sie haben ein Herz aus Gold, Leo.«

»Ja, ja.«

Er wandte sich zur Tür, aber dann fiel ihm noch etwas ein. Er sprach, ohne sich umzudrehen.

»Wirst du jetzt Jagd auf mich machen, Mikey?«

»Nein«, sagte ich, nicht sicher, ob ich's auch so meinte. »Damit ist jetzt Schluss.« Ich stellte zu meiner Überraschung fest, dass ich es tatsächlich so meinte. Er warf mir einen Blick über die Schulter zu und schien mir zu glauben.

»Tja«, sagte er, »ich hab mir schon selbst ein paar Gedanken über die Sache gemacht. Weißt du, ich könnte dir die Hand ein bisschen kaputt machen, die Finger auskugeln, das Handgelenk zertrümmern. Aber der Körper ist ein zäher Hund, kriegt die unwahrscheinlichsten Schäden wieder hingebogen.«

»Ich schwöre, Leo, ich werde nicht -«

»Also hab ich mir stattdessen überlegt, dass ich - nur für den Fall - Abschussprämien auf deine Eltern aussetze. Wenn ich hopsehe, gehen die auch hops.«

»Das ist nicht nötig.«

»Und mit deiner Freundin, Bel, genauso. Meine kleine Versicherungspolice. Deckt zwar nicht direkt alle denkbaren Schadensfälle ab, aber sie muss eben reichen.«

Er wandte sich zum Gehen.

»Hoffer«, sagte ich. Er blieb stehen. »Gleiche Frage: Werden Sie auf mich Jagd machen?«

»Nicht, wenn du tot bleibst. Besorg dir einen Nebenjob. Regale einräumen. Hamburger verkaufen. Ich werd Walkins erzählen, dass ich dich kaltgemacht hab. Ich hoffe, er nimmt's

mir ab. Ich verliere zwar meinen besten Klienten, aber das hier ist immerhin ein Trostpflaster.« Er klopfte sich wieder auf die Brusttasche, in der das Geld steckte. »Gut möglich, dass ich's auch ein paar anderen Leuten erzähle.«

Ich lächelte. »Sie meinen, den Medien.«

»Irgendwie muss ich mir meine Brötchen ja verdienen, Mike. Wenn du tot bist, brauch ich jede Publicity, die ich kriegen kann.«

»Nur zu, Hoffer, schmettern Sie es von den Dächern.«

»Das werd ich.«

Und weg war er. Ich bekam den Schlüssel zu fassen, aber auch dann war es eine Sauarbeit, die Handschellen aufzukriegen. Wie hatte das Houdini bloß immer angestellt? Vielleicht, wenn man sein Handgelenk auskugeln konnte oder so... Schließlich bekam ich die Dinger aber ab und taumelte aus dem Badezimmer, ging allerdings schon im Flur in die Knie. Ich kroch gerade auf die Tür zu, als sie, ganz langsam, wieder aufging. Ich sah erst einen Fuß, dann den anderen. Die Füße steckten in Cowboystiefeln.

»Michael!«, schrie Bel. »Was ist passiert?«

Sie nahm meinen Kopf in beide Hände.

»Hast'n Pflaster da?«, fragte ich.

29

Hoffer kehrte mit neuneinhalb Riesen in der Tasche und Pro-vosts Papieren im Aktenkoffer nach New York zurück.

Er wusste nicht, ob er mit diesen Papieren jemals etwas anfangen würde. Sie waren einiges wert, keine Frage, aber auch gefährlich. Man brauchte sich bloß den D-Man anzuschauen, um das zu erkennen.

Die Presse war wegen der Sache in Seattle völlig aus dem Häuschen. Schießerei im Hauptquartier der Disciples of Love! Hoffer fiel auf, dass die Polizei eine ganze Menge für sich behielt. Trotzdem dauerte es nicht lange, bis die Mehrzahl der

Leichen als aktive oder ehemalige Mitarbeiter der Sicherheitsdienste identifiziert worden waren. Die vermutliche Erklärung lautete offenbar, dass Kline, ein verbitterter Exagent, einige Aktive irgendwie dazu überredet hatte, für ihn zu arbeiten, und dass sie allesamt in zweifelhaften Beziehungen zu den Disciples of Love gestanden hatten. Na klar!

Von den zehn Millionen oder irgendwelchen Sultanen war nirgendwo ein Wort zu lesen.

Hoffer ging ein paar Tage lang nicht ins Büro, und als er es dann tat, überlegte er es sich nach einer halben Treppe anders. Schließlich bekam er von großen Höhen Ohrenschmerzen. Also zog er sich lieber in den Diner auf der anderen Straßenseite zurück. Der Laden war voll von Pennern, die vor scheinbar nie versiegenden Tassen Kaffee hockten. Sie hatten das Geheimnis des Lebens entdeckt, und es hing ihnen zum Hals raus. Als Hoffer eintrat, nickten ihm ein paar von ihnen zu, als wäre er wieder da, wo er hingehörte.

Donna bediente, und auch sie nickte ihm zu, als hätte sie ihn erst gestern und jeden Tag davor gesehen. Sie brachte ihm Kaffee und das Telefon, und er rief seine Sekretärin an.

»Ich bin hier unten, Moira.«

»Na, das ist ja eine Überraschung.«

»Bringen Sie mir die neuesten Berichte und den Papierkram, Nachrichten, Post, den ganzen Scheiß. Wir erledigen den hier, okay?« Er legte auf und bestellte Rühreier und Schinken. Draußen zog New York sein Ding ab, strotzend vor Energie, wimmelnd von Menschen, die, wenn sie schon nicht vorankamen, einfach versuchten, über die Runden zu kommen.

»Noch Kaffee?«

»Danke, Donna.«

Sie bediente ihn schon seit einem Jahr, oder fast, und noch immer zeigte sie keinerlei Interesse, fragte nie, wie es ihm ging oder was er gerade so trieb. Er hätte wetten können, dass sie nicht einmal wusste, wie er hieß. Er war einfach ein Gast,

der manchmal ein Ortsgespräch führte und gute Trinkgelder gab. Das war's. Das und nichts anderes war er.

Herrgott, das würde schwierig werden, ohne den D-Man über die Runden zu kommen!

Die Eltern, er hätte nie mit seinen Eltern reden dürfen. Sie hatten den Kerl zu real, zu menschlich werden lassen. Sie hatten ihn aller Tücke und Gefährlichkeit beraubt und Hoffer mit Fotos eines schlaksigen, gehemmten Jungen mit mageren Armen und einem schiefen Grinsen konfrontiert. Fotos von ihm am Strand, im Park, am Lenkrad von Papas Auto winkend.

Er hätte da niemals hinfahren dürfen. Was er eigentlich wollte, hatte er ihnen nicht verraten. Er hatte lediglich irgendwas genuschelt, ihr Sohn sei möglicherweise Zeuge eines Verbrechens, aber jetzt könne ihn niemand ausfindig machen. Das schien sie nicht weiter zu beunruhigen, solang es ihm gutging.

Ja, es ging ihm gut, jedenfalls mehr oder weniger. Aber er hatte im Staat Washington ein paar Scherben hinterlassen.

Hoffer wusste, dass die Eltern nicht der einzige Grund waren, aber sie waren immerhin ein nachvollziehbarer. Er wusste wirklich nicht, warum er den D-Man nicht getötet hatte. Vielleicht wollte er kein weiteres Menschenleben auf dem Gewissen haben. Er hatte Michael Weston erzählt, er hätte noch nie einen Menschen getötet. Das entsprach nicht ganz der Wahrheit.

Hoffer war seit Jahren dabei, sich selbst zu töten.

Die Zeitungen stellten zwischen dem D-Man und den Ereignissen um Kline und Provost natürlich keinerlei Verbindung her. Hoffer hätte das für sie tun können, aber er hielt sich lieber zurück. Er zog es vor zu warten. Wartete auf eine Nachrichtenflaute, auf die Sauregurkenzeit, in der leere Seiten und Sendeminuten danach schreien würden, mit was auch immer gefüllt zu werden. Dann wäre der Moment gekommen, der richtige Zeitpunkt, aus dem Schatten zu treten und seine

Story, vielleicht sogar auch seine Fotos, vorzulegen und zu berichten, wie er den D-Man zur Strecke gebracht und getötet hatte. Natürlich gab es keine Leiche, aber das konnte nur bedeuten, dass Hoffer sie irgendwie hatte verschwinden lassen.

Er würde sich was ausdenken.

Einstweilen ernährte er sich von Zeitungsartikeln, von neuen Meldungen über einen Mann, der mit einer Schussverletzung in ein Krankenhaus in der Nähe von Seattle eingeliefert worden war. Über eine geheimnisvolle Frau, die ihn dort abgesetzt hatte. Dann war da noch von Provosts Luxushaus in Seattle die Rede. Wie konnte man das Blut auf dem Badezimmerfußboden erklären oder die Handschellen, die an einem Wasserrohr gehangen hatten?

»Besser als Kino«, sagte er sich, gerade als Donna mit seinem Frühstück kam.

»Ha'm Se was gesagt?«

»Ja«, sagte Hoffer, »ich sagte: Hätten Sie Lust, bei Gelegenheit mit mir ins Kino zu gehen?«

»Träum weiter, Schätzchen«, sagte sie, »träum weiter.«

Vierter Teil

30

Nicht nur spazierte Spike aus diesem Krankenhaus, ohne auch nur mit einem Wort gesagt zu haben, wie er sich die Schussverletzung zugezogen hatte; nicht nur stellte er fest, dass alle seine Rechnungen bezahlt worden waren, sondern es gelang ihm auch noch, die Polizeidienststelle ausfindig zu machen, die den Trans-Am in Verwahrung genommen hatte, und ihn wieder loszueisen. Er schickte über die üblichen Kanäle ein Foto. Es zeigte Jazz und ihn, wie sie an den Wagen gelehnt standen. Quer über das Foto waren die Worte »Ein Stückchen Himmel« gekritzelt.

Ich für meinen Teil behauptete, ein Tourist zu sein, dem Straßenräuber versucht hatten, die Reiseschecks abzunehmen. Das interessierte eigentlich keinen, dazu waren alle zu sehr damit beschäftigt, sich zu fragen, was auf der Olympic-Halbinsel wirklich passiert war. Jeder hatte eine Theorie auf Lager. Alle waren ziemlich an den Haaren herbeigezogen, und jede Einzelne von ihnen war glaubwürdiger als die Wahrheit. Na ja, jede außer der einen, die in den *Weekly World News* veröffentlicht wurde.

Eines Tages brachte man Sam Clancy ein Päckchen an sein Krankenhausbett. Es enthielt seinen Walkman mit einer schon eingelegten und abspielbereiten Kassette. Ich wusste nicht, was Sam mit Jeremiah Provosts Geständnis anfangen würde. Es ging mich auch nichts an, war nicht mehr mein Problem.

Sobald wir konnten, verließen Bel und ich die USA. In London verbrachten wir eine gemeinsame Nacht im Hotel, dann fuhr sie zurück nach Yorkshire. Sie hatte jede Menge Aufräumarbeit vor sich und fragte mich, ob ich wohl jemanden kannte, der am Ankauf einer halben Tonne ausgemusterter Waffen interessiert sein.

Oh, ein paar Namen fielen mir da schon ein ...

Es war ein nieseliger Londoner Vormittag, als ich die Kanzlei von Crispin, Darnforth, Jessup erreichte. Ich schüttelte Regen aus den Haaren, während ich die Treppe hinaufstieg. Ich klopfte an, bevor ich eintrat, und lächelte, als ich auf den Schreibtisch der Empfangsdame zuging.

»Mr. Johns, bitte.« Sie runzelte die Stirn und nahm ihre Brille ab.

»Haben Sie einen Termin?«

»Ich weiß nicht genau.« Sie wartete darauf, dass ich mehr sagte, aber ich stand bloß da, lächelte und tropfte den hellrosa Teppich nass.

»Es tut mir leid, aber er kann niemanden ohne einen Termin empfangen. Er ist heute sehr beschäftigt.«

»Er wird mich schon empfangen.« Ich sah ihr an, dass mein Lächeln sie irritierte. Sie setzte sich die Brille wieder auf.

»Welchen Namen darf ich melden?«

»Keinen.«

Sie nahm den Hörer ab und tippte eine Nummer ein. »Mr. Johns, hier ist ein Mr. Kynan für Sie. Nein, er tut sehr geheimnisvoll.« Sie sah mich an. »Na ja, *aussehen* tut er nicht so, als würde er etwas verkaufen wollen.« Ich schüttelte bestätigend den Kopf. »Ja, Sir.« Sie legte die Hand auf die Sprechmuschel. »Wenn Sie einen Termin haben möchten...«

Ich nahm ihr den Hörer aus der Hand.

»Sie wissen, wer ich bin. Ich war schon mal als Polizeibeamter hier.«

Dann knallte ich den Hörer wieder auf die Gabel und wartete, während die Sekretärin mich so ansah, als hätte ich gerade versucht, sie zu besteigen. Johns öffnete die Tür seines Büros und blieb an der Schwelle stehen.

»Ach ja«, sagte er, »kommen Sie doch bitte herein.«

Ich betrat sein Büro und blickte mich um. Es war sonst niemand da. Wir würden unter uns sein.

»Nehmen Sie bitte Platz«, sagte er. Dann setzte er sich mir gegenüber an seinen Schreibtisch und legte die Hände wie zum Gebet aneinander. »Ja«, begann er. »Ich erinnere mich an Sie. Sie sagten, Sie seien das andere Mal als Polizeibeamter gekommen. Ich darf also wohl daraus schließen, dass Sie keiner mehr sind.«

»Ich war auch damals keiner.« Ich brauchte ein Weilchen, um mich zu setzen. Die Bandagen und Pflaster schnürten mich wie ein Korsett ein. Und darunter juckten die verheilenden Wunden wie die Pest.

Johns nickte, als hätte ich lediglich seine Vermutung bestätigt. Ich verspürte den Drang, ihn in sein glattes Gesicht zu schlagen, damit die Selbstgefälligkeit in seinem Blick verschwand. Er hatte keine Angst vor mir. Er hatte schon Schlimmeres als mich gesehen - wenn auch nur im Traum.

»Ich fürchte, ich tappe etwas im Dunkeln«, sagte er.

»Da sind Sie nicht allein. Erzählen Sie mir von Mrs. Ricks' Tod.«

»Was? Noch einmal?«

»Nein, diesmal will ich die Wahrheit. Ihr Tod hat Sie nicht überrascht, stimmt's?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Er schürzte die Lippen, so dass sie seine aneinandergelegten Fingerspitzen berührten. Dann lehnte er sich in seinem Sessel zurück und ließ seine Arme herunterhängen. »Sie haben Sie getötet?«, fragte er.

»Ja.« Es störte mich nicht, dass er es wusste - jetzt nicht mehr. Ehrlichkeit konnte ich von ihm nur erwarten, wenn ich meinerseits ehrlich war.

»Ich versteh'e«, sagte er. »In dem Fall habe ich etwas für Sie.« Er stand auf und ging an seinen Safe. Es war ein frei stehendes Modell, dunkelgrün, mit einem Messingschild der Herstellerfirma, wie die Dinger, die in alten Western von Bankräubern mit Dynamit aufgesprengt werden. Er schloss

ihn mit einem Schlüssel auf und drehte den Griff herum. Als er sich zu mir umdrehte, hielt ich eine Pistole auf ihn gerichtet. Das brachte ihn nicht weiter aus der Fassung - anders als Scotty Shattuck, als ich ihm das Ding letzte Nacht abgenommen hatte.

»Das ist nicht nötig«, erklärte Johns ruhig. Er zog die Tür des Tresors weit auf, so dass ich hineinsehen konnte. Er war voll von Akten und großen braunen Umschlägen. Er nahm den obersten Umschlag heraus und reichte ihn mir. Es stand weder ein Name noch sonst etwas darauf, und er schien nicht viel zu enthalten. Ich bedeutete ihm mit einer Geste, zu seinem Sessel zurückzukehren, und setzte mich dann meinerseits hin. Ich legte die Pistole auf den Schreibtisch und riss den Umschlag auf. Darin lagen zwei Blätter - ein getippter Brief. Unterschrieben war er mit »Eleanor Ricks«.

Ich begann zu lesen.

»Wenn Sie das hier lesen, haben Sie Ihre Aufgabe erfüllt und sitzen in Geoffreys Büro. Vielleicht zielen Sie gerade mit einer Schusswaffe auf ihn, um sich für das zu rächen, was Sie durchgemacht haben. Bitte glauben Sie mir, dass er nichts weiß. Ich hinterlege dieses Schreiben bei ihm als Beweis dafür. Wenn Sie hier sind, haben Sie wahrscheinlich vor, ihm etwas anzutun. Ich möchte nicht, dass Geoffrey etwas zustößt, also lesen Sie das hier bitte zu Ende, bevor Sie irgendetwas unternehmen.

Ein weiterer Grund für diesen Brief ist vermutlich mein übermächtiges Bedürfnis, das alles niederzuschreiben, es irgendjemandem mitzuteilen... auch wenn Sie derjenige sind. Andererseits kann ich mir niemanden vorstellen, der einen besseren Beichtvater abgeben würde.

Ich habe gesagt, dass Geoffrey nichts weiß, aber wahrscheinlich weiß er mittlerweile schon eine ganze Menge. Ich habe ihm nichts erzählt, aber er ist kein Dummkopf, und ich brauchte seine Hilfe, also weiß er zumindest ein bisschen.

Zum Beispiel bat ich ihn, zu einem bestimmten Zeitpunkt die Polizei anzurufen - ein paar Minuten, bevor ich zusammen mit Molly Prendergast das Hotel verlassen würde. Das wird das Schwierigste überhaupt werden, da herauszukommen und zu wissen, dass Sie auf mich warten. Ich weiß, dass ich, wenn ich aus diesem Hotel trete, in den Farben gekleidet bin, die Sie erwarten -, dass ich dann zittern werde. Aber es ist mir auf jeden Fall lieber zu wissen, wovor ich mich fürchte, und zu wissen, dass etwas geschehen wird, was mich daran hindert, mich weiter zu fürchten und wütend zu sein und zu leiden... Lieber das als dieser langsame innere Tod.

Trotzdem werde ich zittern. Ich hoffe, ich schaffe es nach draußen auf die Treppe. Ich hoffe, ich biete Ihnen ein leichtes Ziel. Ich hoffe, dass ich nicht gezögert habe. Ich habe vor mehreren Monaten erfahren, dass ich mich im Endstadium befinde. Ich habe niemandem was davon gesagt. Das wollte ich nicht. Aber ich spürte diese tiefe Enttäuschung in mir, Frustration, Wut darüber, dass so viele Projekte unvollendet bleiben würden... einschließlich dieses einen, an dem ich gerade arbeite.

Die Idee dazu gab mir Scotty Shattuck. Oder besser gesagt, als ich an Scotty dachte, kam mir die Idee. Wenn Sie das hier lesen, haben Sie wahrscheinlich mit Scotty gesprochen.«

Ich hielt inne und sah zu Geoffrey Johns auf. Er starnte aus dem Fenster. O ja, ich hatte mit Scotty gesprochen. Ich hatte noch erheblich mehr getan als bloß geredet. Aber er war am Leben, und es ist unglaublich, was Ärzte heutzutage alles fertigbringen... Ich las weiter.

»Scotty half mir. Ich kannte ihn von Einsätzen auf den Falklands her, als er noch Soldat, und später in Exjugoslawien, als er Söldner war. Ich wusste, ich wäre nie imstande, Selbstmord zu begehen, nicht ohne fremde Hilfe. Ich habe nun mal einen sehr starken Lebenswillen. Was ich nicht ertrage, ist der Schmerz. Ich fragte Scotty, ob er dazu in der Lage wäre, jemanden für Geld zu töten. Er schwafelte auf seine

übliche Weise daher, und dann erwähnte er Sie. Einen Auftragsmörder. Einen guten, nicht billig, aber mit einem beachtlichen Ruf. Und da kam mir die Idee. Denn wenn meine Ermordung durch Art und Ort ihrer Durchführung genügend Aufsehen erregte, dann würden andere Journalisten, die Medien, die Polizei, vielleicht sogar Interpol oder irgendeine andere internationale Organisation... vielleicht würden sie *alle* anfangen, sich zu fragen, wer meinen Tod gewollt haben konnte. Und das würde sie alle dazu veranlassen, die Disciples of Love näher unter die Lupe zu nehmen. Vielleicht würden sie dann das Geheimnis der Sekte lüften - worin es auch bestehen mag. Ich bin mir ganz sicher, dass da etwas ist. Ich muss weinen bei dem Gedanken, dass ich niemals wissen werde, was es ist... es sei denn, es gibt ein Leben nach dem Tod.

Ich übergebe dieses Schreiben Geoffrey mit der Bitte, es aufzubewahren, bis Sie möglicherweise zu ihm kommen. Ich frage mich, ob es jemals geschehen wird... Ich meine, meine Zeitplanung ist sehr eng. Die Polizei wird gerade ein paar Minuten, bevor ich auf die Vortreppe hinausgehe, alarmiert werden. Es gibt eine Wache nicht weit vom Hotel, aber ich weiß nicht, wie die genaue Vorgehensweise in solchen Fällen ist. Vielleicht wird man den Beamten erst Schusswaffen aushändigen, was ihr Eintreffen verzögern wird. Vielleicht wird die Polizei einen falschen Alarm, einen dummen Scherz vermuten und gar nicht erst auftauchen. Sie könnten festgenommen werden, oder Sie könnten entkommen. Wenn Sie gefasst werden, wird's sogar eine noch größere Story, erhält sie noch mehr Aufmerksamkeit vonseiten der Medien. Wenn Sie entkommen, fangen Sie vielleicht selbst an, sich zu fragen, warum und wie die Polizei einen Tipp bekommen hat. Und von wem.

Gott, am Ende könnte es ja darauf hinauslaufen, dass *Sie* meinen Job erledigen! Es ist entsetzlich, nicht zu wissen, wie die Sache enden wird. Ich habe das Ganze geplant

und organisiert, und ich bin die Einzige, die nicht miterleben wird, wie es ausgegangen ist. Ich will Schlagzeilen, keinen Nachruf. Ich hoffe, ich habe sie bekommen.

Geoffrey soll der Polizei mitteilen, im Wohnblock gegenüber dem Hotel befindet sich ein Killer. Vermutlich werden Sie da auch sein, obwohl mir klar ist, dass ich Ihnen das in meinen schriftlichen Anweisungen nicht ausdrücklich vorschreiben kann. Ich musste da ohnehin vorsichtig sein, damit Ihr Verdacht nicht sofort auf mich fällt. Ich muss die ganze Zeit an die falschen Schlüsse denken, die die Medien ziehen könnten. Vielleicht werden sie Freddy verdächtigen oder irgendeinen Feind aus meiner Vergangenheit. Ich bin mit den bosnischen Serben nicht gerade sanft umgegangen; mit den Söldnern übrigens auch nicht. Nicht dass Scotty was davon wüsste; er hat meinen Artikel nie gelesen. Er sagt, er würde nie lesen. Ich weiß, dass er mich für Geld wahrscheinlich selbst töten würde, aber so, anonym, ist es mir lieber. Ich möchte, dass ein Unbekannter mich tötet, und es soll jemand sein, der sein Geschäft besser versteht als Scotty.

Entschuldigen Sie die Tippfehler. Ich habe allmählich ziemlich zittrige Hände. Es gibt Tabletten, die ich nehmen könnte, aber die lassen einen völlig abstumpfen, und bei der wenigen Zeit, die mir noch bleibt, will ich *leben*, keine dumpfe, verschwommene Illusion von Wohlbefinden. Ich sehe alles so vollkommen klar... Ein einzelner Grashalm besitzt mehr Schönheit als jedes Gemälde, aber jedes Gemälde kann mich zum Weinen bringen.

Ich hoffe, dass meine Zeitplanung stimmt. Ich habe Angst, die Polizei könnte zu früh eintreffen und Sie verschrecken. Ich muss meine Uhr aufziehen. In letzter Zeit vergesse ich das oft. Aber ich bin fest entschlossen, dafür zu sorgen, dass an meinem letzten Tag alles so laufen wird, wie *ich* es will. *Ich* werde Regie führen. Ich frage mich, ob ich die Macht habe, Sie davon abzubringen, anschließend weiter zu töten... Das wäre gut. Ich würde Menschenleben retten und

keines opfern. Sagen Sie Geoffrey, dass er mir fehlen wird.
Der Gute, er hat mich immer geliebt.«

Dann folgte eine Unterschrift, weiter nichts.

Ich sah den Anwalt an.

»Sie übergab mir zwei Umschläge«, bestätigte er. »Der erste sollte an dem Tag, als sie... starb, geöffnet werden. Ich öffnete ihn um die angegebene Uhrzeit, und da stand, ich solle die Polizei anonym anrufen und sagen, vor dem Craigmead Hotel würde gerade ein Mord stattfinden. Den anderen Umschlag sollte ich im Tresor aufbewahren, bis jemand kommen und danach fragen würde.« In Johns Augen standen Tränen. »Ich habe die Polizei angerufen, aber anschließend auch das Craigmead Hotel, um Eleanor über Lautsprecher ausrufen zu lassen. Sie wurde ausgerufen, aber sie kam nicht ans Telefon. Sie ging einfach hinaus, ohne auf den Aufruf zu achten, und wurde erschossen.«

»Sie hat die ganze Sache selbst inszeniert«, erklärte ich. Das hatte ich bereits die Nacht davor von Shattuck erfahren. Er hatte gewusst, wer meine Auftraggeberin war, aber nicht, dass sie ihr eigenes Opfer sein würde. Als er die Sache in den Nachrichten hörte, suchte er das Weite. Bis letzte Nacht hatte er geglaubt, ich hätte die falsche Person getötet. Aber was das angeht, konnte ich ihn aufklären.

Wer hatte gewusst, was Eleanor Ricks an dem Tag tragen würde?

Nur sie selbst.

Geoffrey Johns putzte sich die Nase. Dann stand er auf und ging an einen Schrank, aus dem er eine Flasche Whisky und zwei Gläser nahm. Er kehrte mir den Rücken zu, während er einschenkte.

»Sie sagte, ich würde Sie erkennen, wenn Sie erst mal da wären... Ich würde wissen, dass ich Ihnen den Umschlag geben solle. Sagen Sie mir bitte, warum hat sie es getan?«

Als er sich wieder umdrehte, hatte ich das Zimmer bereits verlassen. Ich nahm ihr Geständnis mit. Ich war Johns nichts schuldig. Schulden hatte ich nur bei den Toten.

31

Das Dorf war so durch und durch englisch, dass sich einem irgendwie der Verdacht aufdrängte, es könne unmöglich echt sein.

Die Leute jedenfalls sahen eindeutig unecht aus, wie Schauspieler, die ihre jeweiligen Rollen spielten; den Bauern-tölpel, den Gutsherrn oder den Pendler. In der Hotelbar hießen alle George, Gerry oder Arthur, ein paar von ihnen trugen Halstücher, und sie tranken alle aus Zinnkrügen. Die Deckenbalken der Bar waren schwarz lackiert und schienen aus Plastik zu sein, waren es aber nicht.

Bel war von dem Ganzen hingerissen, auch von unserem wie aus einem Katalog oder Einrichtungsmagazin stammenden Laura-Ashley-Zimmer. Das Bett war neu und aus Messing und wurde von einem mit Blumenmustern bedruckten Betthimmel überwölbt. Die Tapeten waren, wie die Wirtin uns wissen ließ, handbemalt. Von selbst wäre man nie darauf gekommen, sie sahen einfach nur langweilig aus und waren nicht mal signiert.

Ich musste lächeln, als Bel, kaum im Zimmer, den Fernseher einschaltete. Sie legte sich mit der Fernbedienung aufs Bett und zappte, während sie Gratistrauben aus einer Schüssel zupfte und sich in den Mund steckte.

»Guck dir das an«, sagte sie.

Sie hatte die CNN-Nachrichten gefunden. Zwei osteuropäische Nationalstaaten standen kurz vor dem Krieg.

»Mein Anruf scheint nicht viel genutzt zu haben«, sagte ich.

Ich kehrte die ganze Zeit meine Schokoladenseite hervor. Ich beklagte mich nicht, war fügsam und mit allem, was Bel

vorschlag, einverstanden. Ich hab's schon mal gesagt: Ich beherrsche die Kunst, mich so zu verhalten, als gehörte ich dazu, als wäre ich ein ganz normaler Mensch, was aber nicht stimmt.

Hoffer ist ebenfalls ein guter Schauspieler. Er glaubt an seine Rolle. Ich habe das Gefühl, dass wir uns irgendwann wieder über den Weg laufen werden, ob uns das passt oder nicht. Wir sind nicht die zwei Seiten einer Medaille - wir sind *dieselbe* Seite derselben Medaille.

Bel hat davon natürlich keine Ahnung. Sie glaubt, es sei alles vorbei. Sie glaubt, wir sind zu einem romantischen Wochenende hier, um einen Schlussstrich unter die Vergangenheit zu ziehen. Heute, glaubt sie, beginnen wir neu, lassen wir all das Grauen hinter uns. Während des Mittag- und Abendessens habe ich ihre Hand gehalten und sie unendlich sanft gedrückt. Ihre Augen strahlten. Ich schluckte fortwährend Worte, Bilder, Empfindungen hinunter. In meinen Gedanken blieb ich mir jedoch treu.

Wir machten eine Runde durch das Dorf. Viel hatte es nicht zu bieten. Schmale Gassen, die zu beiden Seiten der Durchfahrtsstraße den Hang hinaufführten. Ein Bahnhof, Geschäfte, fünf Pubs, das eine Hotel, ein ganz von Rosensträuchern umgebener Friedhof. Arme Leute schien es hier überhaupt keine zu geben. Als wir stehen blieben, um ein bestimmtes Haus zu bewundern, wusste Bel nicht, dass ich noch ein anderes Motiv hatte, es mir anzusehen.

Es war ein großes frei stehendes Anwesen mit einem niedrigen Mäuerchen zur Straße hin und einem gepflegten Garten. Es gab eine bekiete Auffahrt und einen vor der Tür parkenden Volvo-Kombi.

Bel drückte meinen Arm. »Ist das die Art Haus, in der du wohnen möchtest?«

Ich dachte darüber nach. Was ich mir wünschte, war ein Penthouse in Manhattan, so dass ich auf eine ganze Stadt hinunterschauen könnte, als hielte ich sie in der offenen Hand.

»Vielleicht«, antwortete ich.

Am Gartentor war ein Namensschild angebracht, aber ich deutete auf irgendwelche Bäume auf der anderen Straßenseite und lenkte dadurch Bels Aufmerksamkeit ab. Vielleicht hätte sie sowieso keinen Argwohn geschöpft - auch wenn Ricks kein *so* häufiger Name ist.

Hier wohnten Eleanor Ricks' Eltern.

Hier war sie vor knapp vierzig Jahren auf die Welt gekommen. Das wusste ich aus der Zeitung. Ihre Eltern hatten sich nach ihrer Ermordung ausgiebig zu Wort gemeldet. Sie seien gegen die Todesstrafe, selbst für Terroristen. Das ehrte sie, wirklich.

Bel und ich liebten uns diese Nacht unter unserem Bett-himmel. Das Zimmer kostete fünfundachtzig Pfund pro Nacht, einschließlich des Frühstücks. Meine Reserven gingen allmählich zur Neige. Bald würde ich mein Schweizer Konto angreifen müssen. Bel hatte die Jobfrage angeschnitten. Sie meinte, sie könnte als Sekretärin oder etwas in der Art arbeiten, und ich... Na, irgendwas würde sich für mich schon finden.

Vielleicht Hamburger verkaufen oder Supermarktregale auffüllen, wie Hoffer vorgeschlagen hatte.

Wir liebten uns, wie gesagt, und sie schlief ein. Ich zog mich wieder an und ging nach unten. Die Bar war noch immer samstags voll, aber niemand beobachtete mich, als ich in die Nacht hinaustrat.

Ich schlenderte durch das Dorf. Selbst bei Nacht war es malerisch, ganz Blumenampeln und Ziegeldächer, ferne Hügel und niedrige Steinmäuerchen.

Die Mauer um den Friedhof war allerdings höher. Im wirklichen England blieb der Tod immer außen vor. Doch ich befand mich hier, um jemandem die letzte Ehre zu erweisen. Das schmiedeeiserne Tor war nicht abgeschlossen, und als ich dagegindrückte, schwang es lautlos auf.

Ich brauchte nicht lang, um das zu finden, wonach ich suchte. Auf Eleanor Ricks' Grab lagen noch immer frische Blumen. Ich stand eine Weile da, die Hände in den Taschen vergraben, und scharrete mit den Füßen. Ich dachte eigentlich an nichts. Nach vielleicht fünf Minuten verließ ich den Friedhof wieder.

Das Haus ihrer Eltern lag genau oben am Hang.

Dank

Ich möchte der Haemophilia Society und insbesondere Alan Weir für detaillierte Informationen zum Thema Bluterkrankheit danken. Wer mehr darüber wissen möchte, sollte sich direkt an diese Organisation wenden: The Haemophilia Society, 123 Westminster Bridge Road, London SE1 7HR, Großbritannien. Danke auch an David in Edinburgh, Andrew Puckett und meiner Frau Miranda für ihre Hilfe bei den Recherchen.

Gerald Hammond war in Sachen Schusswaffen wie immer ein Born des Wissens, und ich möchte außerdem dem Estacado Gun Club dafür danken, dass ich bei einem seiner Schießwochenenden dabei sein durfte. Tatsächlich haben mir in den USA so viele Leute geholfen, dass ich etliche Seiten bräuchte, um sie alle namentlich zu nennen. Deswegen muss hier ein allgemeines Dankeschön genügen. Ein besonderer Dank gebührt allerdings Becky Hughes und David Martin in Seattle, Jay Schulman in Arlington, Massachusetts, und Tresa Hughes in New York dafür, dass sie mich, Miranda und unseren Sohn Jack so lange ertragen haben.

Der Chandler-Fulbright Award machte es mir überhaupt erst möglich, so viel Zeit in den Vereinigten Staaten zu verbringen - und so viel Geld dort auszugeben. Ich danke also der Raymond-Chandler-Stiftung und den Mitarbeitern der Fulbright Commission in London, insbesondere Catherine Boyle.

Die wahren, unbesungenen Helden dieses Buches sind wahrscheinlich Elliott Abrams und Fawn Hall. Für die, die sie nicht kennen, liefert Theodore Drapers zweiteiliger Essay im *New York Review of Books* eine gute Einführung; ein vollständiges Bild erhält man allerdings erst durch Drapers Buch *A Very Thin Line: The Iran-Contra Affairs* oder die vollständigen Protokolle der Kongressanhörungen. Ich zitiere

aus dem ersten Teil des Essays, der in der Ausgabe vom 27. Mai 1993 erschien:

Leider wusste Abrams nicht, wie man Geheimkonten einrichtet, und er brauchte eines, um die [zur finanziellen Unterstützung der Contras gedachten] erwarteten zehn Millionen Dollar aus Brunei zwischenlagern zu können. Er wandte sich an Alan Fiers von der CIA und Oliver North vom NSC, um entsprechende Tipps zu bekommen, und beschloss, Norths Rat zu befolgen. North gab ihm eine Karteikarte mit der Nummer eines Schweizer Geheimkontos, auf das er [North] Zugriff hatte; als Norths Sekretärin, Fawn Hall, die Kontonummer auf eine andere Karteikarte übertrug, stellte sie versehentlich zwei Ziffern um; Abrams leitete die falsche Nummer an den Außenminister von Brunei weiter; und zehn Millionen Dollar flossen auf das Konto eines Unbekannten, der den Betrag erst nach mehreren Monaten wieder herausrückte.

Die Originalausgabe erschien 1994 unter dem Titel
»Bleeding Hearts« bei Headline, London
Verlagsgruppe Random House

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Januar 2009

Copyright © der Originalausgabe 1994 by John Rebus Limited
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2009 by Wilhelm Goldmann
Verlag, München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlagmotiv: Visum/buchcover.com/Doublepoint Pictures
An · Herstellung: Str.
eISBN : 978-3-641-02465-9

www.goldmann-verlag.de

www.randomhouse.de